Geschichte der Steiermark

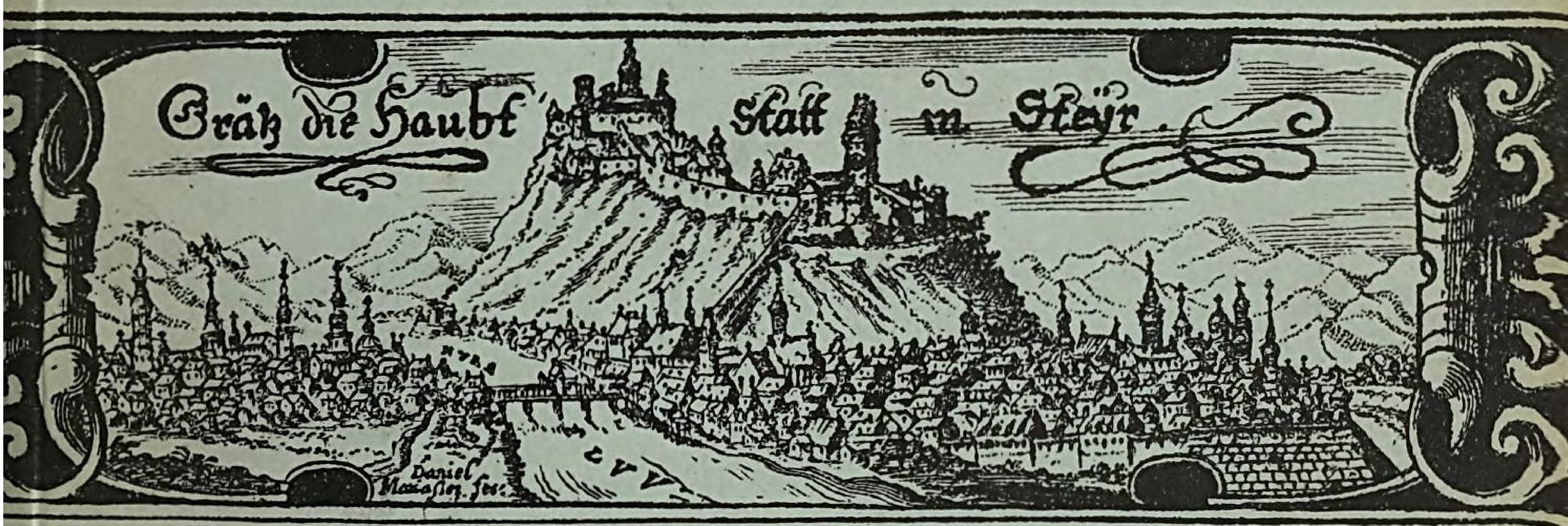
mit

besonderer Rücksicht auf das Culturleben

von

Dr. Franz Martin Mayer,

Director der Landes-Oberrealschule in Graz.



Graz, 1898.

Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung

(J. Meyerhoff).

Geschichte der Steiermark

mit

besonderer Rücksicht auf das Culturleben

von

Dr. Franz Martin Mayer

Director der Landes-Oberrealschule in Graz.

Graz, 1898.

Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung

(J. Meyerhoff).

Druckerei „Leykam", Graz.

Vorwort.

In dem vorliegenden Buche ist der Versuch gemacht, die Geschicke des Herzogthums Steiermark unter sorgfältiger Benützung der Ergebnisse der zahlreichen Untersuchungen und Specialarbeiten, die in den Schriften des Historischen Vereines für Steiermark, in anderen historischen Zeitschriften und in selbstständigen Werken veröffentlicht wurden, in mäßigem Umfange und in leicht verständlicher Form darzustellen. Die Vorgeschichte, das ist die Zeit der Kelten und Römer, wurde wie die Zeit der Völkerwanderung bis zur Besitzergreifung des Landes durch die Slovenen kurz und übersichtlich behandelt; aber auch die letzten Jahrzehnte, eine Zeit politischer, nationaler und socialer Kämpfe, deren Ergebnisse noch in weiter Ferne liegen, fanden keine eingehende Schilderung. Die Darstellung dieser Kämpfe hätte, wenn sie verständlich sein sollte, einen Umfang annehmen müssen, der zur Behandlung der früheren Zeiten nicht gut gepasst hätte, und sie wäre, so fürchte ich, auch einseitig ausgefallen.

Fast die Hälfte des Buches ist der Culturgeschichte gewidmet, also dem Leben des Volkes, wie es sich in seiner Wirtschaft, in staatlichen Einrichtungen, in Sitten, Gewohnheiten und Denkungsart, in Handwerk, Industrie, Kunst und Wissenschaft äußert. Dass der Zusammenhang der in den einzelnen Zeiträumen wechselnden An=

schauungen und die Einflüsse, welche diesen Wechsel herbeigeführt haben, nicht immer deutlich gemacht ist, kommt daher, dass man die feinen Fäden, die sich von einer Zeit zur anderen, von einem Lande zum anderen spinnen, selten genau zu erkennen vermag.

Die Angabe von Geschichtsquellen wurde unterlassen, aber im Texte wurde neben manchem Forscher der Gegenwart mitunter auch einer zeitgenössischen Aufzeichnung das Wort gegeben, und in den Fußnoten wurde oft auf eine neuere Arbeit verwiesen, was dem willkommen sein wird, der sich mit dem betreffenden Zeitraume näher befassen will.

Der Umschlag dieses Buches zeigt die zweitälteste in Druck bekannt gewordene Ansicht von Graz, welche von Daniel Manasser im Jahre 1634 als Titelkupfer für einen Kalender angefertigt wurde. Wir verdanken diese Abbildung dem Entgegenkommen des Landesarchivdirectors Herrn Regierungsrathes Dr. Josef von Zahn.

Graz, im November 1897.

Der Verfasser.

Vorgeschichte.

Kelten und Römer.

1. Kelten.

Das Land Steiermark war nicht zu allen Zeiten von Deutschen und Slaven bewohnt. Die Abstammung der ersten Bewohner des Landes, von denen wir nur spärliche Kunde haben, ist unbekannt. Sie lebten von der Jagd, vom Fischfang, von der Viehzucht und dem Ackerbau; sie schufen sich zuerst Waffen und Werkzeuge aus Hirschhorn und Knochen und Gefäße mit freier Hand aus Thon. Es scheint, dass sie es nach und nach lernten, die in der Erde verborgenen Schätze zu gewinnen und das Kupfer zu Geräthen und Waffen zu verarbeiten, ja es mit Zinn zur Bronze zu verbinden. Das thätige Industrie- und Handelsvolk der Etrusker, das vor den Römern das mächtigste und gebildetste Volk in Italien war, stand schon mit diesen ältesten Alpenbewohnern in Handelsbeziehungen.

Im fünften oder sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt drangen Kelten in die Ostalpenländer ein und unterwarfen oder verdrängten die früheren Bewohner. Die Kelten gehören mit den Griechen, Italikern, Germanen, Slaven u. a. zur großen indogermanischen Völkerfamilie und waren geraume Zeit die Bewohner Mittel- und Westeuropas. Das Hauptland ihrer Macht war Gallien, das heutige Frankreich; sie saßen aber auch in England,

auf der pyrenäischen Halbinsel, in Süddeutschland und dann in Oberitalien. Der Gesammtname für die Kelten, welche sich in den östlichen Alpenländern angesiedelt hatten, war zuerst Taurisker, d. i. Bergbewohner, dann Noriker.[1]

Die Noriker sind aus einer Anzahl kleinerer keltischer Stämme entstanden, die sich zu einem größeren Staatsganzen aneinanderschlossen, das auch „Königreich Noricum" genannt wird. Wie diese Vereinigung vor sich gegangen ist, weiß man nicht. Das norische Gebiet erstreckte sich nordwärts bis zur Donau, westlich bis zum Inn und den Quellen der Drau, südlich bis zu den Karawanken und gegen Osten bis an die Leitha und die Ausläufer der Alpen. Die Hauptstadt hieß Noreja; man vermuthet, dass sie in der Nähe von Neumarkt in Obersteiermark gelegen gewesen sein mag.

Auch zur Zeit der Noriker erschienen etruskische Handelsleute in den Alpenthälern und brachten die Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes, Waffen, Geräthe, Gefäße und Schmucksachen herbei: Dolche und Schwerter, Panzer und Helme, Messer und Sicheln aus Bronze, Gürtel und Spangen, Ringe und Gewandnadeln (Fibeln) aus Bronze oder Gold. Die Händler nahmen dafür Naturproducte in Empfang. Als dann die Etrusker ganz im römischen Reiche aufgegangen waren, führten römische Kaufleute die Industrieproducte Italiens den Norikern zu; sie kamen größtentheils über Aquileja, das seit 183 vor Christi Geburt im Besitze der Römer war, in die Thäler der Alpen.

Die Noriker beschäftigten sich zwar vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht, aber sie betrieben auch Bergbau und mancherlei Gewerbe und hatten städtische Ansiedlungen. Salz gewannen sie nicht allein für sich, sondern sie trieben damit auch Handel. In der Gegend von Ischl, Hallstatt und Aussee wohnte der keltische Volksstamm der Halauner, d. h. Salzmänner. Die Noriker gewannen

[1] A. v. Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark, I., 1844. — Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich. Mit Skizzen zur keltisch-römischen Vorgeschichte. 1879.

ferner Kupfer, Eisen und Gold, letzteres nicht allein in Gruben, sondern auch aus Flüssen. Diese und andere Naturproducte verarbeiteten sie auch selbst; aus Schafwolle verstanden sie zehn verschiedene Arten von Stoffen zu bereiten; sie gerbten die Lamm-, Ziegen-, Kalb-, Reh- und Gemsfelle. Aus neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn stellten sie die goldglänzende Bronze her, die sie zu Beilen, Keulen, Sicheln und Gefäßen verarbeiteten. Vielleicht fand man das Kupfer in dem nahen Flatschach, wo bis in unser Jahrhundert ein Kupferbergwerk bestand. Die Noriker gewannen Eisen in Hüttenberg im heutigen Kärnten und vielleicht im Erzberge in Obersteier und verstanden es, aus diesem Metalle nützliche Geräthe zu verfertigen. Mehrere alte Schriftsteller rühmen die Vortrefflichkeit des norischen Eisens und der aus demselben von norischen Schmieden hergestellten Waffen. Schon bevor die Römer festen Fuß in den Alpen gefasst hatten, begannen die Noriker auch, selbständig Münzen zu prägen, die sie mit römischen Schriftzeichen versahen. Münzen aus Silber und solche aus Gold, sogenannte Regenbogenschüsselchen, sind noch vorhanden. Reiche Noriker werden wohl gern die kostbaren fremden Waffen und Geräthe mit ihrer geschmackvollen Ausstattung erworben haben, aber den meisten genügten die einheimischen Erzeugnisse. Es werden daher manche der in Hügelgräbern und Urnenfeldern aufgefundenen Waffen und Geräthe fremden, etruskischen, vielleicht die meisten aber einheimischen Ursprunges sein. Übrigens sind Alterthümer dieser Art bisher nur an verhältnismäßig wenig Orten aufgefunden worden. Bei Negau fand man eine Anzahl Bronzehelme mit Inschriften, in Klein-Glein Harnische nebst Schildbückeln, Schwerter und Gewandnadeln. Im Jahre 1851 fand ein Bauer auf seiner Hutweide hinter dem Dorfe Stretweg nördlich von der Stadt Judenburg unter einer geringen Erderhöhung ein Wägelchen aus Bronze, das sich unter dem Namen **Judenburger Wagen** im Grazer Landesmuseum befindet und die Aufmerksamkeit vieler Gelehrten auf sich gezogen hat. Auf einer mehrfach durchbrochenen Bronzeplatte, die auf vier Rädern ruht, stehen Figuren,

aus Bronze gegossen, die wahrscheinlich einen Festzug darstellen. Die mittlere größere Figur hält ober dem Haupte eine Schale; rechts und links stehen nackte Reiter, vorn und rückwärts acht schreitende Figuren in kriegerischer Tracht. Bronzegegenstände, Gießöfen und Bronzeklumpen sind zu Muttendorf bei Stainz gefunden worden. Bei Maria-Rast wurde ein großes Urnenfeld entdeckt, das mehrere hundert Urnen von verschiedener Größe mit Armringen, Fibeln, Ringen aus Bronze und geringe Reste von eisernen Messerklingen enthielt. Diese Fundgegenstände werden im Landesmuseum Joanneum in Graz verwahrt.

Es zeigt sich an den keltischen Industriegegenständen eine eigene Formengebung, die sich auch nach der Bekanntschaft mit den Römern und selbst nach der Eroberung der Ostalpenländer durch diese theils noch erhielt, theils jedoch durch römische Vorbilder umgestaltet wurde.

Die Kelten waren ein schmuckfrohes Volk, leichtbeweglichen Geistes, wissbegierig, nachahmungssüchtig, abhängig von starken Eindrücken, daher aufgeblasen im Siege, verzagt nach der Niederlage. Diese Eigenschaften erklären es, dass sie sich rasch an die höhere Cultur anschlossen, welche mit den Römern in ihr Land kam.

2. Die Römer.

Die Römer hatten lange Zeit friedliche Beziehungen zu den Norikern unterhalten; sie hatten den norischen Völkern ein Heer zu Hilfe geschickt, als die germanischen Cimbern und Teutonen im Jahre 113 vor Chr. G. in ihrem Lande erschienen. Dieses Hilfsheer erlitt zwar bei Noreja eine Niederlage, aber die Germanen verließen doch das norische Land. Später stellte sich immer mehr die Nothwendigkeit heraus, die Alpengebiete dem römischen Reiche einzuverleiben. Dieses war bis zum Jahre 30 vor Chr. G. eine Republik gewesen, dann wurde es ein Kaiserthum. Der erste Kaiser, Octavianus Augustus, der schon früher das Land an der

Save und Dalmatien erobert hatte, gieng daran, die Grenzen des Reiches bis an die Donau vorzuschieben und demgemäß auch die Noriker zu unterwerfen. Seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius vollbrachten um das Jahr 15 vor Chr. G. dieses Werk, das ohne Schwierigkeit gelang. Von großen Kämpfen zwischen den Eingebornen und den Römern wird nicht berichtet.

Die Römer theilten das eroberte Gebiet, die östlichen Alpen- und die Karstländer, Südbaiern und Ungarn, wozu später Siebenbürgen kam, in mehrere Provinzen. Das Gebiet der heutigen Steiermark gehörte zu den Provinzen Noricum und Pannonien. Noricum umfasste Ober- und Niederösterreich südlich von der Donau, Salzburg, Kärnten und den größten Theil von Steiermark; der östliche Streifen dieses Landes gehörte zu Pannonien, so dass also Pettau längere Zeit eine pannonische Stadt war.

Der höheren geistigen Bildung der Römer, ihrer kräftigen Art zu wirtschaften fügten sich die Noriker ohne Widerspruch. In der heutigen Steiermark entwickelten sich zur Zeit der Römer aus keltischen Ansiedlungen drei Städte: Celeja (Cilli), Poetovio (zu Haidin, gegenüber dem heutigen Pettau) und Solva, auch Flavium Solvense genannt, das auf dem Gebiete des heutigen Dorfes Wagna südöstlich von Leibnitz lag. Es gab in Steiermark selbstverständlich schon vor den Römern Straßen; die Römer verbesserten sie, schufen aber auch neue. Alle ihre Provinzen durchzogen sie mit dauerhaften Militärstraßen, durch welche sie eine sichere Verbindung mit Italien und der Hauptstadt Rom herstellten. Diese Straßen nahmen von Aquileja ihren Ausgang und mündeten in die große Donaustraße. Eine Straße lief von Laibach, das damals Aemona hieß, nach Cilli.

Von hier liefen mehrere Straßen aus. Eine gieng nach Pettau, und zwar über St. Marein bei Erlachstein, Pöltschach, Studenitz und Maria-Neustift; von Pettau führte sie weiter über Moschganzen, Großsonntag und Friedau nach Steinamanger (Sabaria) in Ungarn und mündete zuletzt bei Carnuntum, der mächtigsten römischen Grenz-

festungsstadt gegen die kampflustigen Germanen, in die Donaustraße ein. Eine zweite lief nordwärts über Sternstein, Lindeck, Weitenstein, Loschberg, St. Leonhard in Miesling, Douže, Gallnhofen bei Windischgraz nach Köttelach in Kärnten und von da weiter nach Virunum in der Nähe von Klagenfurt. Von Pettau lief ferner eine Straße nach Sirmium, dem heutigen Mitrowitz.[1]

Von der Straße, die von Celeja nach Virunum führte, zweigte eine Straße ab, welche die Verbindung zwischen Celeja und Flavium Solvense herstellte. Sie lief über Gonobitz, Losnitz, Windisch-Feistritz und nahm dann die Richtung gegen Marburg, von da führte sie über den Platsch nach Ehrenhausen und endlich nach Solva. Es ist kein Zweifel, dass auch diese Straße zuletzt in die große Donaustraße einlief, doch ist ihr Lauf noch nicht erforscht.

Von Virunum gieng eine Straße nordwärts, die bei Einöd den Boden der heutigen Steiermark betrat, über Neumarkt ins Murthal gelangte, die Mur bei St. Georgen (Ad Pontem) übersetzte, über den Pölshals und das Pölsthal einlief, sich über Möderbruck, St. Johann am Tauern und Trieben (Sabatinca) fortsetzte und endlich über den Pyhrnpass nach Ovilavis (Wels) gelangte. Es ist selbstverständlich, dass vom Murthale aus auch eine Straße nach dem stark bevölkerten Juvavum (Salzburg) führte. Die römischen Verkehrslinien, welche in der östlichen Mittelsteiermark von Bedeutung waren, sind noch nicht bekannt.

An diesen Straßen standen Stationen mit Gasthöfen, Posthallen und Stallungen; eine Anzahl von Pferden, Ochsen und Eseln sowie Wägen standen hier bereit; sie dienten zunächst nur den Staatsbeamten und dem Militär, doch erhielten auch Privatpersonen von den Statthaltern die Erlaubnis, die Staatspost zu benutzen. Auch Meilensteine waren zahlreich vorhanden, runde, meist schmucklose Säulen, welche genau die Entfernung von einer Station zur andern angaben.

---

[1] Dies und das Folgende nach Ferks Forschungen (Vorläufige Mittheilungen über das römische Straßenwesen in Untersteiermark. Mitth. 41).

Der Sitz des Statthalters von Noricum, der den Titel Procurator führte, war lange Zeit Celeja, während in Poetovio eine Legion stationiert war, welcher der Schutz der Provinz anvertraut war.[1] Als aber in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die Donaugrenze von den Markomannen und Quaden oft bedrängt war, wurde eine Legion nach dem Orte Lauriacum bei Lorch in der Nähe des heutigen Enns in Oberösterreich verlegt, und der Befehlshaber dieser Legion wurde Statthalter der Provinz Noricum. Einzelne Theile dieser Legion wurden in Castelle gelegt, welche zum Schutze der Straßen erbaut wurden. Ein solches Castell befand sich auch zu Lotschitz in der Nähe von Cilli. Die dauernde Bedrängnis der Grenzen des römischen Reiches nöthigten den Kaiser Diocletian zu einer Umgestaltung der Verwaltung. Noricum wurde in zwei Theile getheilt: der nördliche Theil, dessen Nordgrenze die Donau war, hieß Ufernoricum; der südliche Theil, zu dem auch das Gebiet der heutigen Steiermark gehörte, Binnennoricum. Jedes Noricum hatte einen Statthalter, der den Titel Präses führte.

Die Soldaten, die in Noricum standen, stammten in der Regel aus fernen Ländern, wie etwa aus Syrien, Macedonien, Unteritalien; dagegen mussten in Noricum ausgehobene Truppen fern von ihrer Heimat, in England und selbst in Afrika Kriegsdienste leisten. Ausgediente Soldaten (Veteranen), meist Fremde, die sich verheiratet hatten, blieben im Lande und ließen sich theils in den Städten, theils auf dem Lande, wo ihnen der Staat einen Besitz zuwies, häuslich nieder. Durch solche Veteranen vorzugsweise wurde das Land nach und nach romanisiert.

Die Steuern, die den Provinzialen abverlangt wurden, waren hoch, aber der Wohlstand wuchs; der Boden wurde besser bebaut, die Handwerke gediehen und der Handel nach Italien wurde stärker betrieben als zuvor. An günstigen Orten wurde Wein gebaut, der Obstbau fand weitere Verbreitung, die norischen

[1] G. Schön, die römischen Inschriften in Cilli. Cilli 1894.

Kühe, klein, aber milchreich und in der Arbeit ausdauernd, obgleich sie „nicht mit dem Halse, sondern mit dem Kopfe angespannt wurden", fanden wie die Pferde sorgfältige Pflege. Die Bergwerke wurden jetzt noch mehr ausgebeutet als früher, die Wollindustrie nahm bedeutend zu, die Handwerker waren zu Genossenschaften vereinigt. Aus Italien kamen Wein, Öl und verschiedene Industrieerzeugnisse; dahin wurden Sclaven, Vieh und Häute, Harze, Käse, Honig, verschiedene Producte des Bergbaues, Wollstoffe und Speik ausgeführt. Durch Steiermark gieng die Straße, auf welcher Bernstein von der Nordsee nach Italien gebracht wurde. Aber nicht die Waren allein wurden ausgetauscht; die Noriker lernten auch andere Sitten, Meinungen und Anschauungen kennen, sie sahen, wie die Römer sich das Leben behaglich zu gestalten, wie sie alles, was die Natur bot, zu benutzen verstanden. Selbst die Warmquellen zu Römerbad gebrauchten die Römer, und viele Genesene errichteten aus Dankbarkeit den Nymphen, den wohlthätigen Göttinnen der Quellen, Votivsteine. So lebten sich die Römer in Noricum vollständig ein und die Noriker zeigten sich sehr gelehrig, wurden selbst zu Römern und vergaßen ihre Muttersprache. Nur in den Gehöften auf den Höhen der Gebirge und in den abgelegenen Thälern erhielten sich keltische Sprache, Sitten und Eigenthümlichkeiten.

Den Städten, denen eine verhältnismäßig weitgehende Selbstverwaltung zugestanden wurde, war das weite anliegende Land zur Verwaltung zugewiesen. In ihnen entstanden stattliche Gebäude für die Behörden, Tempel, Theater, Bäder und Canäle. So fest diese Bauten auch sein mochten, sie sind doch vom Erdboden verschwunden, und nur kümmerliche Reste sind hie und da zum Vorschein gekommen. Dauernd erhalten haben sich die römischen Canäle in Cilli, wo der Hauptcanal noch heute benützt wird. Eine Wasserleitung führte als gemauerter, unterirdischer Canal vom Ostabhange des Bacher nach dem römischen Poetovio. Denkmäler, verschiedenen Kaisern und Statthaltern errichtet, und Grab-

mäler sind häufig gefunden worden. Viele von den in der Umgebung von Leibnitz gefundenen Denkmälern finden sich im Schlosse Seggau vereinigt. In den Fluren der Dörfer Ober- und Unterhaidin hat Ferk Ausgrabungen vorgenommen, die seit 1891 vom Antikencabinet des steiermärkischen Landesmuseums „Joanneum“ in Graz unter Oberleitung des Professors Gurlitt fortgesetzt wurden. [1] Die Grabmäler sind gewöhnlich Steinplatten mit Ornamenten, Götter-, Menschen- und Thiergestalten in Relief und mit Inschriften. Diese besagen, wer das Denkmal setzte oder gesetzt erhielt. [2] In verschiedenen Theilen des Landes findet man an Kirchen marmorene römische Denkmäler angebracht. Marmorbrüche, welche die Steine für diese Denkmäler lieferten, sind in Steiermark an verschiedenen Orten gefunden worden, so nördlich von Weitenstein, bei Windisch-Feistritz und auf dem Bacher. Von anderen Steinbrüchen sind die zu Aflenz bei Leibnitz, welche noch im Betrieb sind, die bedeutendsten gewesen. Geräthschaften für den täglichen Gebrauch und Schmucksachen, die man der Erde wieder abgewonnen hat, sind wohl auch außer Land gebracht worden, aber sehr viele sind jetzt in unseren Museen gesammelt, im Antikencabinete in Graz, im städtischen Ferk-Museum in Pettau und im Cillier Stadtmuseum. Da sieht man Fibeln, Ohr- und Fingerringe, Armbänder, Nadeln aus Gold und Silber, Schalen und Flaschen aus Glas, Lampen aus gutgebranntem Thon und in der Form von Schiffchen, endlich Münzen in großer Zahl.

Die Kelten konnten ungestört ihren Gottheiten huldigen, denn die Römer zwangen keinem Volke ihre Religion auf. Neben den Göttern der Kelten wurden allenthalben die römischen verehrt, ja selbst orientalische, ägyptische und syrische Gottheiten hatten in

[1] Die in den letzten Jahren in und bei Pettau zutage geförderten Monumente beschreibt Gurlitt in den Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Österreich-Ungarn, 19. Jahrgang, 1896.

[2] Dr. F. Pichler, die römischen Grabschriften des norisch-pannonischen Gebietes. Mitth. 19.

Steiermark Cultusstätten. Am liebsten verehrten die Soldaten den persischen Sonnengott Mithras, der an verschiedenen Orten Altäre hatte. Solche bestanden unter anderen auf dem Donatiberge bei Rohitsch, bei Maria-Rast und bei Modritsch in der Nähe von Köbel im östlichen Theile des Bacher. Die letztere Cultusstätte entdeckte Professor Ferk, der dort auch Grabungen vornahm, wobei Inschriftsteine, Votivgegenstände und ein Relief gefunden wurden, das den Gott Mithras darstellt.

Auch das Christenthum fand in Steiermark bald Anhänger. Wer die Lehren Christi hier zuerst verkündet, wer die ersten christlichen Gemeinden gegründet hat, weiß man nicht. Als im Jahre 303 der römische Kaiser Diocletian eine allgemeine Christenverfolgung anordnete, erlitt der Bischof Victorin von Pettau den Martertod. Später war Celeja ein Bischofsitz, der wahrscheinlich dem Patriarchen von Aquileja untergeordnet war. Es scheint, dass Noricum im fünften Jahrhundert eine ausgebildete kirchliche Organisation hatte und dass heidnische Anschauungen nur noch im Verborgenen weiter lebten.

Erster Zeitraum.

Steiermark von der Völkerwanderung bis zum Beginn der Herrschaft der Habsburger.

I. Germanen und Slaven.

Seit Jahrhunderten wohnten in dem weiten Gebiete zwischen Rhein, Nord- und Ostsee, Weichsel und Donau, sowie der skandinavischen Halbinsel streitbare Völker, welche einander enge verwandt waren und von den Kelten und nachher von den Römern Germanen genannt wurden. Jeder Stamm lebte für sich und stand mit den Nachbarn oft in Krieg; manche Stämme gehorchten Königen, andere wählten nur in Kriegszeiten einen Heerführer oder Herzog. Die Römer versuchten zwar, diese tapferen Völker

zu unterwerfen, aber dies gelang nicht; vielmehr begannen die Germanen zur Zeit des römischen Kaisers Marcus Aurelius (161—180) das römische Reich anzugreifen: die Markomannen, die etwa von Passau bis zur March hin wohnten, und ihre östlichen Nachbarn, die Quaden, drangen über die Donau, zogen durch Noricum und bedrohten sogar Aquileja. Nur mit Mühe gelang es den Römern, die Feinde über die Donau zurückzudrängen. Nach und nach verbanden sich die kleineren germanischen Völkerstämme zu größeren Völkern. Als solche erscheinen die Franken, die Sachsen, die Alamannen oder Sweven (Schwaben) und an der unteren Donau und am Schwarzen Meere die Gothen, die sich in Ostgothen und Westgothen theilten.

Als um das Jahr 375 ein wilder asiatischer Volksstamm, die Hunnen, vom Ural her in Europa erschien und die zunächst wohnenden Ostgothen besiegte, entstand unter den germanischen Völkern eine langdauernde Bewegung, welche Völkerwanderung genannt wird. Auch Noricum wurde von ihr berührt. Durch die Gothen gieng um 380 auch Poetovio zugrunde. Das römische Reich war damals in das ost- und weströmische getheilt; keines dieser Reiche konnte sich vor den andringenden Barbaren schützen. Die langwierigen Kämpfe zwischen den Römern und den Germanen sollen hier nicht erzählt werden. Die Kaiser nahmen selbst Germanen in ihr Heer auf, denn diese waren treu und tapfer. Ein Führer solcher germanischer Soldtruppen im Dienste der weströmischen Kaiser, Odovakar, stieß im Jahre 476 den Kaiser Romulus Augustulus vom Thron und regierte in Italien als König der Germanen. Das war das Ende des weströmischen Reiches.

Odovakar beherrschte auch Noricum, führte aber, wie es heißt, den größten Theil der dort ansässigen romanischen Bevölkerung nach Italien. Es werden zwar viele romanische Bauern, Handwerker und Handelsleute, welche ihr einst einträgliches Geschäft nicht aufgeben, die ihnen liebgewordene, so lange Jahre gepflegte

Scholle nicht verlassen wollten, im Lande geblieben sein, aber Noricum, das ja auch durch Kriege viel gelitten hatte, kann gewiss nur dünn bevölkert gewesen sein. Diese traurigen Zustände dauerten noch lange fort. Als im Jahre 568 das germanische Volk der Langobarden, das in Pannonien ansässig geworden war, dieses Land verließ und nach Italien zog, rückte das Volk der Avaren in Pannonien ein. Und mit ihnen kam das slavische Volk der Winden oder Slovenen. Sie drangen im Save-, Drau- und Murthale vor und gelangten nördlich nach und nach bis an die Donau und westlich in das Pusterthal Tirols. Die Städte Celeja und Flavium Solvense fanden durch sie ihren Untergang. Das weite Alpengebiet, in dem sie ihre Ansiedlungen gründeten, erhielt den Namen Karantanien und sie selbst nannte man karantanische Slaven. Viele keltische und römische Bezeichnungen der Berge, Flüsse und Orte wurden slavisiert, andere verschwanden wieder ganz und machten slovenischen Namen Platz. Die Slovenen waren damals noch kein einheitliches Volk, sondern bestanden aus verschiedenen Stämmen: an der Mur und in Oberkärnten ließen sich die Duljeben, westlich von Leibnitz wahrscheinlich die Suseler, in Obersteiermark Chorvaten, in Oberösterreich Stodoraner nieder.

Die Slaven werden als ein friedliebendes, gutmüthiges Volk geschildert. Privateigenthum kannten sie anfangs nicht; nur die Familie besaß Grundbesitz, der gemeinsam bearbeitet wurde. Mehrere Familien bildeten eine Sippe mit einem Starosten an der Spitze, mehrere Sippen einen Stamm oder eine Župe, die der Župan leitete. In allen Župen gab es Warten und Verschanzungen, in denen das Volk in Kriegszeiten Zuflucht suchte. Eine Warte hieß Straže, eine Verschanzung Grad.

Sie waren Heiden; als höchsten Gott verehrten sie den Svarogu, unter dem sie den Himmel verstanden; als Urheber des Donners hieß er Pernen. Sie verehrten auch Göttinnen und böse Gottheiten, von denen Morana, die Göttin des Winters oder des

[1] Kref, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. 2. Aufl. Graz 1887.

Todes, die wichtigste war. Niedere Gottheiten waren die Vilen und Russalken, die Göttinen der Flüsse, Wälder und Berge. Die Slaven glaubten an die Unsterblichkeit der Seele; die guten gelangten in das Paradies, das raj hieß, die Bösen an einen Ort, der pikle genannt wurde, was etwa Ort des Feuers bedeutet.

Ihre nordwestlichen Grenznachbarn war das deutsche Volk der Bajuvaren oder Baiern, wahrscheinlich Nachkommen der alten Markomannen. Die Baiern wohnten etwa seit dem Jahre 500 im Donaugebiete östlich vom Lech, breiteten sich nach und nach östlich bis zur Enns aus und drangen auch in die Alpenthäler ein. Sie standen unter Herzogen, welche jedoch zeitweilig den Königen der Franken im heutigen Frankreich und am Rhein unterthänig waren. Auch sie waren Heiden, bis im Jahre 696 der Bischof Rupert von Worms zu ihnen kam und das Christenthum predigte. Auf dem Boden der alten Stadt Juvavum, die fast ganz in Trümmern lag und nur wenig Bewohner hatte, erbauten seine Begleiter und die spärlichen alten Bewohner eine Kirche und zwei Klöster, eines für Männer und eines für Frauen. Um diese Kirche und diese Klöster herum entstand die Stadt Salzburg. Andere Missionäre vollendeten die Christianisierung der Baiern, und der heil. Bonifacius erhob Salzburg zu einem Bisthume.

Von den Salzburger Bischöfen und dem Herzoge von Baiern Tassilo gieng auch die Bekehrung der Karantanen aus. Diese waren anfangs Unterthanen der Avaren in Pannonien gewesen, hatten es aber verstanden, sich unabhängig zu machen und standen unter Herzogen. Als sich jedoch die Avaren die Slovenen wieder dienstbar zu machen versuchten, wandte sich ihr Herzog Boruth an den bairischen Herzog Tassilo um Hilfe und versprach, sich ihm zu unterwerfen. Diese Verbindung mit Baiern machte die Karantanen dem Christenthum geneigt; der Bischof Virgilius von Salzburg schickte Missionäre in ihr Land, welche predigten, tauften und Kirchen errichteten. Zugleich wurden die Klöster Innichen und

Kremsmünster gegründet, welche gleichfalls für die Bekehrung der Slovenen thätig waren.

Da Herzog Tassilo von den Franken unabhängig werden wollte, verband er sich mit dem Volke der Avaren gegen die Franken. Aber diese hatten damals einen gewaltigen Herrscher, Karl den Großen, der den Herzog absetzte und Baiern mit dem fränkischen Reiche vereinigte. Darauf nahm er den Kampf mit den Avaren auf. Mehrmals zogen fränkische Heere gegen sie und besiegten sie; ja die Franken drangen sogar bis zur Theiß vor. Um das Jahr 800 waren die Avaren fast vernichtet oder gedemüthigt und ein Theil ihres Gebietes wurde dem fränkischen Reiche einverleibt. Zugleich wurden aber auch die Karantanen Unterthanen des mächtigen Königs der Franken.

Karl der Große theilte das ganze südöstliche Grenzgebiet seines Reiches, von der Donau bis ans Meer, in zwei große Grenzverwaltungsgebiete oder Marken, die von Markgrafen verwaltet wurden; die südliche war die Mark Friaul, zu der auch Istrien und das Gebiet der Slovenen bis zur Drau gehörte, die nördliche war die Ostmark von der Drau bis zur Donau. Die Mark von Friaul wurde aber bald getheilt und das Land Karantanien mit Baiern verbunden, das der Nachfolger Karls des Großen, Ludwig der Fromme, 817 seinem Sohn Ludwig dem Deutschen zuwies.

Die Bekehrung der noch heidnischen Bewohner dieser Grenzländer setzten der Bischof und spätere Erzbischof Arno von Salzburg, der Bischof von Passau und der Patriarch von Aquileja fort. Einen Streit zwischen Salzburg und Aquileja bezüglich der Grenzen ihrer Diöcesen schlichtete noch Karl der Große im Jahre 811 dadurch, dass er die Drau als Grenze beider Diöcesen festsetzte.

Karantanien war infolge vieler Kriege und Aufstände gewiss nicht dicht von Slaven bewohnt. Die Höhen und Abhänge der Gebirge waren noch mit Urwald bedeckt, die Niederungen an den Flüssen waren noch vielfach Sümpfe. Alles unbebaute und herren=

lose Land gehörte nach der damaligen Rechtsanschauung dem Könige.[1] Dieser schenkte Theile davon an Kirchen, Klöster oder einzelne Adelige, und zwar entweder als volles Eigenthum oder auch als Lehen, gab aber seinen Unterthanen auch die Erlaubnis, ohne seine ausdrückliche Genehmigung von verlassenen Gebieten Besitz zu ergreifen. Geschenkt wurde nach Königshuben (Königsmansen). Der Beschenkte musste die Ausmessung des Bodens selbst vornehmen und konnte, wenn er die Zahl der in der Schenkungsurkunde bestimmten Zahl der Huben in der bezeichneten Gegend nicht ausfindig zu machen imstande war, sie in einer anderen Gegend vervollständigen. Man meint, dass eine Königshube etwa 48 Hektar betragen habe. Geschenkt wurden zwei, zwanzig, aber auch fünfzig und hundert königliche Mansen, also große Gebiete. Offenbar waren die ersten deutschen Ansiedler meist Großgrundbesitzer, die über viele Arbeitskräfte geboten und denen es wenig Sorge machte, dass die erworbenen Landstrecken längere Zeit keine Rente abwarfen. Sie übernahmen die bereits ansässigen Slaven als Hörige und schickten ihre Leute, Hörige und Sclaven, welche an sicheren Stellen Blockhäuser errichteten und den Boden zu bebauen begannen. Bei der Schwierigkeit der Urbarmachung gieng die Besiedlung nur langsam vor sich, aber nach und nach fiel manches Stück der Wälder, mancher Sumpf wurde trocken gelegt, Verschanzungen als Zufluchtsorte, Edelhöfe, durch Wall, Graben und einen hölzernen Wartthurm geschützt, wurden erbaut, Kirchen erhoben sich. Diese Ansiedler kamen größtentheils aus dem benachbarten Baiern. Zuerst wurde das Gebiet längs der Donau um das Tulnerfeld, die nordwestlichen Abhänge des Semmering, das Hügelland in der heutigen östlichen Steiermark und im westlichen Ungarn und die Ebene um Klagenfurt besiedelt. In der nordöstlichen Steiermark, um Hartberg, an der Lafnitz, zu Nestelbach östlich von Graz hatte das Erzbisthum Salzburg großen Besitz erworben und begann dort zahlreiche Kirchen zu erbauen.

---

[1] G. Strakosch-Grassmann, Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn, I., Wien 1895.

Viele dieser Ansiedlungen giengen wieder zugrunde, als sich an der Theiß und Donau ein neues, wildes Volk, die *Magyaren* oder *Ungarn*, niederließ und durch seine Raubzüge Italien, dem west- und ostfränkischen Reiche und besonders dem heutigen Baiern mit der Ostmark und Karantanien furchtbar und gefährlich wurde. In derselben Zeit, im Jahre 911, starb im ostfränkischen Reiche das Regentenhaus der Karolinger aus, und bei den deutschen Stämmen, welche das ostfränkische Reich ausmachten, gewannen in dieser Zeit der Noth einzelne reiche und angesehene Männer die Herzogswürde. Doch fühlten sich diese Stämme schon so zusammengehörig, dass sie sich, wenn auch nicht immer alle, ein gemeinsames Oberhaupt, einen König wählten. Für dieses Wahlkönigreich kam nun der Name „Deutsches Reich“ auf.

Erst dem dritten Wahlkönig, *Otto I.*, gelang es, den Ungarn, die im Jahre 955 bis Augsburg in Schwaben vorgedrungen waren, eine so entscheidende Niederlage beizubringen, dass sie keine Einfälle in das Reich mehr wagten und sich nach und nach an eine sesshafte Lebensweise gewöhnten. Damit wurden auch die Verhältnisse in der Ostmark und in Karantanien einigermaßen sicherer. Die deutschen Könige ließen sich den Schutz der Grenzen gegen die räuberischen Ungarn besonders angelegen sein. Die Ostmark, damals ein Stück des heutigen Niederösterreich, das überschwemmt worden war, wurde wiederhergestellt und im Jahre 976 dem Geschlechte der *Babenberger* im Frankenlande übergeben. Auch in der heutigen Steiermark, an der Mur, wurde ein Markgraf als Hüter der Mark oder Grenze eingesetzt; er hieß *Markwart*. Die Bisthümer, Klöster und adeligen Herren, welche ihre Besitzungen verloren hatten, nahmen sie wieder in Anspruch und erwarben durch Schenkung oder Belehnung von Seite der Könige neue, gewöhnlich unbebaute Landstrecken, in denen sie mit Hilfe deutscher Bauern neue Ansiedlungen gründeten.

Wie früher waren auch jetzt die Reichslande, die in Marken ausliefen, der Boden, wo Ruhm, Ehre und reicher Güterbesitz er-

worben werden konnte. „Wir finden daher nicht bloß die österreichische Mark, sondern auch Kärnten und besonders dessen Grenzgebiete gegen Osten und Südosten durch die Namen einer großen Zahl von Familien des bairischen und fränkischen Hochadels belebt, diese selbst von der oberen Mur bis tief nach Krain hinein begütert, begütert aus den Reichsdomänen, welche die Kaiser an sie vergabten, und diese Schenkungen hatten nicht allein den Sinn, deutsche Colonisation zu fördern, sondern auch die kriegerischen Verdienste zu belohnen.“ [1] In dem gebirgigen Oberlande muss man sich die slavische Bevölkerung nur dünn gesäet denken, so dass dort genug Raum für deutsche Ansiedler war. So füllten sich nach und nach früher unbewohnte Gebirgsthäler mit Gehöften. Aber auch in den slavischen Ortschaften der breiteren Thalungen und in ihrer Nähe ließen sich Deutsche nieder; in solchen Orten wurde die deutsche Nationalität die überwiegende, sie nahm die slavische in sich auf oder drängte sie zurück, denn die Slovenen erhielten keinen Nachschub. Ohne Zweifel war die Lage der deutschen Bevölkerung, die mit den neuen Grundherren in das Land kam, eine günstigere als die der slovenischen Landesbewohner, die vielfach als Leibeigene behandelt wurden.

Die deutschen Bewohner der Steiermark sind demnach bairischer Abstammung.

Hier mag man die Frage aufwerfen: was ist übrig geblieben aus der keltisch-römischen Zeit, was aus der Zeit, da auch Ober- und Mittelsteiermark slavisch war?

Aus der keltisch-römischen Zeit hat die Erde mannigfache Erinnerungen bewahrt und herausgegeben, die jetzt zumeist in unseren Museen gesammelt sind. Sonst haben sich auch Namen von Orten, die zerstört wurden, aber nachher wieder erstanden, erhalten, wie Cilli und Pettau; auch die Namen der Hauptflüsse des Landes, der Drau, Mur, Raab und Enns gehen auf die keltisch-

[1] J. v. Zahn, Festschrift zur Erinnerung an die Erhebung der Steiermark zum Herzogthume. Graz 1880, S. 8.

römische Zeit zurück; aus dem Namen der Stadt Solva wurde Sulpa und daraus Sulm, der Name des Flusses, der im Leibnitzerfelde in die Mur fließt. Die Namen „Alpen“ und „Tauern“ sind sicher keltisch. Aber eine weitaus größere Zahl von Flüssen und Höhen, Thälern und Gräben erhielt, wie schon angedeutet wurde, slavische Namen und behauptet sie bis auf den heutigen Tag, so Sann, Sottla, Rabnitz, Mürz, Feistritz, Laßnitz, Ragnitz, Palten, Safen u. a. Gleinalpe leitet man von dem slavischen glina Lehm, Golling von gol kahl, Mugel von mogila Hügel, Plesch von pleš kahl, Semmering von smrk Fichte, Schöckel von sokol Falke, Staritzen von stari alt, Stoder von stodor kalt, unwirtlich ab. Und auch Ortsnamen haben ihre slavische Benennung beibehalten. In Schladming liegt das slavische slap Strömung, in Liezen, das früher Luozen hieß, luh, d. i. feuchte Au, in Aflenz jablo Apfel, in Trieben drevo Holz, in Seckau das Wort sekati, d. i. roden, in Peggau peka Felswand, in Leoben, das urkundlich Liubona oder Liubina lautet, das Wort ljub, d. i. lieb. Die Namen Graz und Gratwein stammen von dem slavischen grad Burg; als sich Baiern in Graz neben den Slovenen ansiedelten, behielten sie den slavischen Ortsnamen bei und nannten den Ort Bairisch-Gratz oder Grätz.[1]

So waren also infolge der Völkerwanderung die alten Bewohner, Kelten und Römer, aus dem Lande verschwunden, und zwei neue Völker, Slovenen und Baiern, hatten Besitz von den östlichen Alpenländern genommen.

---

[1] F. v. Krones, Zur Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedlung des steiermärkischen Oberlandes. Mitth. 27. — F. v. Krones, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, Stuttgart 1889. — Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs, I., Berlin 1876.

II. Entstehung der Steiermark.[1]

1. Kärnten und die Kärntner Mark.

Karantanien oder Kärnten war auch in diesen Zeiten größtentheils mit Baiern vereinigt, wurde jedoch um das Jahr 1000 von diesem getrennt und erhielt einen eigenen Herzog. Es war aber auch für sich ein sehr großes Gebiet, denn es umfasste auf heute österreichischem Boden auch Steiermark, Krain und Istrien, entsprach also dem, was man später Inneröstereich nannte.

Wie die übrigen Länder des fränkischen Reiches, wurde auch Karantanien in Grafschaften getheilt, die von Grafen verwaltet wurden. Auf dem Boden der heutigen Steiermark bestanden, wie wir aus Urkunden späterer Zeit ersehen, folgende Grafschaften: Die im Ennsthal mit dem Paltengau; sie wurde vom Reiche dem Erzbisthum Salzburg verliehen und von diesem weitervergabt; die ältesten Pfarren dieses Gebietes waren Haus und Admont; die Grafschaft Undrima oder Ingering, d. i. das Gebiet des Ingeringbaches und der Landstrich zwischen Judenburg und Knittelfeld mit den ältesten Pfarren zu Fohnsdorf und Pöls; die Grafschaft Leoben südwärts bis in die Gegend von Mixnitz mit den ältesten Pfarren St. Michael an der Liesing und St. Ruprecht bei Bruck; die Grafschaft Mürzthal mit Aflenz, St. Lorenzen und Mürzzuschlag; die Grafschaft Hengist, der sich etwa von Gösting bis zu den Windischbüheln zwischen Mur und Drau erstreckte; in ihr lagen die Hengistburg (wahrscheinlich Wildon), Graz, Straßgang, Hengstberg, Weiz und Hartberg; die Grafschaft des Grenzgebietes oder die Mark an der Drau; sie wurde im Volksmunde gewöhnlich „Mark“ genannt und enthielt außer der Markburg (Marburg) Pettau, Gonobitz und Lavamünd;

[1] J. v. Zahn, Wann Steiermark entstand. In „Styriaca. Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärkischen Geschichte und Culturgeschichte“. 2 Bände. Graz 1894, 1896. I., S. 1—16. — F. v. Krones-Marchland, Verfassung und Verwaltung von Steiermark. I. Graz 1897.

die Grafschaft an der Sann, zeitweilig auch Mark genannt, mit Oberburg, Sachsenfeld und Tüffer.

Das Gebiet an dem Mittellaufe der Mur zwischen Mixnitz und der Thalenge von Gösting, das keiner Grafschaft zugetheilt erscheint und den Angriffen der stets feindlichen Ungarn am meisten ausgesetzt schien, wurde, wie in Niederösterreich das Gebiet östlich von der Enns, zu einer Mark eingerichtet, welche Karantanische oder Kärntner Mark genannt wird.

Unter einer Mark verstand man ein Grenzgebiet, das einem Markgrafen unterstellt war, dem auch eine oder mehrere Grafschaften verliehen wurden, so dass er als Hüter der Grenze eine größere Gewalt hatte als ein gewöhnlicher Graf. Mit der Kärntner Mark war immer die Grafschaft im Hengistgau verbunden, dessen Name daher bald verschwand.

2. Markgrafen aus verschiedenen Häusern.

Die Nachrichten, die wir aus dieser Zeit über die Gebiete haben, welche heute Steiermark ausmachen, sind dürftig und unsicher, so dass die Darsteller der Geschichte dieser Zeit in ihren Anschauungen von einander abweichen.

Um 970 verwaltete, wie wir schon wissen, die Kärntner Mark der Markgraf Markwart, dessen Vater Güter an der oberen Mur erhalten hatte, wo die Burg Eppenstein erbaut wurde. Daher nennt man seine Nachkommen, die nicht allein in der Mark, sondern auch in den obersteirischen Grafschaften einen ungewöhnlich großen Besitz hatten, die Eppensteiner. Markwart verwaltete auch den Hengistgau. Sein Nachfolger in der Mark und im Hengistgau wurde sein Sohn Adalbero, der vom Erzstifte Salzburg auch mit der Grafschaft im Ennsthal belehnt erscheint und auch die Grafschaft Ingering verwaltete. Im Jahre 1012 wurde er überdies auch Herzog von Kärnten. Doch im Jahre 1035 fiel er bei dem deutschen Kaiser Konrad II. aus unbekannter Ursache in

Ungnade und verlor das Herzogthum und die Mark, behielt aber ohne Zweifel seine Eigengüter. Die Mark wurde nun von dem Herzogthume getrennt und vom Kaiser dem Grafen Arnold von Lambach in Oberösterreich übertragen. Arnold ließ wahrscheinlich mit Zustimmung des Kaisers seinen Sohn Gottfried an den Verwaltungsgeschäften theilnehmen, der daher auch Markgraf genannt wird. Er war auch Graf im Ennsthal. Da somit die Markgrafen auch mit Grafschaften im heutigen Obersteier ausgestattet wurden, so fieng man an, auch dieses als zur Mark gehörig zu bezeichnen. So lag im Jahre 1048 Rottenmann in der Mark Gottfrieds im Paltengau.

Markgraf Gottfried erwies sich als ein tüchtiger Organisator; er besiedelte die Landschaft von Semmering bis Neunkirchen, die Gebiete an der Pinka, Lafnitz und Safen und gewann somit einen Landstrich der Cultur, welche Grafschaft oder manchmal selbst Mark Pitten genannt wurde. Eben in dieser Gegend brachte er den Ungarn, die im Jahre 1042 sein Gebiet überfielen, eine Niederlage bei, wurde aber 1050 meuchlings erschlagen. Er hinterließ nur eine Tochter Mathilde, welche seine Eigengüter in der Grafschaft Pitten erbte. Sein Vater Arnold starb nach ihm im Jahre 1055; die meisten seiner Allode fielen an seinen Verwandten, den Grafen Ottokar im Traungau, dessen Sitz die Burg Steier an der Mündung der Steier in die Enns war. Diesen Traungauer ernannte der Kaiser Heinrich III. auch zum Markgrafen der Kärntner Mark; außerdem war er auch Graf in der Grafschaft Pitten.

Ottokar dürfte die Mark nur von 1055 bis etwa 1060 verwaltet haben; denn Markwart, der Sohn jenes Adalbero von Eppenstein, der 1036 seines Herzogthums Kärnten und der Mark entsetzt worden war, wurde vom Kaiser Heinrich III. in Gnaden aufgenommen. Wahrscheinlich nahm er auch die Verwaltung der Mark, d. i. Ober- und Mittelsteiers, in Anspruch; jedenfalls sah sich Ottokar aus der Mark verdrängt und auf seine

Grafschaft im Traungau beschränkt. Trotzdem behielt er den Markgrafentitel bei und nannte sich Markgraf von Steier. Er hatte zwei Söhne, Ottokar und Adalbero, und soll vor 1082 gestorben sein.

Im Jahre 1076 begann in Deutschland der Investiturstreit, ein Kampf zwischen Kaiser und Papst, der das ganze Reich in zwei Parteien spaltete. Papst Gregor VII. erneuerte bald nach seiner Wahl zum Oberhaupte der Kirche das Verbot der Verehelichung der Priester, das schwer durchgeführt werden konnte, und untersagte die Besetzung geistlicher Ämter durch weltliche Herren oder die Investitur mit Ring und Stab, den Zeichen geistlicher Würde. Im deutschen Reiche waren die Bisthümer und die Klöster durch die Kaiser mit großem Landbesitz und verschiedenen Rechten ausgestattet worden, und Bischöfe und Äbte hatten daher auch großen Einfluss in politischen Angelegenheiten. Daher musste den Kaisern daran gelegen sein, an der Spitze der Bisthümer und Abteien Männer zu sehen, welche ihnen treu und ergeben waren. Es gab unter den hohen Geistlichen Deutschlands eine Reihe ausgezeichneter Männer, aber es gelangten doch auch nicht selten zu den hohen geistlichen Würden solche, welche derselben unwürdig waren, Schmeichler und Günstlinge der Kaiser; ja es kam auch vor, dass reiche Männer einträgliche Pfründen mit Geld erkauften. Solche Bischöfe und Äbte erregten durch ihr unkirchliches Leben vielfaches Ärgernis; führten sie doch lieber Schwert und Speer als den Hirtenstab, und die Lehre Christi zu verkünden und auszulegen war ihnen beschwerlicher, als die Jagd und die politischen Händel.

Gregor VII. verbot also außer der Investitur auch die Simonie, d. h. den Verkauf kirchlicher Stellen, und verlangte, dass die Bischöfe und Äbte von den Domcapiteln und den Conventualen gewählt würden. Kaiser Heinrich IV. aber ließ sich das Recht der Investitur nicht nehmen, und so entstand ein heftiger Streit. Heinrich IV. ließ durch die ihm ergebenen Bischöfe Absetzung des Papstes beschließen, und dieser sprach über Heinrich die Aus-

schließung aus der Kirche aus. Und nun trat allenthalben große Verwirrung ein. Die dem Kaiser missgünstigen Fürsten wählten einen Gegenkönig, Heinrich IV. dagegen stellte einen Gegenpapst auf, vertrieb, wo er die Macht hatte, die dem Papste Gregor ergebenen Kirchenfürsten und setzte seine Anhänger an ihre Stelle.

Der Erzbischof Gebhard von Salzburg, zu dessen Sprengel auch die Mark gehörte, hielt zum Papste und musste daher sein Erzbisthum verlassen; dagegen stand der Patriarch Sigehard von Aquileja, zu dessen Diöcese die heutige Untersteiermark gehörte, auf der Seite des Kaisers. Dieser erhob im Jahre 1076 Luitold, den Sohn des Eppensteiners Markwart, zum Herzog von Kärnten und bald nachher Luitolds Bruder Heinrich zum Markgrafen von Istrien.

Auch in der Familie der Traungauer trat eine Spaltung ein. Die Brüder Ottokar und Adalbero gehörten verschiedenen Parteien an: Ottokar, der im Jahre 1082 Graf im Traungau geworden war, trat als Gegner des Kaisers auf, Adalbero dagegen war ein Anhänger des Kaisers und demnach ein Gegner des Erzbischofs von Salzburg. Dieser Adalbero, der Markgraf der Kärntner Mark und auch Graf im Ennsgau war, gerieth mit seinem Bruder Ottokar in Krieg und soll im Jahre 1088 erschlagen worden sein. Der genauere Zusammenhang dieser Ereignisse läfst sich nicht erkennen.

Ottokar verheiratete sich mit Elisabeth, einer Tochter des Markgrafen Leopold II. von Österreich aus dem Hause der Babenberger.

Im Jahre 1090 starb Herzog Luitold von Kärnten, worauf sein Bruder Heinrich von Istrien das Herzogthum erhielt. Dieser war der letzte Eppensteiner.

3. Die Markgrafen aus dem Hause der Traungauer.

Herzog Heinrich von Kärnten gehörte zwar der Familie der Eppensteiner an, die vom Kaiser so ungewöhnlich begünstigt worden war, er trat aber in den politischen Kämpfen nicht stark in den

Vordergrund, vielleicht weil er mit den Babenbergern und Traungauern, die Gegner des Kaisers waren, in verwandtschaftlicher Verbindung stand. Er war bisher zweimal verheiratet gewesen, hatte aber keine Kinder. Um 1110 vermählte er sich, obgleich schon bejahrt, mit der jugendlichen Prinzessin Sophie, der Tochter des Markgrafen Leopold II. von Österreich. Ihre Schwester Elisabeth war, wie eben gesagt, die Gemahlin des Traungauers Ottokar, der 1082 seinem Vater gefolgt war. So standen die benachbarten mächtigen Geschlechter der Eppensteiner, Traungauer und Babenberger in verwandtschaftlichen Beziehungen.

Da Heinrich von Kärnten auch von seiner dritten Gemahlin keine Kinder hatte, so setzte er Ottokars Sohn Leopold zum Erben seiner reichen Allode ein. Er vermachte ihm einen wahrhaft fürstlichen Landbesitz in der heutigen Steiermark. „So das Thal Neumarkt von Friesach bis an die Mur; im oberen Murthale alle seine Liegenschaften von Murau angefangen bis gegen Kraubat, sein Eigen in Leoben, das gesammte Mürzthal von den Quellen der Mürz und den Höhen des Semmering bis Bruck a. d. M. und endlich all seinen Besitz von Bruck bis Gösting, sowohl an der Mur als in den Seitenthälern." Heinrich und Ottokar starben fast zu gleicher Zeit, im Jahre 1122, worauf Leopold I. mit dem Beinamen der Starke (1122—1129) nicht nur die Verwaltung seiner ausgedehnten Allode antrat, sondern auch Markgraf der Kärntner Mark wurde. Sein Gebiet hieß das des Markgrafen von Steier oder die Steiermark. Herzog von Kärnten wurde Heinrich von Sponheim-Lavant, dem schon nach einem Jahre sein Bruder Engelbert folgte. Leopold I. war mit Sophie, der Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern vermählt und erhielt von diesem den Landstrich südlich von der Gleinalpe bis in das Kainachthal als Lehen. Er begann die Gründung des Cistercienserstiftes Rein, welche nach seinem Tode seine Witwe vollendete. Die Einweihung fand im Jahre 1138 statt.

Leopolds Sohn Ottokar I. (1129—1164) machte neue Erwerbungen. Zu seiner Zeit verwaltete sein Verwandter Bernhard von Trixen, ein Bruder des Herzogs von Kärnten, die Grafschaft oder Mark an der Drau, in der er einen großen Eigenbesitz hatte: das Gebiet zwischen Mur und Drau, sowie das von Gonobitz, Seiz und Tüffer. Graf Bernhard nahm mit anderen Edlen aus Steiermark theil an dem Kreuzzuge, den Kaiser Konrad III. unternahm, und fand im Kampfe mit den Sarazenen im Jahre 1148 seinen Tod. Sein Erbe war Ottokar I., der auch die Grafschaft mit Marburg als Mittelpunkt erhielt. Ein anderer Verwandter, Graf Eckbert von Formbach-Pitten, fiel im Jahre 1158 in Italien in den Kämpfen, welche Kaiser Friedrich Rothbart mit Mailand zu bestehen hatte, worauf Ottokar die Grafschaft Pitten in Besitz nahm. Am Südabhange des Semmering gründete er schon 1160 das Hospital am Cerewald. Dieses Wort wird wahrscheinlich von Zerm, Zirm, der dialectischen Form von Zirbe, d. i. Zirbelkiefer, abzuleiten sein.

Da Ottokar auch die Grafschaft im Ennsthale inne hatte, so war sein Gebiet ein sehr ansehnliches, aber es hatte noch nicht die Gestalt der heutigen Steiermark; denn es gehörten noch nicht dazu die Grafschaften an der Sann und die Bezirke von Windischgraz, Murau und Großsonntag bei Friedau. Dafür aber reichte die Steiermark Ottokars I. über die jetzigen Grenzen hinaus, indem die Mark Pitten und der Traungau in Oberösterreich damit verbunden waren. Außerdem ist zu bemerken, dass in dem Gebiete Ottokars zahlreiche Besitzungen der Kirchenfürsten von Salzburg, Aquileja, Gurk, Bamberg, Freising und Brixen lagen, die erst in späterer Zeit der landesfürstlichen Gewalt unterworfen wurden. Salzburg hatte ausgedehnten Besitz in der nordöstlichen Steiermark, im Ennsthale und auf dem oberen Murboden; es besaß die Gegend von Leibnitz mit dem Landstriche zwischen Sulm und Laßnitz, den ausgedehnten Wald Sausal, wo frühzeitig der Ort St. Nikolai entstand, ein Stück Land bei Arnfels, auf dem Draufelde und an

der Save. Seine Hauptburgen waren Leibnitz, Pettau und Reichenburg. Zur Ausübung ihrer Rechte bestellten die Erzbischöfe Vicedomini (Vitzthum, Oberverwalter) zu Leibnitz, die gewöhnlich Geistliche waren und ein Pfarramt bekleideten. Das Patriarchat Aquileja war im Sannthalgebiete begütert, das damals noch nicht zu Steiermark gehörte. Das Bisthum Gurk hatte viele Besitzungen in Untersteier, nämlich im Weitenstein und Lemberg, zwischen Sattla und Save, Rohitsch, Windisch-Landsberg, Peilenstein und Drachenburg.

Das Bisthum Freising besaß an der oberen Mur Katsch und in den Seitenthälern Ober- und Niederwelz und Lind. Das Bisthum Bamberg besaß Rottenmann, das Bisthum Brixen Grundstücke zu Landscha bei Leibnitz, in der Gegend von Wildon und um Klein.

Auch auswärtige Klöster hatten Grund und Boden in der Steiermark gewonnen, so Garsten und Gleink, das St. Peterkloster in Salzburg, Göttweih, St. Paul u. a.

Endlich ist noch hervorzuheben, dass Ottokar noch nicht ein reichsunmittelbarer Reichsfürst war, da er Lehen vom Herzoge von Baiern inne hatte und somit dessen Hoftage zu besuchen genöthigt war.

Dieses Band der Abhängigkeit von Baiern wurde zur Zeit seines Sohnes Ottokar II. gelöst, der vor 1164—1192 die Mark Steier verwaltete. Als der Herzog von Baiern, Heinrich der Löwe, dem Kaiser Friedrich Rothbart untreu wurde, erklärte ihn der Kaiser seiner zwei Herzogthümer Baiern und Sachsen verlustig, verringerte ihren Umfang und übergab sie anderen Fürsten. Von Baiern, das Otto von Wittelsbach erhielt, wurde Steiermark im Jahre 1180 abgelöst und zu einem Herzogthum erhoben. So trat Ottokar II. als Herzog in die Reihe der deutschen Reichsfürsten ein. Das Herzogthum hieß anfangs Steier (Styria); erst in späterer Zeit wurde der Name „Herzogthum Steiermark“ üblich.

III. Die Ministerialen und die Verbindung der Steiermark mit Oesterreich.

1. Die Ministerialen.

Anfangs waren die Markgrafen nur Beamte des Königs. Ihre Hauptaufgabe war die Landesvertheidigung, weshalb sie selbständig den Heerbann der Mark aufbieten konnten. Außerdem hatten sie das öffentliche Gericht zu halten und die königlichen Einkünfte einzuheben. Als Entlohnung für ihre Dienste erhielten sie königliche Güter als Geschenke oder als Lehen mit dem Nutzgenuss, und auch Antheil an königlichen Gefällen wie an Gerichtsgeldern, Erträgnissen der Märkte, Zölle, und Mauten u. s. w.

Nach und nach änderte sich die Stellung der Markgrafen. Sie erhoben Anspruch auf die Erblichkeit der Rechte, die sie früher nur als Beamte ausübten, erlangten sie auch, und so wurden aus den Verwaltern von Landgebieten eigenberechtigte Herren dieser Gebiete oder Landesherren. Dies wirkte auch auf die Stellung des in ihrem Lande begüterten freien Adels zurück, der, soweit er nicht seine unmittelbare Verbindung mit dem Reiche aufrecht erhalten konnte, landsässig wurde, d. h. in Abhängigkeit vom Landesherrn gerieth. Fast immer nahm dieser Adel vom Landesherrn Lehengüter an und trat somit zu ihm in das Verhältnis der Vasallität.

Neben diesem freien landsässigen Adel kam mit der Zeit der Stand der Ministerialen oder Dienstmannen empor.[1] Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Ministerial ist Beamter oder Diener, und in diesem Sinne gab es Ministerialen des Königs, eines geistlichen oder weltlichen Herrn. Diese Ministerialen entstammten vorwiegend dem Stande der Unfreien; sie verrichteten Dienste am Hofe ihres Herrn oder wurden als Bewaffnete in sein Gefolge aufgenommen. Sie stiegen an Ansehen über die Menge

[1] A. Luschin v. Ebengreuth, Österreichische Reichsgeschichte. I. Theil. Bamberg 1895.

der übrigen Unfreien empor, zumal sie der Kriegsdienst den freien Vasallen oder Lehensmannen des Herrn näherte, der ihnen zur Sicherstellung ihres Unterhaltes Güter oder Nutzungen an solchen in lehensähnlicher Weise einräumte.

Anfangs waren diese Dienstgüter, die man später Dienstlehen nannte, nicht vererblicher Besitz der Ministerialen, sie konnten nicht ohne Zustimmung des Herrn veräußert werden und verfielen im Falle der Untreue. Aber wenn ein Mann seine Dienstpflicht redlich gethan und einen Sohn hatte, der ebenso treu und tüchtig zu werden versprach, so zog der Herr beim Ableben seines Dienstmannen dessen Sohn einem Fremden vor. Dadurch wurde die Bildung eines erblichen Standes der Ministerialen möglich.

Die Ministerialen, welche am Hofe Dienste verrichteten, waren Verwaltungsbeamte; die Ämter, welche sie bekleideten, waren vorwiegend die vier Hofämter des Truchsessen, Kämmerers, Marschalls und Schenken, und es bestand ursprünglich die Gepflogenheit, jedem dieser Ämter eine Anzahl Ministerialen zuzuweisen, aus welchen der Herr nach Bedarf seine Bedienung zusammenstellte. Dadurch, dass diese Hofämter einzelnen Ministerialenfamilien als erbliche Lehen verliehen wurden, bildeten sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts die Landeserbämter aus. Als Vertrauenspersonen wurden diese Ministerialen auch als Organe der Regierung verwendet, indem ihnen beispielsweise die Stelle des obersten Landrichters übertragen wurde. Aber sie erscheinen nicht bloß als Beamte des Landesherrn, sondern sie bildeten mit der Zeit auch den wichtigsten Bestandtheil seiner Kriegsmacht. Da der Landesherr von seinen Ministerialen Kriegsdienste in größerem Umfange verlangen konnte als von den freien Vasallen, so begnadete er sie reichlicher mit Gütern, um sie in Stand zu setzen, durch Weitergabe eines Theils derselben an kriegstüchtige Unfreie dem Herrn eine größere Anzahl bewaffneter Mannen zuzuführen. Aus den eigenen Leuten der Ministerialen bildete sich so der Ritterstand aus, der von den Ministerialen in derselben Weise abhieng, wie diese von ihrem Herrn.

Der letzte Traungauer Ottokar wäre berechtigt gewesen, über seine Ministerialen und deren Ritter als ihr Herr frei zu verfügen, sie also auch nach Belieben zu vererben oder zu verschenken; als er aber, da er kinderlos war, daran gieng, seinen Besitz dem Herzog von Österreich zu vererben, erschien es ihm doch als ein Gebot der Klugheit, den Übergang seines Eigens an einen anderen Herrn in einer Weise eintreten zu lassen, welche auch die Ministerialen zufrieden stellte, und daher erfolgte die Aufzeichnung ihrer Rechte.

2. Verbindung der Steiermark mit Oesterreich.

Der erste Herzog von Steiermark litt am Aussatze und hatte, wie schon gesagt, keine Kinder. Er beschloss daher, sein Herzogthum dem Herzog Leopold von Österreich zuzuwenden, und zwar deshalb, weil er sein Freund und Verwandter war und weil Österreich und Steiermark als Nachbarländer besser von einem Fürsten regiert würden. Im August 1186 kam er mit Herzog Leopold von Österreich auf dem St. Georgenberge bei Enns zusammen. Hier bestimmte Ottokar den Herzog Leopold zu seinem Erben und übergab ihm seine Ministerialen, deren Rechte festgesetzt wurden. Damit keiner der Nachfolger Leopolds, heißt es in der Urkunde, gegen unsere Ministerialen und Landleute gewissenlos und grausam zu handeln unternehme, so haben wir beschlossen, die Rechte der Unsrigen in einer schriftlichen Urkunde zusammenzufassen und festzustellen. Ihre Lehen fallen, wenn nur Töchter vorhanden sind, nicht an den Landesherrn zurück, sondern vererben auf die Töchter. Stirbt ein Steirer ohne Testament, so beerbt ihn der nächste Blutsverwandte. Ein Steirer kann einem anderen Steirer sein Lehen verkaufen, umsonst übertragen oder einem Kloster zuwenden. Im Rechtsverfahren wird das Beweismittel des Zweikampfes verboten und durch die Aussage glaubwürdiger Zeugen ersetzt. Sollte ein Landesherr tyrannisch regieren, so können sich die Steirer an den Kaiser wenden und ihr Recht vor einem Fürstengericht suchen.

Es ist nicht leicht, sich in die Rechtsanschauungen einer so fernen Zeit hineinzudenken. Nicht das Herzogthum, die Würde und die Rechte des Herzogs, vererbte Ottokar seinem Verwandten, denn die Verleihung des Herzogsamtes steht nur dem Kaiser zu. Er vererbte dem Babenberger seinen ganzen Besitz, seine grundherrlichen Rechte, seine Burgen, Grundstücke und seine Ministerialen; denn diese waren ihm erbeigen, eigenthümlich, unfrei. Ihre Unfreiheit zeigt sich darin, dass sie über ihre Güter nicht frei verfügen und ihre Kinder nicht ohne Zustimmung des Landesfürsten verheiraten durften. Und dieser unfreie Adel erscheint als der Vertreter des Landes dem Herzoge gegenüber. Der Bürger- und der Bauernstand wird nicht erwähnt; denn der erstere war erst im Entstehen, und der letztere des Waffenrechtes bar und daher politisch rechtlos. Deshalb konnten die Rechte oder „Freiheiten", die hier der Adel erhielt, als Rechte des Landes selbst angesehen werden und die Georgenberger Urkunde hat staatsrechtliche Bedeutung. Sie bildet mit den Urkunden, durch welche spätere Landesherren sie bestätigten, und mit anderen landesfürstlichen Entscheidungen und Gesetzen die steirische „*Landhandfeste*",[1] die somit die Verfassung des Herzogthums enthält.

Nur noch wenige Lebensjahre waren dem ersten steirischen Herzog beschieden. Er starb in jungen Jahren im Mai 1192 und wurde in der Karthause Seiz an der Seite seiner Eltern beigesetzt. Jetzt ruhen die Gebeine der beiden letzten Traungauer in der Gruft des Stiftes Rein.

IV. Herzoge aus dem Hause der Babenberger.

1. Leopold II.

Auch Österreich war zuerst eine Mark gewesen und im Jahre 1156 zu einem Herzogthum erhoben worden. Der zweite

[1] Arnold v. *Luschin-Ebengreuth*, Die steirischen Landhandfesten. Beiträge 9.

Herzog war Leopold V. Er wurde nach dem Tode Ottokars im Mai 1192 auf dem Hoftage zu Worms vom Kaiser Heinrich VI. mit dem Herzogthum Steiermark belehnt (Leopold II.) und begab sich dann nach Graz, wo er den Ministerialen ihre Rechte bestätigte und die Huldigung entgegennahm. Hierauf hielt er vor der Ägidikirche, dem jetzigen Dom, öffentlich Gericht.

Im Jahre 1189 war Kaiser Friedrich Barbarossa mit einem stattlichen Ritterheere durch Österreich und Ungarn in das Morgenland gezogen, um den Mohammedanern die heiligen Orte zu entreißen. Der alte Kaiser hatte unerwartet seinen Tod in den Wellen eines Flusses in Kleinasien gefunden, und das Kreuzheer belagerte die Seestadt Akkon. Hier traf auch Leopold von Österreich ein, der erst im August 1190 die Reise nach Asien angetreten hatte. Bei der Erstürmung der Stadt gerieth der Herzog mit dem stolzen König Richard Löwenherz in Streit, und er kehrte nach Österreich zurück. Nach einiger Zeit verließ auch Richard Löwenherz Palästina; er wollte den Weg nach England von der Küste des adriatischen Meeres aus zu Lande nehmen und reiste durch Kärnten und Obersteier nach Wien, wo er erkannt und gefangen genommen wurde. Da auch der deutsche Kaiser Heinrich VI., der Sohn Friedrich Barbarossas, sein Feind war, lieferte Herzog Leopold seinen Gefangenen dem Kaiser aus; der Papst aber belegte den Herzog mit dem Kirchenbanne, weil er sich an einem Kreuzfahrer vergriffen hatte.

Diese Strafe traf den Herzog sehr hart, und er hatte den Wunsch, wieder in die Kirche aufgenommen zu werden.[1] Er meinte, dass der Erzbischof von Salzburg sein Vermittler beim Papste sein könnte und begab sich gegen Weihnachten 1194 nach Graz, denn der Erzbischof hielt sich damals in Leibnitz auf. Als der Herzog am 26. December nachmittags vor die Stadt geritten war, wo er sich an Reiterübungen ergötzen wollte, stürzte er mit

[1] J. v. Zahn, Über das angebliche Turnier vom Jahre 1194 und den Tummelplatz in Graz. Mitth. 34.

seinem Rosse so unglücklich, dass er ein Bein brach. Er selbst, so heißt es, habe das Bein abgehauen. Der Pfarrer Ulrich von Hartberg leistete ihm geistlichen Beistand, bis der Erzbischof erschien, um den man sofort geschickt hatte. Der Kirchenfürst sprach ihn vom Banne los, nachdem der Herzog versprochen hatte, das bereits empfangene Lösegeld zurückzugeben. Am 31. December 1194 starb er.

Hierauf übernahm sein ältester Sohn Friedrich die Verwaltung Österreichs, während der jüngere, Leopold, ihm in Steiermark nachfolgte. Nach dem Tode Friedrichs im Jahre 1198 vereinigte Leopold beide Herzogthümer.

2. Leopold III.

Leopold III. hatte im Jahre 1199 einen Krieg mit Ungarn zu bestehen. Wahrscheinlich fielen ungarische Raubhorden auch in Untersteier ein, wo ihnen Friedrich von Pettau mit kräftiger Hand entgegentrat. Er vertrieb sie aus der Gegend, wo heute Großsonntag und Friedau liegen, und gewann dieses Gebiet, das damals wenig bewohnt war. Zuerst entstand hier der Ort Großsonntag. Seinen Eigenbesitz und die Hälfte der Zehente übergab Friedrich von Pettau dem Orden der deutschen Ritter, die eine Commende gründeten und die Grenze bewachten.

Im Jahre 1212 unternahm Leopold einen Kreuzzug nach Spanien, wo Christen und Mohammedaner miteinander kämpften, und 1217 zog er in das Morgenland. In seinem Gefolge befanden sich auch zahlreiche Steirer, so Ulrich von Stubenberg, Ulrich von Peggau, Dietmar von Liechtenstein, Reinbert von Mureck u. a. Infolge seiner Tapferkeit und seines klugen Auftretens stand er bei allen Kreuzfahrern in hohem Ansehen. Bei der Belagerung von Damiette in Ägypten zeichnete er sich vor allen aus. Doch wurde auf diesem Kreuzzuge wenig ausgerichtet, und Leopold verließ Ägypten in Mai 1219.

Zu seiner Zeit herrschten in Deutschland vielfache Streitigkeiten; Leopold stand stets auf der Seite der Kaiser aus dem

Hause Hohenstaufen. Kaiser Friedrich II. erkannte den Wert des Herzogs und vermählte seinen eigenen Sohn Heinrich mit Leopolds Tochter Margareta. Als der Kaiser vom Papste mit dem Kirchenbann belegt worden war, begab sich Leopold nach Italien, um die Versöhnung der beiden Oberhäupter der Christenheit herbeizuführen. Dort starb er im Juli 1230; seine Gebeine wurden in dem von ihm gestifteten Kloster Lilienfeld in Niederösterreich beigesetzt.

Zu seiner Zeit (1218) gründete Erzbischof Eberhard II. von Salzburg das Bisthum Seckau. Zum bischöflichen Sitze wurde das Augustiner-Chorherren-Stift Seckau ausersehen, dessen Kirche zur Kathedralkirche erhoben wurde. Der erste Bischof von Seckau war der Propst Karl von Friesach in Kärnten; seine Nachfolger verlegten bald ihren Sitz von Seckau in Obersteier nach dem Schlosse Seggau bei Leibnitz, das dem neuen Bisthume zugewendet worden war; und schon 1268 erwarb das Bisthum ein Haus in Graz da, wo jetzt der Bischofhof steht. Im Jahre 1228 gründete derselbe Erzbischof das Bisthum Lavant, dem auch in Steiermark einige Pfarren zugewiesen wurden.

Herzog Leopold ließ zur Sicherung des Landes mehrere Orte, wie Friedberg und Voitsberg, befestigen und über die Save eine Brücke erbauen, um den Handel mit Italien über Graz und Krain zu leiten.

3. Friedrich der Streitbare.

Leopolds Sohn und Nachfolger Friedrich der Streitbare (1230—1246) war ein hochfahrender, zur Gewaltthätigkeit und Grausamkeit geneigter Fürst, der mit allen seinen Nachbarn, den Ungarn, Böhmen und Baiern und selbst mit dem Kaiser und seinen eigenen Unterthanen in Zwist und Unfrieden lebte. Der König von Böhmen, der Herzog von Baiern und die Kirchenfürsten, welche in Österreich und Steiermark Besitzungen hatten,

erhoben eine Anklage gegen ihn beim Kaiser Friedrich II., der ihn vorlud. Da er nicht erschien, wurde über ihn die Reichsacht ausgesprochen und die Ankläger aufgefordert, den Herzog zu bekriegen. Dieser erpreſste jetzt durch Gewaltmaßregeln Geld von den Klöstern und seinen Unterthanen, die schon durch die häufigen Münzerneuerungen gegen ihn aufgebracht waren. Jetzt erhoben sich die österreichischen und steirischen Adeligen gegen ihn, und auch der Kaiser erschien in Steiermark. Er feierte im Jahre 1236 in Graz das Weihnachtsfest und begab sich dann nach Wien, wo sich auch viele steirische Herren einfanden. Der Kaiser bestätigte ihnen 1237 nicht nur die von dem ersten Herzog Ottokar herrührenden Freiheiten, sondern gab ihnen auch neue Rechte: die herzoglichen Ministerialen und alle Getreuen der Steiermark sollen Vasallen des Kaisers sein und nur von diesem beherrscht werden; Steiermark soll von Österreich getrennt sein, und wenn die Steirer wieder einen Herrscher wünschen, so solle es nicht der Herzog von Österreich sein. Der Heiratszwang, den die Herzoge bisher übten, wurde verworfen. Die Münzerneuerung sollte nur mit Zustimmung der hervorragendsten Ministerialen vorgenommen werden. Flüchtige Grundholden sollten in den Städten keine Freistätte finden.

Durch diese Freiheiten stieg das Ansehen des Ministerialenadels noch mehr. War er doch jetzt sogar reichsunmittelbar, und die Wiederverleihung des Herzogthums hieng zum Theil von seinem Willen ab.

Als der Kaiser aus Österreich abgezogen war, eroberte der kriegerische Herzog seine verlorenen Gebiete zurück, worauf sich der Kaiser Ende 1239 mit ihm aussöhnte. Auch die Steirer unterwarfen sich, verzichteten auf ihre Reichsunmittelbarkeit und fanden sich zahlreich in seiner Umgebung ein, als der Herzog in den folgenden Jahren öfter in Steiermark erschien. Als im Jahre 1241 die Mongolen in Ungarn einbrachen, das Heer der Magyaren vernichteten und das ganze Land verwüsteten, floh König Bela IV. nach Österreich. Dieses Unglück des Nachbar-

landes nützte Herzog Friedrich in unedler Weise aus. Er zwang den König, ihm die drei Gespanschaften Eisenburg, Wieselburg und Ödenburg abzutreten. Nachdem die Mongolen Ungarn verlassen hatten, forderte Bela seine Gebiete zurück und begann endlich einen Krieg. Herzog Friedrich rückte ihm entgegen und lieferte ihm am 15. Juni 1246 an der Leitha eine Schlacht. Die Österreicher siegten, der Herzog aber fiel.

So verhasst auch Herzog Friedrich unter seinen Unterthanen gewesen war, sein Tod wurde doch vielfach beklagt. Denn er hinterließ keine Erben, und ungewiss war demnach das Schicksal, das der beiden Herzogthümer wartete.

V. Das Zwischenreich.

1. Der Kampf um Steiermark.

Da der letzte Babenberger weder Söhne noch Töchter hinterließ, so waren die Herzogthümer Österreich und Steiermark erledigte Reichslehen, über welche der Kaiser zu verfügen hatte. Die Seitenverwandten des verstorbenenen Herzogs, seine Schwester Margareta, welche Witwe des römischen Königs Heinrichs VII. war, und seine Nichte Gertrud, welche sich gleich nach dem Tode des Herzogs mit dem Markgrafen Wladislav von Mähren vermählt hatte, hatten kein Anrecht auf die beiden Herzogthümer, aber sie nahmen dennoch ein solches in Anspruch. 1246.

Kaiser Friedrich II., der damals mit dem Papste in Streit lebte und von diesem aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen worden war, schickte für beide Herzogthümer einen Statthalter, den Grafen Otto von Eberstein. Der Papst Innocenz IV. dagegen nahm sich Gertrudens an, welche sich nach dem Tode ihres Gemahls mit dem Markgrafen Hermann von Baden vermählte und diesem als angeblich rechtmäßige Erbin Österreich schenkte. Doch fand er weder in Österreich noch in Steiermark großen Anhang.

Auch der Kaiser erkannte ihn nicht als Herzog an, sondern schickte zwei Statthalter: Otto von Baiern für Österreich und den Grafen Meinhard von Görz für Steiermark. Der letztere beschäftigte sich zunächst damit, die Güter des Erzbisthums Salzburg und des Patriarchats Aquileja in Steiermark und Kärnten zu besetzen. Auch viele Adelige benutzten diese Zeit, da Steiermark keinen Herrn hatte, und bemächtigten sich verschiedener Kirchengüter, rissen den Zehenten an sich und erhoben willkürliche Abgaben. „Damals geschah", klagt der Dichter Ulrich von Liechtenstein, „viel Unbill; Tag und Nacht geschahen Räubereien, so dass viele Dörfer verwüstet wurden." Um sich in dem angemaßten Besitz zu sichern, ließen die Adeligen zahlreiche Burgen aufführen.

Im Jahre 1250 starben Hermann von Baden und Kaiser Friedrich II.

Um diese Zeit standen schon mehrere Adelige und geistliche Herren Österreichs mit dem böhmischen Prinzen Přemysl Ottokar in Verbindung; auf ihre Aufforderung erschien er 1251 mit einem Heere in Österreich und vermählte sich im folgenden Jahre mit der Babenbergerin Margareta. So wurde er Herzog von Österreich; aber auch als Herzog von Steiermark betrachtete er sich. Auch König Bela IV. hätte gern das Erbe der Babenberger in Besitz genommen und hatte schon im Jahre 1250 einen verheerenden Einfall in Österreich und Steiermark gemacht, wobei die Burg Krieglach und die Grenzstadt Pettau, die dem Erzstift Salzburg gehörte, erobert wurden. Jetzt wollte er wenigstens Herzog von Steiermark werden; er bewog die verwitwete Gertrud, sich mit seinem Verwandten Roman zu verheiraten, und bekriegte Ottokar in Niederösterreich und Mähren.

Im Jahre 1254 wurde endlich durch Vermittlung des Papstes zu Ofen Friede geschlossen:[1] Bela IV. erhielt Steiermark, doch wurde als die Nordgrenze dieses Landes der Semmering und das

[1] F. v. Krones, Die Herrschaft K. Ottokars II. von Böhmen in Steiermark. Mitth. 22. — A. Huber, Österreichische Geschichte I.

von diesem westwärts sich hinziehende Gebirge festgestellt, so dass also die Pittener Mark und der Traungau zu Österreich geschlagen wurden, das im Besitze Ottokars blieb. Gertrud, die von ihrem dritten Gatten verlassen worden war, erhielt zum Nutzgenusse die Orte Leoben, Knittelfeld, Judenburg, Grazlupp bei Neumarkt und Voitsberg mit Tobel zugewiesen.

Als Statthalter von Steiermark setzte König Bela den Ban Stephan von Slavonien ein, der in Graz seinen Sitz nahm. Sein Nachfolger wurde Belas Sohn, Stephan. Die ungarische Herrschaft erwies sich für Steiermark anfangs insoferne gut, als der Statthalter bestrebt war, die Adeligen, welche sich in den Besitz von Kirchengütern gesetzt hatten, zur Herausgabe ihres Raubes zu zwingen. Natürlich erregte dies die Unzufriedenheit des Adels, dem es keineswegs angenehm sein konnte, dass die Steiermark von ihrem Mutterlande Deutschland losgetrennt und das Nebenland eines Reiches war, das in jeder Beziehung hinter den cultivierten Ländern Europas weit zurückstand. Da überdies die Ungarn überall mit gewohntem Übermuth auftraten, so kam es bald soweit, dass Abgeordnete des Adels und der Städte dem Könige Ottokar ihr Land anboten. Dieser war unterdessen durch den Tod seines Vaters auch Herrscher über Böhmen und Mähren geworden. Er nahm den Antrag der Steirer gern an und schickte ein österreichisches Hilfsheer. Mit diesem vereint, trieben die steirischen Adeligen zu Ende des Jahres 1259 die Ungarn in kurzer Zeit aus dem Lande, so dass sie nur noch Pettau festzuhalten vermochten. Doch König Bela gab die Hoffnung nicht auf, das verlorene Land wiederzugewinnen und unternahm einen Kriegszug gegen Österreich. In dem Winkel, den die Donau mit ihrem Nebenflusse March bildet, bei dem Orte Kroißenbrunn, kam es im Juli 1260 zu einer Hauptschlacht. Auch die Steirer waren herbeigeeilt, ihrem neuen Herzoge beizustehen. Ihr Banner „grün wie das Gras, darin ein blanker Panther schwebte, gleichsam als lebte er“, führte der alte Ulrich von Wildon. Nach hartnäckigem Kampfe

ergriffen die Ungarn die Flucht über die March, in deren Fluten viele den Tod fanden. In dem Frieden, der hierauf geschlossen wurde, entsagte Bela allen Ansprüchen auf das babenbergische Erbe.

So hatte also Steiermark einen neuen Herrscher erhalten, der auch über Österreich, Böhmen und Mähren gebot und zu diesen Ländern später auch noch Kärnten und Krain erwarb. Steiermark war somit zwar wieder mit Österreich vereinigt, aber es war mit diesem der Theil eines größeren Staatsganzen geworden. Diese Veränderung der Stellung ihres Landes kostete die Einwohner des Landes viel. Die häufigen Kriege riefen Unsicherheit des Besitzes, Parteistreitigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Roheit der Gesinnung und selbst Entsittlichung des religiösen Lebens hervor. Dazu kamen Missernten. Das Jahr 1255 war so trocken, dass weder Feld- noch Baumfrucht gedieh; auch in den folgenden Jahren traten Fehlernten ein, welche in Verbindung mit Viehseuchen die Menschen zur Verzweiflung brachten. Solche Noth herrschte aber auch in anderen Ländern, wie beispielsweise in Italien, und von diesem Lande giengen die sogenannten Geißlerfahrten aus. „Eine Menge Menschen“, berichtet ein steirischer Geschichtschreiber, „arme und reiche, Ministerialen, Ritter, Bauern, Greise und Jünglinge giengen über dem Gürtel nackt einher, den Kopf bloß mit einem Leinentuch bedeckt, mit Fahnen, brennenden Kerzen und Geißeln in der Hand, mit denen sich einige bis aufs Blut schlugen. Sie sangen demüthige Lieder und zogen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Kirche zu Kirche. Viele, die das sahen, wurden erschüttert und weinten, warfen sich auch mit dem ganzen Körper nackt auf die Erde, in den Schnee sogut wie in den Koth, und jeder beharrte in dieser Buße dreiunddreißig Tage, zweimal des Tages, am Morgen und am Abend.“

Das war ungefähr in der Zeit, da Ottokar aus dem Streite um Steiermark als Sieger hervorgieng. Ob er von dem Elende, das über dem Lande lag, etwas sah, als er noch vor dem Ende des Jahres 1260 in Begleitung vieler vornehmer Herren aus

Böhmen und Österreich nach Graz kam, ist wohl anzunehmen, denn seine Regierung nahm einen guten Anfang. Ruhe und Sicherheit kehrten nach und nach zurück.

2. Přemysl Ottokar.

Zum Landeshauptmann ernannte der neue Herrscher den böhmischen Edelmann Wok von Rosenberg und nach dessen Tode im Jahre 1262 den Bischof Bruno von Olmütz. Dieser in jeder Beziehung tüchtige und charaktervolle Mann ließ durch den Notar Helwig aus Thüringen eine Zusammenstellung aller Kammergüter und ihrer Erträgnisse machen, welche als Hub- oder Raitbuch, lateinisch Rationarium, bezeichnet wird. Die Ursache dieser Zusammenstellung war der Wunsch, eine genaue Kenntnis von den Einkünften des Landesfürsten zu gewinnen und damit die Ordnung im landesfürstlichen Haushalte herzustellen. Es wurden auch Güter namhaft gemacht, die durch Edelleute dem landesfürstlichen Gute entfremdet worden waren und die nunmehr, wie man annehmen darf, zurückgefordert wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieses Vorgehen eine Ursache der Adelsverschwörung war, die sich nach einiger Zeit bildete.

Ottokar begünstigte auch in Steiermark die Städte und das Bürgerthum sowie die Kirche. Da er die günstige Lage des Ortes Bruck erkannt hatte, so ließ er ihn im Jahre 1263 erweitern, mit neuen und festeren Mauern umgeben und den Bewohnern urbaren Boden und Felder in der Umgebung zuweisen. Da diese aber dem Stifte Admont gehörte, so wurde dieses dafür durch andere Güter entschädigt.

Da Ottokar den Adel, der in der Zeit des Interregnums sehr übermüthig geworden war, mit fester Hand im Zaume hielt, entfremdete Güter zurückforderte, überdies für seine mehrfachen Kriegszüge hohe Steuern ausschrieb, so entstand Unzufriedenheit, ja es bildete sich sogar eine Adelsverschwörung. Allein die ge-

plante Erhebung kam nicht zur Ausführung, offenbar, weil der Anhang der Verschworenen zu gering blieb. Damals — im Winter von 1267 auf 1268 — unternahm Ottokar einen Kriegszug in das Land der heidnischen Preußen an der Ostsee, an dem auch österreichische und steirische Ritter unter dem Befehle des Otto von Liechtenstein theilnahmen. Der Feldzug misslückte. Beim Rückzuge über die Weichsel barst das Eis und viele Ritter und Mannen ertranken. Dem heimkehrenden König eilte Friedrich von Pettau entgegen und theilte ihm die Pläne der Verschworenen mit. Dies waren die Grafen Bernhard und Heinrich von Pfannberg, Hartnid von Wildon, Wulfing von Stubenberg und Ulrich von Liechtenstein. Sie wurden vorgeladen und erschienen vor dem König, wobei der Pettauer seine Anklage wiederholte. Die Beschuldigten forderten den Ankläger zum Zweikampfe und erklärten sich für unschuldig, doch der König ließ sie gefangennehmen und auf verschiedene Burgen in Böhmen und Mähren bringen. Aber auch der Ankläger Friedrich von Pettau wurde eingekerkert. Die Haft der steirischen Edelleute soll sechsundzwanzig Wochen gedauert haben. Zur Erlangung ihrer Freiheit mussten sie dem Pettauer Urfehde schwören, d. h. geloben, sich an ihm nicht zu rächen, und einige ihrer Burgen ausliefern, die der König brechen ließ. So verloren die Pfannberger Pfannberg, Peggau, St. Peter, Kaisersberg, der Liechtensteiner Murau, Liechtenstein und die Frauenburg, die Stubenberger Stubenberg, Kapfenberg, Katsch und Wulfingstein, der Wildonier Premaresburg bei Köflach und Gleichenberg und der Pettauer Wurmberg und Schwanberg. Diese Burgen wurden zu Ruinen. Als der König die Gefangenen verabschiedete, sprach er, wenn wir der Erzählung des steirischen Reimchronisten Ottokar Glauben schenken dürfen, zu ihnen: „Thut euch gütlich, da ich euch durch meine Gnade reich machen und den Schaden vergüten will, den ich angerichtet. Wer sich aber von mir mit bösem Gebahren entfernt, der wisse, dass er nicht wieder dessen sich erfreuen wird, was er einbüßte.“ Dann schenkte er ihnen Kleinode, Silber und Gewand und entließ sie.

Aus dieser Erzählung könnte man schließen, dass der König seine Handlungsweise als eine Übereilung bedauerte, und dass die Edelherren unschuldig verfolgt wurden, zumal auch der Ankläger gestraft wurde. Aber es ist doch auch wieder anzunehmen, dass gerade damals das Recht des Adels, Burgen zu bauen, eingeschränkt wurde. Die steirischen Herren trugen übrigens dem Könige keinen Groll nach; sie leisteten ihm Zuzug, als er bald darauf die Nachbarländer Kärnten und Krain in Besitz nahm.

In diesen Ländern regierte Herzog Ulrich III., dessen Mutter eine Prinzessin aus dem böhmischen Königshause gewesen war. Er war zweimal verheiratet, hatte aber keine Kinder. Zwar hatte er noch einen Bruder Philipp, der zum Erzbischof von Salzburg gewählt worden war, sich jedoch in dieser Würde nicht hatte behaupten können und auf seinen Kärntner Gütern lebte. Dieser wäre der rechtmäßige Erbe der Eigengüter Ulrichs und des Herzogthums Kärnten gewesen, aber Ottokar beredete den Herzog Ulrich, ihm, seinem Verwandten, sein Herzogthum testamentarisch zu vermachen. Ulrichs Bruder Philipp aber verschaffte er das Patriarchat Aquileja.

Philipp war aber damit nicht zufrieden. Als Herzog Ulrich im Jahre 1269 starb, nahm er sofort den Titel eines Herzogs von Kärnten an und hoffte, durch die Unterstützung der Feinde Ottokars das Herzogthum zu erringen. Es gab nämlich in Steiermark und in Kärnten Adelige, welche das starke Anwachsen der Macht Ottokars ungern sahen. Zu diesen Feinden gehörte auch die alte Herzogin Gertrud, welche ihren Aufenthalt in Voitsberg hatte, das ihr nebst anderen Gütern zugewiesen worden war. Sie hatte ihre Tochter Agnes dem Herzoge Ulrich von Kärnten vermählt. Kaum war aber Ulrich gestorben, als Ottokar in Krain erschien, die Herrschaft über dieses Land antrat und von da nach Kärnten zog, das er ebenfalls in Besitz nahm. Auch die Herrschaft Windischgraz, welche dem Patriarchate von Aquileja gehörte, besetzte er und ließ sich damit belehnen. Er beließ daselbst den bisherigen Pfleger Ortolf, der sich von Windischgraz benannte. Zum Landeshauptmann von Kärnten

setzte er den Grafen Ulrich von Heunburg ein, dessen ausgedehnte Besitzungen in Kärnten und Steiermark lagen, und zwang die neunzehnjährige Herzogswitwe Agnes, diesem Manne ihre Hand zu reichen. Der Groll, der im Herzen Gertrudens gegen Ottokar lebte, steigerte sich dadurch noch mehr. Ottokar hatte ihr die Herzogthümer Österreich und Steiermark entrissen, auf die sie ein Anrecht zu haben glaubte, und jetzt gewann er auch Kärnten, dessen Herzog mit ihrer Tochter vermählt gewesen war, ja er zwang diese, die Gemahlin eines Mannes zu werden, der ihr nicht ebenbürtig und ihr Unterthan war. Zu den Anhängern der tief gekränkten Herzogin Gertrud gehörte auch Siegfried von Mahrenberg, der in Untersteier und in Kärnten reich begütert war. König Ottokar befahl, diesen Mann gefangen zu nehmen. Ortolf von Windischgraz lud ihn zu sich auf sein Schloss. Als Ortolf mit seinem Gaste beim Mahle saß, stürzten sich einige Bewaffnete auf Siegfried und überwältigten ihn. Gefesselt wurde er nach Prag geführt. Dort sollte ihm die Folter ein Geständnis bezüglich seiner und seiner Verbündeten Pläne erpressen, aber der Gepeinigte erduldete die größten Qualen, ohne etwas auszusagen. Zuletzt wurde er erschlagen. Dies geschah zu Anfang des Jahres 1272. Die Herzogin Gertrud aber verbannte Ottokar zu derselben Zeit aus seinen Ländern; sie begab sich nach Meißen im heutigen Königreich Sachsen, wo sie Verwandte hatte und wo sie in einem Kloster aus dem Leben schied.

So hatte also Ottokar ein großes Reich begründet, das sich vom Erzgebirge bis zum adriatischen Meere erstreckte, und dessen Bewohner Deutsche, Slaven und Romanen waren. Die Begründung dieses Reiches war ihm gelungen, weil seit dem Tode Kaiser Friedrichs II. schwache Herrscher in Deutschland regierten, welche nicht imstande waren, die Ordnung aufrecht zu halten, so dass man ein Recht hat, diese Zeit die „kaiserlose, die schreckliche“ oder das Interregnum (Zwischenreich) zu nennen. Im Vollgefühle seiner Macht schien es ihm unmöglich, dass ein Mächtigerer ihm den Besitz seiner Länder streitig machen könnte.

3. Přemysl Ottokar und Rudolf von Habsburg.

Endlich sahen die deutschen Fürsten ein, dass das zerrüttete Deutsche Reich einen tüchtigen Herrscher nöthig hatte. Die hervorragendsten geistlichen und weltlichen Fürsten, für welche jetzt die Bezeichnung Wahlfürsten üblich wurde, traten daher zusammen und wählten am 1. October 1273 den schwäbischen Grafen Rudolf von Habsburg zum Könige.[1]

Noch erheben sich auf einem freistehenden Hügel am rechten Ufer der Aar im Schweizer Canton Aargau die Ruinen der Habichtsburg oder Habsburg, die einst Graf Radbot und Bischof Werner von Straßburg, Ahnen Rudolfs, hatten erbauen lassen. Graf Rudolf, damals ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, war im Elsass, in Schwaben und in der Schweiz reich begütert und wegen seiner Tapferkeit und seines frommen und biederen Sinnes weit und breit bekannt und geachtet. Seine hohe Gestalt, seine blitzenden Augen, seine Adlernase machten ihn unter Tausenden leicht erkenntlich. Einst hatte er dem Erzbischof Werner von Mainz, der nach Rom reisen musste, über das Gebirge das Geleite gegeben, und dieser hatte dabei den trefflichen Mann genau kennen gelernt. Er empfahl ihn den anderen Fürsten und brachte dadurch seine Erhebung zum König zustande.

Ottokar, der sich am liebsten selbst mit der deutschen Königskrone geschmückt hätte, erkannte den neuen Herrscher Deutschlands nicht an, aber der Papst war mit der Wahl zufrieden. Als Ottokar ein volles Jahr verstreichen ließ, ohne dass er sich bei König Rudolf eingefunden und die Belehnung mit seinen Ländern nachgesucht hätte, wurde er für den Januar 1275 nach Würzburg vorgeladen, und da er nicht erschien, aufgefordert, im Mai zu Augsburg vor dem neuen König zu erscheinen. Ottokar gehorchte nicht, doch schickte er nach Augsburg als seinen Gesandten den Bischof

[1] O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, 2 Bände, Wien 1863, 1866. — F. v. Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs I., II. — Huber, Österreichische Geschichte I.

Bernhard von Seckau, der die Giltigkeit der Wahl Rudolfs bestritt und diesen und die Reichsfürsten zu schmähen sich erlaubte, so dass sich unter den Anwesenden ein Sturm der Entrüstung erhob und fast das Leben des Redners bedroht war. Jetzt wurden dem König Ottokar nicht nur die von ihm erworbenen Länder Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain, sondern auch seine Erbländer Böhmen und Mähren abgesprochen und er auch mit der Reichsacht belegt.

Schon hatte sich der Erzbischof Friedrich von Salzburg dem Könige Rudolf zugewandt und sich dadurch den Hass Ottokars zugezogen; auch Graf Meinhard von Tirol, dessen Tochter Elisabeth mit Rudolfs Sohn Albrecht vermählt wurde, sein Bruder Albrecht von Görz und der Patriarch von Aquileja traten auf die Seite des neuen deutschen Königs.

Auch der Adel der Steiermark plante den Abfall; mehrere steirische und österreichische Edelleute, darunter Hartnid von Wildon, sollen sich zu König Rudolf nach Augsburg begeben und über die Tyrannei Ottokars Klage geführt haben. Dieser befahl seinem Landeshauptmann in Steiermark, Milota von Diediz, von den Städten und dem Adel Geiseln zu verlangen, verstärkte die Besatzungen der Burgen durch böhmische Mannschaft und ließ die Güter des Erzbischofs von Salzburg verwüsten und besetzen. Dadurch aber vermehrte er nur die Unzufriedenheit seiner Unterthanen.

Meinhard von Tirol griff Kärnten an und eroberte es ohne Schwierigkeit. König Rudolf rückte mit seinem Heere von Regensburg gegen Passau und stand im October 1276 vor Wien. Schon am 19. September hatten sich Heinrich von Pfannberg, Ulrich von Heunburg, Friedrich von Pettau, Wulfing von Stubenberg, Herrand von Wildon, Heinrich von Stadeck, Otto von Liechtenstein, der Sohn Ulrichs, Otto von Teuffenbach, Chol von Saldenhofen, Wilhelm und Heinrich von Schärfenberg und andere steirische und kärntische Herren im Kloster Rein versammelt und gelobt, als Dienstmannen des heiligen Reiches dem König Rudolf Beistand zu leisten und

sich nur durch den Tod von einander trennen zu lassen. Es war aber zunächst doch nur eine Erhebung des Adels; der Clerus und die Bürger hielten länger an ihrem Landesherrn fest. Der Bischof von Seckau ließ in mehreren Schlössern, die von den Adeligen berannt wurden, Widerstand leisten, die Stadt Judenburg verschloss ihnen die Thore und musste von dem Grafen Heinrich von Pfannberg erstürmt werden. Der Landeshauptmann Milota behauptete noch einige Zeit *Graz*, bis er an der Möglichkeit, des Aufstandes Herr zu werden, verzweifelnd, die Stadt räumte und das Land verließ. Die landesfürstlichen Burgen waren nach und nach erobert, die Besatzungen vertrieben oder gefangen worden. Dieses schimpfliche Ende nahm die Herrschaft Ottokars in den südlichen Ländern seiner gewaltigen Monarchie.

Hierauf zogen die vereinigten Steirer und Kärntner, die unterdessen herbeigekommen waren, unter Führung des Graf Meinhard gegen Wien und verstärkten das Heer Rudolfs. Wien hielt sich noch einige Zeit, dann ergab es sich dem deutschen Könige. Jetzt beugte Ottokar seinen stolzen Sinn und verglich sich mit Rudolf; er gab Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain dem Reiche zurück und wurde mit Böhmen und Mähren belehnt. Die Geiseln, welche Ottokar abgefordert hatte und die sich noch in Haft befanden, sollten freigegeben werden.

Um nun die Ordnung in den österreichischen Landen herzustellen, erließ König Rudolf am 3. December 1276 von Wien aus für Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain einen *allgemeinen Landfrieden*. Da er seine Gegner mit Hilfe des Adels niedergeworfen hatte, konnte er gegen diesen nicht schroff auftreten. Daher milderte er die Maßregeln Ottokars gegen den Burgenbau. „Alle“, heißt es in der Urkunde, „welche wider die Rechtsordnung und ohne giltige Ursache durch den König von Böhmen oder wen immer Zerstörung ihrer Burgen oder Vesten erlitten haben, erhalten die Befugnis zu Wiederaufbau und Befestigung; zugleich sind alle Verbote, die der genannte König oder wer immer gegen die Befestigung

von Burgen und Vesten erlassen, zurückgenommen.“ Der Burgenbau wurde erlaubt; nur wo ein Bau innerhalb einer Meile einem anderen zum Nachtheil gereichte, sollte er verhindert werden, und solche Burgen, die nach Urtheil und Rechtsspruch zerstört worden waren, sollten nicht wieder aufgerichtet werden.

Man kann daraus ersehen, dass die vielen Burgen des Adels als Hindernisse des Landfriedens angesehen wurden. Am 18. Februar 1277 bestätigte König Rudolf den steirischen Ministerialen die von früheren Herrschern gewährten Rechte und versprach, das Herzogthum nur demjenigen Fürsten zu verleihen, zu dem die Mehrheit der Ministerialen rathen würde. Bis zu der Zeit, da ihnen ein neuer Herrscher bestellt würde, sollten sie Vasallen des Reiches sein.

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Bestimmung, dass kein Landesfürst das Recht habe, einen Ministerialen, der eines Verbrechens nicht überwiesen oder der nicht geständig ist, gefangen zu nehmen und einzukerkern. Endlich ordnete der König an, dass, wenn „ein Landesfürst von den Ministerialen der Steiermark den Eidschwur der Treue fordert, sie zur Leistung eines solchen Eides nicht verhalten werden sollen, bis der Fürst mit seinem Eide verspricht, das gegenwärtige Privilegium in allem und seinen Einzelheiten zu halten“.

Ottokar ließ die Hoffnung, die abgetretenen Länder wieder zu gewinnen, nicht fallen und suchte und fand Bundesgenossen für einen zweiten Krieg mit Rudolf. Aber auch dieser ließ es nicht an neuen Rüstungen fehlen. In diesem Kriege kam es am 26. August 1278 bei Dürnkrut auf dem sogenannten Kruterfelde zur Entscheidungsschlacht. Die Österreicher und die Steirer bildeten den rechten Flügel. Lange wogte der Kampf hin und her, endlich gegen Abend war Ottokars Schlachtlinie überall durchbrochen und aufgelöst. Als Ottokar wahrnahm, dass alles verloren sei, stürzte er sich mit einigen böhmischen Rittern auf eine Abtheilung Österreicher und Steirer, welche begierig den Kampf mit ihm aufnahmen. Der König fiel, und die untergehende Sonne

strahlte auf seine schrecklich verstümmelte Leiche. Es heißt, dass ihm Berthold, Schenk von Emmerberg, ein Verwandter des hingerichteten Siegfried von Mahrenberg, den tödlichen Stoß versetzt habe.

Der steirische Adelige Albert Stuchs von Trauttmansdorff stand, wie die Sage will, mit vierzehn Söhnen und Vettern auf Rudolfs Seite, und dreizehn von ihnen sollen in dieser Schlacht geblieben sein. Die Steirer, sagt ein Dichter, kämpften so tapfer, dass der Burggraf von Nürnberg zum Könige Rudolf äußerte: „Ich zweifelte schon am Siege; als ich aber die steirischen Ritter so heldenmüthig kämpfen sah, da vertrieb die Hoffnung die Furcht aus meinem Herzen.“

4. Die Belehnung der Habsburger.

Durch den Sieg Rudolfs von Habsburg auf dem Kruterfelde wurden die südostdeutschen Länder vor der Losreißung vom Deutschen Reiche bewahrt.

Nachdem der Friede geschlossen worden war, kam König Rudolf im October 1279 nach Graz und begab sich von da über Judenburg, Zeiring, wo er die Silberbergwerke besichtigte, und Rottenmann nach Linz. Im Jahre 1281 weilte der König noch einmal in Steiermark; er kam über Hartberg nach Graz; auf dem Rückwege besuchte er Judenburg und Admont und verließ über den Pyhrnpass das Land.

Rudolf war bemüht, die neuerworbenen Alpenländer für sein Haus zu gewinnen, denn er hatte sie hauptsächlich mit seinen eigenen Mitteln erobert. Er hatte die Kirchenfürsten von Salzburg, Passau, Regensburg, Freising und Bamberg bewogen, seinen Söhnen alle ihre Besitzungen zu übertragen, welche die früheren Herzoge von Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain von ihnen zu Lehen hatten. Dadurch erhielten die Habsburger in diesen Ländern einen so großen Besitz, dass es unmöglich war, einen Herzog in diesen Landen einzusetzen, der nicht dem habsburgischen Hause angehörte.

Zu Weihnacht 1282 belehnte er auf dem Reichstage zu Augsburg, an dem auch Edelleute aus Steiermark theilnahmen, seine Söhne Albrecht und Rudolf gemeinsam mit Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Hier ist zu bemerken, dass Windischgraz wieder an das Patriarchat zurückgefallen war. Diese Belehnung wurde jedoch in zweifacher Weise abgeändert. Da nämlich die Österreicher und die Steirer fürchteten, die Regierung zweier Herren könnte Zwistigkeiten hervorrufen, so begaben sich österreichische und steirische Adelige, unter letzteren Otto von Liechtenstein, Ulrich von Kapellen u. a. als Abgesandte der Stände zu Rudolf und richteten an ihn die Bitte, er möge ihnen Albrecht allein zum Herrn geben, da es schwer sei, zwei Herren zu dienen. Rudolf gewährte dieses Ansuchen und bestimmte zu Rheinfelden in der Schweiz mit der Urkunde vom 1. Juni 1283, dass Albrecht und seine männlichen Erben die österreichischen Herzogthümer allein besitzen sollen.

Eine Änderung wurde auch mit Kärnten vorgenommen. Im Jahre 1286 verlieh nämlich König Rudolf dieses Herzogthum seinem getreuen Bundesgenossen Meinhard von Tirol, dem er schon früher Krain überlassen hatte.

Im Jahre 1282 also trat das Haus Habsburg die Regierung des Herzogthums Steiermark an.

VI. Innere und Culturzustände.

1. Der Adel.

Die Babenberger beriefen, wie schon die Traungauer, die Ministerialen zu Versammlungen, in denen zwar zunächst gerichtliche Entscheidungen getroffen wurden, die sich aber doch über Aufforderung des Landesherren auch mit Landesangelegenheiten befassten.[1] Im Jahre 1192 leisteten die Ministerialen als Körperschaft dem

---

[1] F. v. Krones, Beiträge zur Quellenkunde und Geschichte des steir. Landtagswesens. Beiträge 2, 3, 4, 6, 16. — A. Luschin von Ebengreuth, Österreichische Reichsgeschichte I. — Luschin von Ebengreuth, Die Anfänge der Landstände. Sybels histor. Zeitsch. 42. Bd.

neuen Herzoge Leopold die Huldigung, wobei dieser die Freiheiten der Ministerialen anerkannte. Das war der erste Erbhuldigungs-landtag. Seit der Aufzeichnung der Rechte der steirischen Ministerialen war, wie schon erwähnt, das Ansehen derselben sehr gestiegen, und dieses Ansehen ließ ihre persönliche Unfreiheit vergessen. Daher weigerten sich die freien Adeligen nicht mehr, in eheliche Verbindungen mit unfreien Ministerialen zu treten. Aber „noch mussten es die vornehmsten Ministerialen-Geschlechter dulden, wenn bei beabsichtigter Vermählung ihrer Kinder untereinander oder mit fremden Ministerialen die Hand des Landesherrn rücksichtslos eingriff, hier eine Braut bestimmte, dort einen Bräutigam zurückwies. Allein man trug es mit Unwillen als die Unbill eines veralteten Herkommens und wartete nur der Gelegenheit, diese drückende Fessel zu sprengen“.

Diese Gelegenheit bot sich zur Zeit des Herzogs Friedrich II. Dieser Fürst, der eigentlich den Einfluss, den die Ministerialen ausübten, herabdrücken wollte, musste zur Zeit seines Zwistes mit dem Kaiser zusehen, wie die Rechte des Adels vermehrt wurden. Damals hatten sich, wie eben angedeutet, die wenigen Grafen- und Freiherren-Geschlechter den Ministerialen bereits angeschlossen und bildeten mit diesen den hohen Landesadel oder die Herren, während ihre Lehensmannen, die Ritter, als niederer Adel bezeichnet wurden. Die Ritter bildeten damals noch keinen geschlossenen Stand; Bürger- und Bauernsöhne, welche Lust zum Waffenhandwerk hatten, konnten sich ihnen anschließen.

Nach dem Aussterben der Babenberger fühlte sich der hohe Adel ganz als der Vertreter des Landes; er trat häufig zu Versammlungen zusammen, um die Landesangelegenheiten zu berathen. Inwieweit sich an diesen Berathungen der geistliche Großgrundbesitz als solcher betheiligt hat, ist nicht klar.

Schon zur Zeit der letzten Babenberger waren die Grafen, Freiherren und Landesministerialen im Besitze der niederen Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern.

Von den freien Geschlechtern waren die hervorragendsten die Freien von Sanneck im Süden des Landes, die später Grafen von Cilli wurden und von denen noch die Rede sein wird, und die Herren von Peggau.

In der Nähe des Marktes Peggau liegen auf einem Felsen die Trümmer der Burg Peggau und eine Stunde weiter aufwärts die Ruinen von Pfannberg. Besitzer dieser Burgen waren im zwölften Jahrhundert die Herren von Peggau (Peckah oder Peckau), die sich dann Grafen von Pfannberg nannten. Sie waren nahe Verwandte der kärntischen Grafen von Zeltschach und besaßen auch Güter in Kärnten und Österreich. Sie nahmen am politischen Leben regen Antheil, starben aber im Mannsstamm schon 1363 aus. Die Tochter des letzten Pfannbergers Johann, namens Margareta, heiratete in erster Ehe den Grafen Johann von Cilli und nach dessen Tode den Grafen Hugo VII. von Montfort-Bregenz, der nun seinen Titeln den eines Herrn von Pfannberg beifügte.

Von den landesfürstlichen Ministerialen-Geschlechtern haben mehrere in den Angelegenheiten des Landes eine entscheidende Rolle gespielt.

Die Herren von Stubenberg traten zuerst im zwölften Jahrhundert auf, ihre Stammburg Stubenberg an der Feistritz liegt in Ruinen. Ihr Hauptbesitz lag aber im Mürzthale um Kapfenberg; sie erwarben mit der Zeit ungewöhnlich viele Güter, darunter Wieden und Mureck. Eine Sage dieses Hauses erzählt: Wulfing von Stubenberg kehrte nach achtjähriger Abwesenheit nach Kapfenberg zurück, um seine Verlobte Agnes von Habsburg, deren blonden Haarzopf er stets in silbernem Verschlusse am Helm getragen, als Weib heimzuführen. Er fand sie als Braut Rüdigers von Kuenring und tödtete diesen auf der Höhe des Rennfeldes nächst Bruck. Dies soll im Jahre 1009 geschehen sein. Die Stubenberg traten mit den vornehmsten Geschlechtern in Verbindung. Ulrich II., der im Jahre 1291 starb, war durch seine Gemahlin Elisabeth

von Ortenburg mit den Grafen von Görz-Tirol verschwägert; sein Sohn Friedrich kämpfte im Jahre 1278 in der Schlacht bei Dürnkrut für Rudolf von Habsburg, trat aber nachher gegen dessen Sohn Albrecht, seinen Landesfürsten, auf. Seit dem Jahre 1320 bekleiden die Stubenberg das Landesschenkenamt.

Die Familie Saurau, deren Stammburg in der Nähe von Unzmarkt stand, läſst sich bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts zurückverfolgen. In diesem Jahrhundert werden Arnold und Seifried Saurau erwähnt. Dieses Geschlecht bekleidete seit 1625 die Erbmarschallwürde in Steiermark und erlosch 1846 im Mannsstamme. Die Güter Premstätten und Ligist, sowie das Palais in der Sporgasse zu Graz giengen an die gräflich Goeß'sche Familie über.

Die Liechtenstein traten zu Anfang des zwölften Jahrhunderts im heutigen Niederösterreich auf; ein Ditmar von Liechtenstein erscheint mit steirischen und salzburgischen Edlen als Zeuge in einer Urkunde, die im Jahre 1140 in Friesach ausgestellt wurde; sein Bruder hieß Otto. Die Stammburg der Liechtenstein war Liechtenstein, die sich auf einem felsigen Berge nahe bei Judenburg erhob und jetzt in Trümmern liegt; den Liechtenstein gehörte auch die Frauenburg, deren Ruinen auf einem steilen Felsen gegenüber von Unzmarkt zu sehen sind, ferner der Markt Murau. Ditmar, der erste Erbkämmerer von Steiermark, hatte drei Söhne, von denen der eine, Ulrich, als Minnesänger berühmt geworden ist. Ulrichs Sohn Otto wurde Landeshauptmann und kämpfte für Rudolf von Habsburg in der Schlacht bei Dürnkrut. Er ist der Erbauer der schönen gothischen Pfarrkirche in Murau. Im fünfzehnten Jahrhunderte war Niklas von Liechtenstein ein angesehener, mächtiger Herr; dann aber sank dieses Geschlecht an Würden und Reichthum, die Güter musſten verkauft werden, bis im Jahre 1619 die Familie Liechtenstein im Mannsstamme erlosch. Eine gemeinsame Abstammung des jetzigen fürstlichen Hauses Liechtenstein mit den altsteirischen Liechtenstein

läſst ſich nicht erweiſen. Die fürſtliche Familie Liechtenſtein erwarb ſeit dem vorigen Jahrhundert Güter in Steiermark und beſitzt jetzt Hollenegg und Frauenthal bei Deutſch-Landsberg, Riegersburg, Schwanberg und Liechtenſtein bei Judenburg.

Die Wildonier tauchen im Jahre 1173 mit Hartnid von Wildon auf, bald darauf wird auch ein Herrand von Wildon genannt, der herzoglicher Truchſeſs und beim Herzog Ottokar und dann bei den Babenbergern ſehr angeſehen war und einen Bruder Richer hatte. Herrand war der Schwiegerſohn des Edlen Leuthold von Gutenberg oder Waldſtein. Dieſer hatte zwei Töchter, die vom Herrand von Wildon und Wilhelm von Heunburg geraubt wurden. Nachdem Leuthold von Waldſtein in ritterlicher Fehde überwunden war, gab er ſeine Einwilligung zur Heirat, und ſo konnte Herrand ſeine Braut Gertrud, die er einer Verwandten übergeben hatte, als Gattin heimführen. Er erhielt mit ihr Waldſtein bei Deutſch-Feiſtritz, Weiz und das unweit davon gelegene Gutenberg. Herrand hatte nicht allein von dem Landesfürſten, ſondern auch von den Klöſtern Admont, St. Lambrecht und St. Paul in Kärnten, ſowie auch von den Grafen von Pleien Güter zu Lehen. Er beſaß auch Riegersburg und in Oberöſterreich das Schloſs Steieregg. Sein älterer Sohn Leuthold gründete im Jahre 1230 das Chorherren-ſtift zu Stainz und verheiratete ſeine zwei Töchter mit Mitgliedern angeſehener Geſchlechter: Gertrud vermählte ſich mit Albero von Kuenring-Dürnſtein und Agnes mit Otto II. von Liechtenſtein, dem Sohne des Minneſängers Ulrich. Leutholds Bruder Ulrich und ſeine Söhne Herrand II. und Hartnid nahmen an den politiſchen Ereigniſſen nach dem Ausſterben der Babenberger leb-haften Antheil; Herrand II., der die Schlöſſer Eppenſtein, Pre-maresburg bei Köflach und Gleichenberg beſaß, hat ſich auch als Dichter bemerkbar gemacht und war mit Bertha, der jüngeren Tochter des Minneſängers Ulrich von Liechtenſtein, verheiratet. Die Brüder Herrand II. und Hartnid arbeiteten am Sturze der Herrſchaft Ottokars und hielten zu Rudolf von Habsburg, der

dem Hartnid das Marschallamt verlieh; doch empörte sich Hartnid nachmals gegen Albrecht I. und musste die Burg und Herrschaft Wildon ausliefern, wofür er Eibiswald erhielt. Der letzte Wildonier, Ulrich, starb im Jahre 1315. Die größeren Güter der Wildonier giengen in den Besitz der Herren von Wallsee über.

Zu den ältesten Familien des Landes gehören auch die Galler, die aus „der Gail“ bei Seckau in Obersteier stammen, die Herberstein, Pranckh auf Pux in Obersteier, Teuffenbach, Trauttmansdorff, Windischgrätz und Wurmbrand. Von einigen dieser Familien wird in einem anderen Zusammenhange zu reden sein.

Noch im elften, vorzugsweise aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurden in Steiermark zahlreiche Burgen erbaut; denn jeder Grundherr, ob er ein freier oder ein Lehensmann war, errichtete zu seinem und seiner Unterthanen Schutze und mit Hilfe seiner Leibeigenen, Grundholden und Unterthanen Burgställe und Burgen. Diese ältesten Burgen sind heute verschwunden, liegen in Trümmern oder sind durch spätere Um- und Zubauten verändert worden. Zu den ältesten Burgen gehörten Strechau im Gerichtsbezirke Rottenmann, Saurau in der Nähe von Unzmarkt, die Frauenburg und Liechtenstein, Offenburg im Pölsthale, Eppenstein, das den Übergang vom Mur- ins Lavantthal bewachte; an der mittleren Mur standen Rabenstein und Peggau, Gösting und Graz, im Feistritzthale Waldstein. In der östlichen Steiermark entstanden Gutenberg, Radmannsdorf, Weiz, Rabeck und Stubeck; auf einem hohen Basaltfelsen erhob sich die Riegersburg und auf einem mäßigen Hügel Thalberg bei Dechantskirchen. Im Unterlande entstanden Wildon, Leibnitz (Seggau), Pettau, Alt-Weitenstein bei Gonobitz und Königsberg ob Rann.[1]

Im dreizehnten Jahrhundert wurde auch in Steiermark der Burgenbau eingeschränkt; niemand sollte ohne des Landesherrn

[1] J. v. Zahn, Burgen und Schlösser. Die österr.-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Steiermark.

Erlaubnis eine feste Burg bauen dürfen, aber in der Zwischenherrschaft beachtete man diese Satzung nicht. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts entstanden Forchtenstein zu Neumarkt und Wasserberg zu Gaal bei Knittelfeld, Bischof Bruno von Olmütz errichtete Landskron in Bruck, und das Stift Admont erbaute St. Gallen.

Die alten Burgen standen auf steilabfallenden Felsen, die nur wenig Raum boten, so dass eine Entwickelung in die Breite unmöglich war. Die einfachsten Burgen bestanden aus einem Thurm, der von Graben und Mauer eingeschlossen war. Ein Beispiel einer solchen Anlage hat sich erhalten, es ist der Thurm zu Baierdorf unweit Murau. Einen hohen, massiven Thurm hatte fast jede größere Burg, er hieß Bergfried und diente als Warte und letzte Zufluchtsstätte. Der Eingang war nicht zu ebener Erde, sondern in der Höhe eines Stockwerkes angebracht, so dass man auf Leitern hinauf gelangte. Im Untergeschosse befand sich das Verlies, das als Vorrathskammer oder auch als Gefängnis diente. In unruhigen Zeiten wurden wohl auch gefangene Feinde oder selbst Kaufleute, die man auf der Straße überfallen hatte, im Verliese verwahrt. Das Hauptgebäude war das Herrenhaus oder der Palas; den größten Raum in demselben nahm der Rittersaal ein. Die Fenster der Gemächer waren kleine viereckige Öffnungen, später kamen rundbogige Doppelfenster auf. Verschlossen waren sie mit feinen Darmhäuten, Hornplatten, Ölpapier, Pergament oder Leinwand. Glas wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert allgemeiner verwendet. In den Fensternischen standen steinerne Bänke. Der Hausrath wurde in Truhen aus Buchenholz aufbewahrt, die wie die Bettstätten in den Burgen Reicherer mit Schnitzwerk versehen waren. Im Gemach der Hausfrau fehlte nie der Spiegel, rund und von geschliffenem Metall; Glasspiegel waren selten. Im Palas befand sich auch die Kapelle; der Burgkaplan war eine angesehene Persönlichkeit. Er unterrichtete die Kinder in der Religion, besorgte die Correspondenz des Burgherrn und war in der Arzneikunde

bewandert. Die Hausfrau leitete die ganze Haushaltung, beaufsichtigte die Gartenwirtschaft, den Bau des Flachses und seine Verarbeitung, die Zucht der Bienen, welche das für die Lichter nöthige Wachs und den Honig lieferten, der stark verbraucht wurde, da man Zucker nicht hatte. Die Erziehung der Mädchen war ihre Sache. Hiebei wurde zwar zunächst auf tüchtige Kenntnisse im Hauswesen gesehen; aber die Mädchen wurden auch zu höfischem Benehmen angehalten, das sich in der Haltung des Körpers, im Tragen der Kleider und im Reden zeigte. Die Kunst des Lesens und des Schreibens wurde den Mädchen in der Regel beigebracht, auch gehörte es zur guten Erziehung, dass sie singen und ein Instrument spielen lernten; in diesen Künsten waren die Damen des Mittelalters den Herren überlegen. Es mangelte nicht an Büchern aus Pergament, welche entweder Gebete oder Rittergedichte und lyrische Dichtungen enthielten.

Die Ausbildung der Junkherren, Knappen, der Söhne anderer Adeliger, die in das Gefolge eines Burgherrn eintraten, um den Ritterdienst zu erlernen, besorgte dieser selbst, oder wenn er reich war, ein von ihm bestellter Lehrmeister.[1]

In außerordentlichem Maße wurde die Gastfreundschaft geübt. Sitte und Gesetz befahlen, keinen Fremden, der um Herberge bat, abzuweisen. Außer Verwandten, Bekannten und Freunden erschienen oft Ritter, die in der Welt herumzogen, um Abenteuer zu bestehen, Pilger, fahrende Schüler, Hausierer, die ihre Waren feilboten und Spielleute. Alle wurden gern gesehen, man horchte ihren Erzählungen, erfuhr von ihnen, was in der Welt geschehen war, lachte über ihre Spässe. Am liebsten nahm man die ritterbürtigen Dichter auf, die ihre eigenen Lieder oder die anderer Minnedichter sangen, während ein Genosse den Gesang auf der Fiedel begleitete, oder auch epische Gedichte vortrugen.[2] Freudig bewillkommt wurde auch

[1] Cori, Bau und Einrichtung der deutschen Burgen im Mittelalter. 2. Aufl. 1897.

[2] A. E. Schönbach, Walther von der Vogelweide. Dresden 1889.

das lustige Volk der Spielleute, die zu Tänzen aufspielten, Possen und Puppenspiele aufführten, allerlei Gauklerkünste vorführten, meist lockere Gesellen, die an ernste Arbeit nicht gewöhnt waren.

Durch solche Besuche wurde das Leben auf der Burg, das einförmig und nach unseren Begriffen wenig behaglich war, angenehm unterbrochen. Sonst saß man in den Stunden, die von der Arbeit frei waren, in der Kemenate oder im Sommer auf dem luftigen Balkon, von wo man über die Höhen hinweg, auf das grüne Thal und die ferne Landstraße blicken konnte. Oder man unterhielt sich im Baumgarten, der gewöhnlich sorgfältig gepflegt war. Man spielte Schach in der Laube, „lagerte im Grünen, um der Musik oder dem Vortrage der Lieder und den Erzählungen zuzuhören; man plauderte hier, zu zweien gesellt oder in Gruppen vereinigt, man tanzte im Schatten der Bäume auf grünem Rasen; hier spielte man Blindekuh, schlug den Ball und warf den Ring. Die Spiele wurden oft mit Gesang und allerlei Scherz begleitet, und die Damen wetteiferten darin mit den Männern. Herren und Damen giengen spazieren, pflückten Blumen, lagerten sich, wanden duftige Kränze und setzten sich dieselben gegenseitig auf das Haupt. Diese Schilderung ist nicht übertrieben. Das Mittelalter war in seiner Häuslichkeit nicht so indolent und des feineren Geschmackes bar, als man es sich so häufig denkt.“

Unterbrochen wurde die Reihe der Arbeitstage auch durch verschiedene Feste, an denen es an gesellschaftlichen Unterhaltungen wie Tänzen, ritterlichen Übungen, Turnieren, Jagden und langen Mahlzeiten nicht mangelte. Der Tisch war mit weißen Linnen gedeckt, die Teller bestanden in der älteren Zeit aus Holz, später aus Zinn. Die Messer hatten verschiedene Formen, manche hatten an der Spitze ein kleines Häkchen, mit dem man das Fleisch aus der Schüssel holte. Die Gabel kam erst spät in Gebrauch; sie nahm ihren Ursprung von den kleinen Bratspießen, mit denen man Vögel briet und zum Munde führte. Die ersten Gabeln waren einzinkig. Gewöhnlich führten die Gäste ihr Essbesteck mit

sich. Servietten waren wenig üblich, aber es wurden vor und nach dem Essen Wasser und Handtücher herumgereicht.

Das Essen war einfach und bestand meist aus Fleisch. Man liebte das Essen stark gewürzt. Das Gebackene kam häufig in verschiedenen Figuren auf den Tisch. Man trank Wein, Meth und Bier. Die feurigen Südweine wurden gern getrunken; man kochte sie auch mit Gewürzen und Kräutern und nannte sie dann Wurzweine, Pigment, Klaret oder Lautertrank.

Für das Verhalten bei Tische bildeten sich nach und nach Regeln heraus, die jeder Gebildete befolgen sollte. Man verlangte, dass man mit sauberen Händen, wohlgeschnittenen Nägeln bei Tische erscheine, die oberste Stelle nur mit Sträuben annehme, die Zähne nicht mit dem Messer stochere, Salz nicht mit den Fingern, sondern mit dem Messer nehme.

Der Ton der Unterhaltung war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert anständig, aber er verwilderte in der folgenden Zeit. Schon im dreizehnten Jahrhundert klagen die Dichter über den Niedergang der höfischen Sitte. Unsaubere Possen, hohe Spiele und Trinkgelage waren an der Tagesordnung. Es kamen die Zeiten, wo ein Ritter großen Wert darauf legte, ein großer Trinker zu sein; und auch die Frauen sprachen den stark gewürzten Weinen mit Vorliebe zu.

2. Die Geistlichkeit. Die ältesten Klöster.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert hatten fünf Bisthümer Antheil an Steiermark. Das Gebiet südlich von der Drau gehörte zum Patriarchate Aquileja, die Gegend von Aussee zum Bisthume Passau. Der westliche Theil des Landes von der Pack bis zur Drau mit den Orten St. Florian, Deutsch-Landsberg, Schwanberg, Gleinstätten, Hohenmauthen und Mahrenberg war der Diöcese Lavant zugewiesen. Die übrige Steiermark gehörte zur Erz-

diözese Salzburg und zur Diöcese Seckau. Dem Seckauer Bischof zur Seite stand der Propst des Kathedralcapitels in Seckau, der auch als Archidiacon die unmittelbare Aufsicht über den obersteirischen Theil der Diöcese führte, während der übrige Theil unter einem Archidiaconatscommissär stand; dieses Amt versah gewöhnlich der Pfarrer von Hengsberg.

Die Geistlichen waren theils Weltpriester oder Säculare, theils Mönche oder Regulare. Die ältesten Pfarren hatten einen sehr großen Umfang, doch entstanden innerhalb derselben Filialkirchen, die nach und nach von der Mutterkirche losgelöst und selbständig wurden.

Die Kirche von Salzburg nahm von den Gläubigen den Zehent in Anspruch. Anfangs ward aber, um die Slovenen leichter dem Christenthum zu gewinnen, ein geringerer Zehent genommen, nämlich von einer Hube „eine Garbe Roggen, eine Garbe Hafer und ein Gebinde Flachs oder ein Lamm, was die Leute auch immer an Feldfrüchten gewinnen mochten".

Unter dem Erzbischofe Gebhard († 1088) und Konrad I. († 1146) wurde aber im ganzen Erzbisthum der gerechte Zehent gefordert, d. h. der zehnte Theil der Feldfrüchte und des Viehes. Diesen größeren „vollständigen" Zehent lösten manche Gutsherren durch Schenkung eines Gutes der Kirche ab, wobei sie sich verpflichteten, den sogenannten „Gewohnheitszehent", den sie nach dem Gebrauche der Slaven entrichteten, weiter zu geben. Der Zehent wurde mit zur Ausstattung der neugegründeten Bisthümer, der Pfarren und Klöster als Inhaber pfarrlicher Rechte verwendet. Der alte oder Gewohnheitszehent wurde auch Ministerialen der Kirche verliehen und dann „Laienzehent" genannt.

Zur Zeit des Investiturstreites sind in Steiermark mehrere Klöster gegründet worden. Vorher bestand nur das Kloster der Benedictinerinnen zu Göß bei Leoben, das vor 1020 von der in der Leobner Grafschaft reich begüterten, mit dem Kaiserhause verwandten Familie der Aribone gegründet worden war.

Von größerer Wichtigkeit wurde das Benedictinerstift **Admont**, das der Erzbischof Gebhard von Salzburg im Jahre 1074, also zur Zeit, da Kaiser und Papst noch im Frieden lebten, ins Leben rief und zwar auf Gütern, welche die Gräfin Hemma von Friesach-Zeltschach dem Erzbisthume zum Zwecke einer Klostergründung überlassen hatte. Es wurde der Jungfrau Maria und dem heil. Blasius geweiht und erhielt seine ersten Mönche aus dem Stifte St. Peter in Salzburg.

Mit Gütern, Huben, Höfen, Almen, Zehenten, Weingärten, Wäldern und Salzpfannen wurde Admont reich ausgestattet. Diese Schenkungen bildeten den Grundstock der nachmaligen Propsteien und Herrschaften Admont, Gallnstein, Gstadt, Zeiring, St. Martin, Jahringhof, der Brucker Gült, der Ämter Fritz, Krems u. a. und liegen in Steiermark, Ober- und Niederösterreich, Baiern, Kärnten, Salzburg und Tirol.[1]

An der heutigen Grenze von Steiermark und Kärnten gründete im Jahre 1103 der Kärntner Herzog Heinrich aus dem Hause Eppenstein das Benedictinerstift St. **Lambrecht**, das er ungewöhnlich reich ausstattete. Die Schenkungen, die in drei Urkunden aufgezählt werden, gab er dem Altare des heil. Lambert „zu einem Seelgeräthe für sich und seine Gemahlin Leuckart, für seine Eltern Markwart und Leutbirg, für seine Brüder und Vorfahren und überhaupt für alle verstorbenen Christgläubigen". Geschenkt wurden acht Kirchen, nämlich die zu Mariahof, Lind bei Knittelfeld, Weißkirchen, Aflenz, St. Marein im Mürzthale, Adriach, Piber und St. Margarethen bei Voitsberg, hörige Leute und Güter an Grund und Boden, die aus dem Aflenzthale mit allen Wiesen, Weiden und Wäldern, mit Jagd- und Fischgerechtigkeit, aus verschiedenen Dörfern, Almen u. dgl. bestanden; dazu kamen die Maut und die Erträgnisse des Durchgangszolles im Markte Judenburg. Die Gegend von Seewiesen, Gollrad und Maria-Zell

[1] J. **Wichner**, Geschichte des Benedictinerstiftes Admont. 4 Bände. Graz 1874—1880.

war also in dieser Schenkung inbegriffen, aber diese Orte bestanden damals noch nicht. Erst als das Kloster begann, auf Salz und Eisen graben zu lassen, entwickelten sich diese Ortschaften inmitten der großen Wälder, welche die Höhen und Thäler bedeckten. Der Ort Zell mit einer Kirche der heil. Jungfrau taucht um 1250 auf, und bald nachher begannen die Wallfahrten zu dieser Kirche und die Spenden und Widmungen, womit das Gotteshaus immer reichlicher bedacht wurde. Für die Pilger, die nach Maria-Zell wanderten und in Seewiesen einzukehren pflegten, wurde auch in diesem Orte eine Kapelle erbaut, und Maria-Zell selbst, wo sich verschiedene Handelsleute niederließen, wurde 1342 von Herzog Albrecht II. zu einem Markt erhoben.[1]

Nahe der Grenze von Krain entstand im Jahre 1140 an einem Bache, welcher der Sann zufließt, durch den Edlen Diepold von Kager und den Patriarchen Peregrin von Aquileja das Benedictinerstift Oberburg.

Die bisher genannten Klöster waren nach der Regel des heil. Benedict eingerichtet.

Dem Benedictinerorden verwandt war der Cistercienserorden, der im heutigen Frankreich entstand. Seine Mitglieder trugen ein graues Ordenskleid und werden daher von dem Volke im Gegensatze zu den schwarz gekleideten Benedictinern die grauen Mönche genannt. Ein solches Kloster ist Rein. Auch die Cistercienser wandten der Bodencultur ihre Aufmerksamkeit zu und verpflanzten edle Obstsorten aus Frankreich in alle Länder, in denen sie sich niederließen.

Ein Kloster für Augustiner-Chorherren gründete der Edelmann Adelram von Waldeck im Jahre 1140 zu St. Marein bei Knittelfeld; er erbaute dann auf der von Wäldern umgebenen Hochfläche Seckau ein neues Stift, wohin das ganze Anwesen von St. Marein 1143 übertragen wurde. Ein ebensolches Stift errichtete Markgraf

---

[1] M. Pangerl, Studien zur Geschichte des Klosters St. Lambrecht. Beiträge 3; M. Pangerl, Maria-Zell. Mitth. 18.

Ottokar im Jahre 1163 zu Vorau, und 1229 entstand das Stift Stainz durch Leuthold von Wildon und seine Gattin Agnes von Liechtenstein.

Markgraf Ottokar verschaffte auch dem strengsten Orden, dem der Karthäuser, Eingang in Steiermark. Den Mitgliedern dieses Ordens war sogar das Reden untersagt, ihre Kleidung musste aus schlechten und groben Stoffen verfertigt sein. Für sie erbaute Ottokar zu Seiz in einem einsamen Gebirgsthale bei Gonobitz eine Karthause, welche die erste in Deutschland war. Eine zweite entstand 1173 in dem abgelegenen Gairach im Bezirke Tüffer durch den Bischof Heinrich von Gurk.

Auch der Johanniterorden und der deutsche Ritterorden erhielten frühzeitig Besitzungen in Steiermark.

Die Ritterorden stellten an die Spitzen ihrer Niederlassungen oder Commenden Comthure; mehrere Commenden bildeten eine Ballei. Eine Commende des Johanniterordens bestand in Fürstenfeld, zu welcher der Erzbischof Adalbert von Salzburg im Jahre 1197 den Grund legte, als er dem Orden die Kirche zu Übersbach bei Fürstenfeld schenkte. Eine zweite Commende der Johanniter, die nachmals auch Malteser hießen, entstand in Mellingberg bei Marburg. Der deutsche Ritterorden, der schon eine Commende in Großsonntag besaß, erhielt eine zweite in der Nähe von Graz. Östlich von dieser Stadt, die damals Bairisch-Graz genannt wurde, erhob sich auf einem Leh, d. h. Hügel, ein kleines Kirchlein, das der heiligen Kunigunde geweiht war. Herzog Friedrich II. schenkte im Jahre 1233 diese Kirche, die von seinen Vorfahren errichtet worden war, sammt den dazugehörigen Gütern dem deutschen Orden. Zugleich nahm er alle Besitzungen des Ordens in Steiermark in seinen Schutz, verlieh ihm eigene Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme todeswürdiger Verbrechen und gewährte ihm endlich Maut- und Zollfreiheit für Lebensmittel zu eigenem Bedarf.

3. Wirksamkeit und Einrichtung der älteren Klöster. Die Franciscaner und die Dominicaner.

Die Klöster haben sich um Steiermark große Verdienste erworben; sie waren Mittelpunkte der materiellen und geistigen Cultur. Jedes Kloster war eine Welt für sich und wirkte doch in weite Fernen; jedes Kloster löste praktische und geistige Aufgaben. Die Mönche machten den Boden urbar, bebauten ihn und gründeten neue Ansiedlungen; in den Klosterräumen gediehen die Handwerke. Die Klöster unterhielten den Weltverkehr, denn sie legten Straßen und Hospize an und nahmen den Wanderer gastlich auf. Boten giengen zwischen den Klöstern hin und her. Die Mönche ertheilten Unterricht und betrieben Studien; die Schreibkunst wurde von ihnen ausgebildet; sie machten Güterverzeichnisse, zeichneten die Ereignisse auf und schrieben Bücher geistlichen und weltlichen Inhalts ab. Sie betrieben das Rechnen, wobei sie sich eines mit feinem Sand bedeckten Rechenbrettes bedienten, die Astronomie, hielten den Kalender in Ordnung, beschäftigten sich mit der Arzneikunde und pflegten die Kunst. Manche Mönche verstanden die Baukunst, andere widmeten sich der Bildhauerei und der Malerei. Vor allem aber sorgten sie für die Armen, sie spendeten reichlich Almosen und gründeten in der Nähe ihrer Klöster Spitäler und Herbergen für Kranke und arme Reisende. Den Cisterciensern war vorgeschrieben, alle Bauwerke in einfachster Weise herzustellen. Ostwärts von der Kirche musste das Schlafhaus und das Capitelhaus, gegen Süden das Refectorium und die Küche, gegen Westen das Abthaus und die Pförtnerstube und in einiger Entfernung das Hospizhaus errichtet werden.

Die Klöster wurden Großgrundbesitzer. Schon bei ihrer Gründung wurden sie mit bedeutendem Besitze ausgestattet, und auch später wurden ihnen Güter zugewendet; hervorragende Adelsgeschlechter wählten sich ein Kloster als Begräbnisstätte und machten dafür allerlei Spenden. Es kam nicht selten vor, dass Edelleute, welche ein Kloster geschädigt hatten, von Reue ergriffen, diesen Schaden

durch Hingabe ihrer Güter wieder gutmachten, die sie dann gewöhnlich als Lehen zurückerhielten. So traten sie gleichsam in die Dienste des Klosters. Mancher erinnerte sich erst auf dem Sterbebette, im Angesichte des Todes, seiner Unthaten und versöhnte sich durch eine Gabe mit der geschädigten Kirche oder verpflichtete seine Erben, das Unrecht gutzumachen. Manche Spende wurde gemacht, damit am Jahrestage des Todes ein Gottesdienst veranstaltet werde, oder zur Erhaltung eines „ewigen Lichtes".

So besaßen die Klöster Höfe, Huben, Mühlen, Weingärten, Häuser und Gülten, oft in entlegenen Orten und in anderen Ländern. Admont hatte, wie erwähnt, Besitzungen auch in Österreich, Salzburg, Baiern, Tirol und Kärnten. Dies erschwerte zwar die Verwaltung, war den Klöstern aber nicht unangenehm; denn wenn Elementarereignisse oder Kriege den Besitz in der einen Gegend trafen, so war das Kloster doch nur theilweise geschädigt und es bezog Geld und Naturproducte von den anderen Besitzungen.

Auch verschiedene Begünstigungen wurden ihnen zugewendet, wie Mautfreiheit bei Herbeischaffung von Lebensmitteln und Kaufmannswaren und der gebürenfreie Bezug von Salz aus den Salinen. Die Klöster verzeichneten die durch Stiftungen, Kauf oder Tausch erworbenen Güter in Stiftungs-, Traditions- oder Saalbüchern, um so ihren Besitzstand festzustellen, zu sichern und jene zu brandmarken, welche sich ungerechterweise Klostergüter aneigneten; sie schrieben in Nekrologien oder Todtenbüchern die Namen der Wohlthäter auf, für deren Seelenheil am jährlichen Gedächtnistage gebetet wurde. Sie legten Verzeichnisse der Zehente und Abgaben der Unterthanen und Grundholden an; solche Verzeichnisse nennt man Urbare. Die zerstreut liegenden Güter eines Klosters waren in Ämter getheilt, die von Amtleuten oder Meiern verwaltet wurden. Diese nahmen die Abgaben der Unterthanen entgegen und lieferten den Überschuss an das Kloster ab.

An der Spitze eines Klosters stand der Abt, ihm zur Seite der Prior, dem die eigentliche Aufrechthaltung der Ordens-

disciplin anvertraut war. Der Abt führte den Krummstab, einen Ring und trug auf der Brust ein Kreuz. Manchem Abte wurde erlaubt, auch die Inful zu tragen, und ihren Professen die niederen Weihen zu ertheilen. Der Cantor intonierte beim Chorgebete, der Custos oder Guster besorgte alles für die Kirche und den Gottesdienst Nothwendige und achtete auf die würdige Erhaltung der Grabstätten der Wohlthäter des Stiftes. Der Kellerer nahm die Geldabgaben der Holden in Empfang, die von den Amtleuten abgeliefert wurden, schlichtete Streitigkeiten unter den Holden und half ihnen mit Rath und That bei Unglücksfällen. Der Kastner besorgte die Einsammlung der Zehentgetreide in dem Kasten, einem großen steinernen Gebäude, und die Verwertung. Unter seiner Aufsicht stand gewöhnlich die Pfisterei oder Bäckerei. Der Kämmerer sorgte für die Hausökonomie; er war Küchen- und Speisemeister. Dem Spitaler war die Aufsicht über das Spital anvertraut, und in einem Gemache an der Klosterpforte wohnte der Pförtner, bei dem sich die Fremden meldeten und der die Armen mit Broten betheilte, die er stets vorräthig hatte. Laienbrüder und Handwerker verfertigten im Arbeitshause alle Kleider, Wohnungseinrichtungen und Wirtschaftsgeräthe; es gab in manchem Kloster ein eigenes Schuhhaus, in welchem alles Schuhwerk angefertigt wurde. Mit Nachtschuhen machte das Stift Rein seinen Gönnern und Freunden Geschenke. Im Jahre 1450 erhielten der Bischof von Seckau, der Landeshauptmann, der Landesverweser sowie andere Adelige und einflussreiche Personen je ein Paar schöne Schlafschuhe.

Viele Klöster schlossen unter sich Vereine, um für einander zu beten. Auch weltliche Personen traten solchen Vereinen bei und wurden von den Mönchen als Brüder aufgenommen. Die Namen der so Verbündeten stehen in den Verbrüderungsbüchern. Erfolgte der Tod einer besonders verdienten Persönlichkeit, so erließ man Trauerrundschreiben, Todtenroteln genannt, welche die Form von langen Pergamentstreifen hatten und von einem Boten in alle verbrüderten Klöster gebracht wurden.

Der oberste Schutzherr oder Schirmvogt der Klöster war der Landesherr, an dessen Stelle Unter-, Kasten- oder Dingvögte bestellt wurden. Diese musſten die Kirche gegen Gewaltthätigkeiten schützen, ihre Rechte vertheidigen, gegen widerspenstige Unterthanen einschreiten, Recht sprechen, und auch den Blutbann, d. h. die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, wenn sie dem Kloster verliehen worden war, ausüben. Dafür besaß der Vogt von der Kirche Lehen und Bezüge an Geld und Naturalien, so z. B. Hafer (den Vogthafer). Die Vögte wuſsten ihr Amt erblich zu machen und suchten Güter und Gülten der Kirche an sich zu reißen; sie waren sehr oft nicht Beschützer, sondern Bedrücker der Kirche.

Es war im Mittelalter Gepflogenheit, in der Nähe der Männerklöster Klöster für Frauen desselben Ordens zu errichten. So entstand um 1120 am linken Ufer des Admontbaches das Nonnenkloster Admont. Es kam bald zu Ansehen, und die vornehmsten Adeligen sahen es gern, wenn eine ihrer Töchter oder Angehörigen in diesem Kloster den Schleier nahm. Die Nonnen waren verpflichtet, sich die nöthige Kleidung selbst zu spinnen und zu weben, daher wurden ihnen außer den Zehnten auch Schaf- und Lämmerwolle zugewendet. In dieses Kloster trat auch die ungarische Prinzessin Sophie, die Tochter des Königs Bela II. und Schwester des Königs Geisa II., ein. Sie war mit Heinrich, dem Sohn des deutschen Kaisers Konrad II., verlobt und mit reicher Mitgift nach Regensburg gebracht worden. Als aber die Verlobung aufgehoben worden war, begab sie sich 1146 in das Nonnenkloster Admont, wo sie unter Bewilligung ihrer Verwandten die Gelübde ablegte und bis zu ihrem Lebensende blieb.

Bald nach ihrer Gründung wurden auch der Minoriten- und der Dominicanerorden in Steiermark heimisch. Diese Orden waren nicht bestimmt, in einem entlegenen Thale ein einsames Leben zu führen und die Menschen zu meiden; sie sollten vielmehr mit den Menschen verkehren und auf sie wirken. Daher suchten sie die Städte auf, die allmählich auch in Steiermark die Brennpunkte des Volks-

lebens wurden. Ein Dominicanerkloster bestand seit 1230 in Pettau; die Gründerin war Mechtild, die Witwe Friedrichs von Pettau. 1280 entstand ein Dominicanerkloster in Leoben. Für Dominicanerinnen stiftete Seifried von Mahrenberg 1251 in diesem Orte ein Kloster, und ein anderes entstand zu Studenitz bei Cilli. Die Minoriten hatten Ansiedlungen in Graz, Judenburg, Pettau und Bruck. Ein Kloster des Ordens der Clarissinnen, der von der heiligen Klara von Assisi in Italien gegründet worden war, entstand um 1250 in Judenburg durch einen reichen Bürger Heinrich und seine Gattin Gisela.

4. Kunst.[1]

Die ersten Kirchen des Landes waren aus Holz erbaut; erst zur Zeit des Investiturstreites entstanden würdige steinerne Cultusstätten. Sie wurden in dem damals üblichen Baustil, dem romanischen, aufgeführt. Der Grundriss ist oblong und das Schiff ursprünglich flach gedeckt, Thore und Fenster sind rundbogig, im Innern großer Kirchen wird die Trennung der Schiffe durch Pfeiler oder Säulen bewerkstelligt; der Knauf der Säulen wird durch einen unten abgeschrägten Würfel oder einen Kelch mit Pflanzen oder phantastisch gehaltene Menschen- oder Thiergestalten gebildet. Das bedeutendste Bauwerk der Steiermark aus dieser Zeit ist die Kirche des Chorherrenstiftes Seckau in der Nähe von Knittelfeld. Jetzt besteht dort ein Benedictinerstift, dessen Mutterkloster Beuron in Süddeutschland ist. Auch die Pfarrkirchen von Pettau, Marburg, Pöls sind romanisch, ebenso einige Dorfkirchen. Manche sind zugrunde gegangen und an ihrer Stelle erheben sich jetzt Bauten in einem anderen Stile; mitunter hat der Baumeister einzelne Theile des alten Baues bei dem neuen verwendet.

Man findet mitunter auch kleine, runde Kapellen, die als Neben- oder Taufkirchen bezeichnet wurden. Sie stehen auf

[1] Von großer Wichtigkeit ist die kunsthistorische Zeitschrift „Der Kirchenschmuck", redig. von J. Graus; bis jetzt 28 Jahrgänge.

Friedhöfen, haben unten eine Gruft zur Aufbewahrung der Todtengebeine und werden daher auch Karner, d. i. Beinhäuser genannt.

Die einfachste Form zeigt der Karner zu St. Ruprecht bei Bruck. Manchmal tritt der Altarraum als halbkreisförmige Vorlage heraus, so bei dem Karner zu St. Peter am Kammersberg, zu St. Marein bei Neumarkt, zu St. Georgen ob Murau, Pöls, Jahring, St. Lambrecht und Hartberg. Die Karner zu St. Lambrecht und Hartberg zeigen eine viel kunstvollere Ausführung als die früher genannten.

Die Wände der romanischen Kirchen waren zuweilen bemalt. In der Zeit, da die Zahl der Bücher gering und der Schulunterricht dürftig war, lasen unsere Vorfahren häufiger als wir in den Bildern der Kirche die Offenbarungen Gottes, die Leiden der Blutzeugen und die Thaten der Heiligen. So sprach die Malerei der Wände eine allgemein verständliche Sprache, zumal wenn die Predigt an diese Bilder anknüpfte. Auch die Außenseiten der Kirchen waren nicht ohne Bemalung; mitunter zeigte sich hier die überlebensgroße Gestalt des heil. Christoph, der die Alpenbewohner vor Überschwemmung und Erdrutschen zu bewahren hatte. Erhalten ist aus romanischer Zeit nur ein solches Bild, das sich am Schlossthurm zu Baierdorf nördlich von Murau befindet.

In unseren Klöstern werden noch verschiedene Werke der Goldschmiedekunst aus romanischer Zeit aufbewahrt, die wohl in den Klöstern selbst entstanden sind, denn schon im zwölften Jahrhundert werden in Klosterurkunden Goldschmiede erwähnt. Es finden sich Krummstäbe, Reliquienschreine, Gefäße; kunstvolle Stickereien lieferten die Bewohnerinnen der Nonnenklöster. In Göß stellte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Äbtissin Kunigunde einen Meßornat her, welcher noch erhalten ist. Das Antependium zeigt die von den Weisen des Morgenlandes verehrte Madonna, Engel mit Weihrauchgefäßen und die Äbtissin des Klosters, welche kniend betet. Sonst bewahrt die Kirche von Göß noch mehrere schöne Arbeiten der textilen Kunst.

Nicht unerwähnt darf die Buchmalerei bleiben, die besonders in Vorau eifrige Pflege fand. Der kunstfertige Mönch zeichnete die Figuren vor, dann legte er mit Farben aus. So entstand der reizende Bilderschmuck der mittelalterlichen Handschriften, die Initialen und Miniaturen, die wir heute noch bewundern. Auch der Einband der Handschriften wurde häufig auf kunstvolle Weise hergestellt; selbst wertvolle Edelsteine und Goldplatten wurden zur würdigen Ausstattung der Einbände verwendet.

5. Schule und Dichtkunst.

In allen Klöstern gab es Schulen, die jedoch nur der Ausbildung der Geistlichen dienten. Von anderen Schulen hört man wenig; doch ist es sicher, dass in den größeren Orten Pfarrschulen bestanden. Für den religiösen Anschauungsunterricht des Volkes diente das ganze Mittelalter hindurch die Armenbibel, ein aus vierzig einseitig bemalten Holztafeln bestehendes Büchlein. Welcher Art die Schule war, die beim Ordenshause der deutschen Ritter am Lech in Graz entstanden war, weiß man nicht. Rudolf von Habsburg räumte diesen Ordensbrüdern 1278 das Recht ein, an ihrer Kirche eine Schule zu halten und den obersten Lehrer zu ernennen. Zugleich nahm er die Schüler in seinen Schutz und erklärte, dass sie nur unter der richterlichen Gewalt ihres Comthurs stehen sollen. Die Wissenschaften wurden nur in den Klöstern betrieben. Davon zeugen u. a. auch die vielen Handschriften, welche in steirischen Klöstern geschrieben oder von ihnen erworben worden sind. Die größten Handschriftensammlungen besitzen Admont, Vorau, Rein und St. Lambrecht. Die Admonter Äbte Gottfried, Irimbert und Isenrik, welche theologische Werke in lateinischer Sprache geschrieben haben, werden zu den gelehrtesten Männern des zwölften Jahrhunderts gerechnet. In Admont schrieb man auch Annalen. Man zog aus anderen historischen Werken aus, was man darin Wissenswertes vorfand, und schrieb dann alljährlich die wichtigsten Ereignisse auf, zu deren Kenntnis die

Klosterbrüder gelangten. Diese Jahrbücher wurden bis zum Jahre 1250 fortgesetzt. Zu bedauern ist die geringe Ausführlichkeit der Aufzeichnungen. So wird beispielsweise beim Jahre 1246 nur gesagt: „Herzog Friedrich wird getödtet. In demselben Jahre nahm König Konrad Elisabeth, die Tochter des Herzogs Otto von Baiern, zur Gemahlin.“ Auf den Burgen ertheilte wohl, wie schon erwähnt, der Burgkaplan Unterricht im Lesen und Schreiben, doch nahmen fast nur die Frauen und ihre Töchter daran theil, die Knaben wurden nicht dazu angehalten.

Die Dichter, welche anfangs dem geistlichen Stande angehörten, pflegten vorzugsweise die geistliche Dichtung. Solche Gedichte enthält beispielsweise eine Handschrift im Kloster Vorau aus dem dreizehnten Jahrhundert, in der auch die sogenannte Kaiserchronik enthalten ist. Diese trägt die Überschrift „Cronniken von der Kaiser und pebsten tzeytten und vil mer ander materi“. Sie führt die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser von Romulus und Julius Cäsar bis Lothar 1139 und bietet viele Sagen und Legenden.

Volksthümliche Liebeslieder hat es auch in dieser Zeit gegeben, aber sie sind nicht aufgeschrieben worden. Die Freude an den alten Heldensagen des deutschen Volkes war noch wach, und die fahrenden Sänger, welche erzählende Dichtungen vortrugen und lyrische Gedichte sangen, fanden stets dankbare Zuhörer. Vielleicht sind die epischen Lieder in Steiermark zu größeren Dichtungen zusammengefasst worden. Ulrich von Liechtenstein, dessen Antheilnahme am politischen Leben wir schon kennen gelernt haben, ist der berühmteste steirische Dichter des Mittelalters. Er schrieb zuerst den „Frauendienst“, in welchem er sein dem Dienste der Frauen gewidmetes Leben beschreibt. Seine Minnelieder sind der Erzählung eingefügt. Ausführlich berichtet er von seiner Reise, die er im Jahre 1227 als Frau Venus verkleidet von Mestre im Venetianischen aus unternahm. Er zog mit seiner Dienerschaft, seinen Spielleuten, welche ihre Fiedeln, Flöten und Posaunen oft

ertönen ließen, und von einem Zuge anderer Ritter begleitet, über Tarvis, Villach, Judenburg, Leoben, Mürzzuschlag und den Semmering nach Wien und von da bis gegen die mährische Grenze. Die Ritter waren aufgefordert worden, mit ihm einen Strauß zu bestehen; sie eilten herbei, mit ihm zu turnieren und erhielten, wenn sie Sieger blieben, einen Goldring. Posaunenbläser verkündeten den Beginn des Kampfspieles. Bei Scheifling stellte sich der Ritter Ilsung von Scheifling ein, der 500 Schellen an sich trug, bei Kindberg Otto von Buchaue, der ein windisches Weiberkleid anhatte, so dass die Venus mit einem windischen Weibe kämpfte. Ein großes Turnier, das zu Klosterneuburg abgehalten wurde, beschloss diese abenteuerliche Fahrt.

Zwölf Jahre später trat Ulrich von seiner Burg Liechtenstein einen zweiten Zug an, diesmal als König Artus verkleidet. Er trug einen scharlachrothen Wappenrock, den ein grünbortiger Gürtel zusammenhielt; an der Brust hatte er ein Häftlein von Gold. Sein Ross war mit einer langen, scharlachrothen Decke versehen. So ritt er durch das Land.

Außer dem „Frauendienst“ schrieb Ulrich das „Frauenbuch“, in welchem er in der Form eines Gespräches zwischen einem Ritter und einer Dame den Verfall der feinen ritterlichen Sitten und der Dichtkunst beklagt. Er starb vor 1275. Sein Grabstein befindet sich jetzt in der Kirche St. Jakob auf dem Frauenberge nächst der Frauenburg. Die Inschrift des Grabsteines ist die älteste deutsche Grabschrift und lautet: „Hier liegt Ulrich, dieses Hauses rechter Erbe.“

Auch Herrand von Wildon, einem Geschlechte angehörig, das am politischen Leben ebenfalls regen Antheil nahm, dichtete Minnelieder und außerdem vier poetische Erzählungen. Er war mit Bertha, der jüngeren Tochter Ulrichs von Liechtenstein, verheiratet, während Ulrichs Sohn Otto Herrands Base Agnes zur Gemahlin hatte. Lieder haben wir auch von Rudolf von Stadeck, dessen Burg bei Andritz-Ursprung stand, und von

einem Sannecker. In einem ungemein umfangreichen, in Versen geschriebenen Werke, einer Reimchronik, stellt Ottokar, ein Dienstmann Ottos von Liechtenstein, die Geschichte der Jahre 1246—1309 dar. Er behandelt zwar vorzugsweise die Ereignisse, die sich in Steiermark und Österreich abspielten; aber auch von anderen Ländern, von Ungarn, Frankreich und Italien gibt er oft sehr ausführliche Nachrichten. Auch er beklagt das Eindringen neuer Sitten. Wollte Gott, ruft er einmal aus, die Steirer wären noch wie vor wenig Jahren! Ich habe oft gehört, dass Ritter und Junker von den Frauen gepriesen wurden, wenn sie vom Harnisch Schmutzflecken an sich hatten. Jetzt tragen sie am Halse eine Gugel (Kapuze), um sich ihn weiß zu halten und zum Schutze gegen den Sonnenbrand. Daher werden euch die flämischen Ritter nicht mehr so fürchten, als da den Frauen die schmutzige Eisenfarbe noch ritterlich und als ein Zeichen der Tapferkeit erschien. Auch zieren jetzt manche ihr Haar wie sonst die Frauen, während früher die Ritter, die weiblichen Sitten huldigten, verspottet wurden. Wollte Gott, ihr Steirer, die Sitte eurer Väter wäre euch noch lieb.

6. Bergbau, Städte und Handel.

Durch den Bergbau gewann man vorzugsweise Salz und Eisen; doch gab es auch Arsenikgruben, Goldwäschereien, Kupfer- und Silberbergwerke. Das Kloster St. Lambrecht hatte das Recht zum Bergbau auf Salz und Erze und im Piber- und Kainachthale auf die Gewinnung von Kupfer. An der Zeiring bestand ein Silberbergwerk, von dem leider nur dürftige und unsichere Nachrichten auf uns gekommen sind. Es heißt, dass im Jahre 1159 alle Schachte von Gewässern, die plötzlich auf unterirdischen Wegen herbeifluteten, angefüllt wurden, wobei 1400 Knappen ihr Leben verloren.

Vor allem wichtig war die Gewinnung von Eisen, von dem später die Rede sein wird, und von Salz.[1]

[1] Inama-Sternegg, Die Verfassung der Salinen im Mittelalter Wiener Sitzungsber. 1886.

Es ist einleuchtend, dass den großen geistlichen und weltlichen Herrschaften, welche für eine Menge Menschen zu sorgen hatten und die Viehzucht stark betrieben, am Besitze einer Salzquelle oder am gesicherten Bezuge von Salz überhaupt sehr viel gelegen war. König Heinrich II. schenkte im Jahre 1016 dem Grafen Wilhelm von Zeltschach in Kärnten den dritten Theil seiner Saline im Admontthale. Dieser Theil kam dann nebst zwei Salzpfannen zu Reichenhall an das Kloster Admont. Viel Salz bietet die Gegend von Aussee. Die Salzquellen gehörten mit dem Grunde und Boden dem Landesfürsten. Die Soole wurde zu mehreren Auslaufstellen (Brunnen) geleitet, von wo sie in die Öfen oder Siedehäuser gelangte; dies waren Holzhütten, in denen sich eine oder mehrere Salzpfannen befanden, die mit Heizvorrichtungen versehen waren. Die Salzarbeiter waren hörige Leute, die sammt dem Grund und Boden veräußert werden konnten.

Eine Salzquelle zu Aussee war dem Kloster Rein verliehen worden, das auch andere Gutsbesitzer wahrscheinlich vertragsmäßig am Salzgewinne theilnehmen ließ. Diese hatten also wie das Kloster Sudhäuser oder Salzpfannen und wahrscheinlich einen Theil des Waldes oder wenigstens das Recht des Holzbezuges. Als die Reiner Saline erschöpft war, eröffnete das Kloster eine neue, aber auch Herzog Leopold ließ um 1210 in demselben Salzberge eine Saline anlegen; der Streit, der darüber entstand, wurde durch einen Vergleich beigelegt.

Aus den herzoglichen Salinen bezogen Gutsbesitzer, Städte und Märkte, die keine Salzquelle hatten, ihr Salz, das in hölzernen Salzkufen auf Wägen oder Saumrossen verfrachtet wurde. Die zahlreichen Salzarbeiter, die, wie gesagt, anfangs leibeigen waren und in kleinen Gehöften in der Nähe ihrer Salinen wohnten, gelangten nach und nach selbst in den Besitz von Sudhäusern, wofür sie dem Landesfürsten als Herrn der Salinen einen festen Zins in Geld oder Naturalien ablieferten; ihr Recht an die Sudhäuser oder Salzpfannen (das Pfannenrecht) wurde erblich, sie

werden Erbsulzer, gerade so, wie die leibeigenen Bauern vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert Erbzinsleute wurden. Ja die Salzsieder von Aussee, die dem Salinenherrn wie den Bezugsberechtigten und Händlern gegenüber das gleiche Interesse hatten, verbanden sich zu einer Innung und erscheinen als gefreite Salzsieder oder „Hallinger". Ihre Häuser wurden zum Markte Aussee.

Über die Entstehung und erste Entwickelung der Märkte und Städte in Steiermark läſst sich aus Mangel an urkundlichem Material wenig Sicheres sagen.[1] Die Landesfürsten und großen Grundbesitzer förderten die kleinen Ortschaften, die am Fuße einer Burg oder an einer lebhaften Straße oder an einem Flusse entstanden waren, indem sie den Ansiedlern Grundstücke gegen einen jährlichen Zins überließen, der für den Grundbesitzer ein sicheres Einkommen war. Zu den ersten Ansiedlern gehörten auch unfreie, hörige Leute, die mit Erlaubnis ihrer Herren in den Markt übersiedelten, um dort Landwirtschaft oder Gewerbe zu treiben. Diese Hörigkeit verlor sich mit der Zeit, so daſs Hörige mit der Aufnahme in eine Stadt die persönliche Freiheit gewannen und der Grundsatz „Stadtluft macht frei" zur Geltung kam.

Den Kern der Stadtbevölkerung bildeten die Bürger; außerdem gab es Inwohner, welche das Bürgerrecht nicht genossen, Gäste, d. h. Fremde, die sich vorübergehend aufhielten und häufig auch Juden, die eine eigene Gemeinde bildeten, wenn sie in größerer Zahl vorhanden waren.

In den auf landesfürstlichem Grunde entstandenen Städten und Märkten setzte wohl der Landesfürst selbst ein Oberhaupt, einen Präfecten, ein, der für die Sicherheit des Ortes zu sorgen hatte und auch richterliche Gewalt besaß. Im Laufe der Zeiten erhielten die Bürger das Recht, sich selbst ein Oberhaupt, den Richter, zu wählen, doch muſste dieser vom Landesherrn bestätigt

[1] Peinlich, Die ältere Ordnung und Verfassung der Städte in Steiermark Graz 1879. A. Luschin von Ebengreuth, Österr. Reichsgeschichte. A. Huber, Reichsgeschichte.

werden und ihm den Eid der Treue leisten. In den Orten, welche auf dem Grunde eines Gutsbesitzers entstanden, kam die Bestätigung des Richters diesem zu. Es gab also landesfürstliche und nichtlandesfürstliche Städte und Märkte.

Um die Städte und Märkte emporzubringen, gab ihnen der Landesfürst oder der Grundherr verschiedene Rechte oder Privilegien. Zu diesen gehört das Stapel- oder Niederlagsrecht, nach welchem fremde Kaufleute gezwungen waren, ihre Waren in dem betreffenden Orte niederzulegen und drei Tage lang den Bürgern zum Verkaufe anzubieten. Die Bürger der privilegierten Stadt hatten demnach das Vorkaufsrecht. Mit dem Stapelrecht verband sich der Straßenzwang, der den Kaufleuten gebot, gewisse Straßen einzuhalten. Damit war sowohl den privilegierten Städten gedient, welche die Kaufleute berühren mussten, als auch dem Landesherrn, der dort seine Mautstätten hatte. Auch das Verbot, auf dem flachen Lande Handel zu treiben oder bestimmte Gewerbe auszuüben, trug zur Hebung der Städte bei, die demnach auf Unkosten anderer Orte emporkamen.

Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten kam eigentlich der gesammten Bürgerschaft zu, die in den älteren Zeiten wohl auch zu Verhandlungen zusammenberufen wurde. Hatte sich eine Stadt derart vergrößert, dass Verhandlungen aller Bürger unthunlich schienen, so wählte man Bürgerausschüsse. So stand neben dem Richter, der alle Jahre gewählt wurde, der innere, geschworene oder kleinere Rath, auch Rathsgeschworenen genannt, gewöhnlich zwölf „frumme, ehrbare, wohlgelernte und vernünftige Leute“, die aus den wohlhabenderen Gemeindemitgliedern gewählt wurden, und dann auch der äußere Rath, dessen Mitglieder gewöhnlich dem weniger bemittelten Gewerbestande angehörten. Dieser äußere Rath verschwand im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts, später auch die sogenannten „Vierer“ (fälschlich „Führer“ genannt), d. s. vier aus der Gemeinde gewählte Männer, welche diese beim Rathe vertraten, den Rathssitzungen beiwohnten,

zwar ohne Stimmen, doch mit dem Rechte, gegen Beschlüsse Verwahrung einzulegen. Wegen der jährlichen Erneuerung oder Veränderung des Rathes und der Vierer kam es zu mannigfachen Streitigkeiten. Die Geschäfte des Rathes vermehrten sich mit der vorschreitenden Entwickelung der Stadt; er besorgte die Verwaltung des städtischen Vermögens, die Localpolizei, führte die Aufsicht über den Markt, die Spitäler, das Zunftwesen, die Schule und das Gerhab-, d. h. Vormundschaftswesen.

Der Handel blühte zur Zeit der Kreuzzüge mächtig empor, denn die deutschen Reichsstädte und Wien traten in Verkehr mit Venedig, und die wichtigsten Handelsstraßen giengen durch die Alpenländer. Die oberösterreichischen Städte führten ihre Waren durch Obersteier über Zeiring, die Wiener Kaufleute brauchten die Straße über den Semmering, Bruck, Leoben, Judenburg nach Kärnten. Aus Steiermark giengen Eisen und Eisenwaren, Leinen- und Wollwaren und Pelzwerk, Speik, Pech zur Erzeugung von Terpentin nach Venedig; aus dieser Stadt führte man wertvolle Zeuge, Teppiche, Geschmeide, Edelsteine, venetianische Seife, Südfrüchte und Gewürze herbei. In großen Mengen wurde Pfeffer ein- und durchgeführt, der aus Indien kam. Safran kam aus Spanien und wurde in Aquileja, dem Hauptmarktplatze für Deutschland und Österreich, angekauft. Bedeutend war der Verbrauch von Rosinen oder Zibeben, Mandeln, Reis und Zucker. Doch gebrauchte man statt des Zuckers, der sehr theuer war, lieber den einheimischen Honig.

Das Zahlungsmittel war Silber in ungemünztem Zustande als Barren, oder gemünzt als Pfenning (oder Denar, ₰). Geprägt wurde nur der Pfenning und seine Hälfte, der Hälbling oder Heller. Am verbreitetsten waren die Friesacher Pfenninge, die von den Salzburger Erzbischöfen in Friesach geschlagen wurden, und die Aglaier, die aus der Münzstätte der Patriarchen von Aquileja stammten. Später verbreiteten sich die Grazer Pfenninge, die von den Landesherren in Graz und wahrscheinlich auch zu

Zeiring aus dem dort gewonnenen Silber geprägt wurden. Über die meisten dieser Münzen gewannen mit der Zeit die Wiener Pfenninge das Übergewicht.[1] 30 Pfenninge machten einen Schilling (Solidus, β) und 240 ein Pfund (℔) aus. Acht Schillinge giengen daher auf ein Pfund.

Ein Pfenning hatte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts den Wert von etwa sieben Neukreuzern. Bei kleinen Zahlungen wurde der Betrag in Pfenningen zugezählt, bei größeren zugewogen; denn die einzelnen Stücke waren von ungleicher Schwere.

Eine verderbliche Maßregel war die häufige Münzerneuerung, welche dem Landesfürsten und den Wechslern großen Nutzen brachte. Wenn die Münze erneuert war, wurde die alte nur noch kurze Zeit angenommen, aber zu einem geringeren Werte, und später wurde die alte Münze dem Besitzer sogar confisciert. Die Steirer, welche über die häufigen Münzerneuerungen des letzten Babenbergers zu klagen hatten, erwirkten denn auch, wie schon berichtet, im Jahre 1237 bei Kaiser Friedrich II. die Bestimmung, dass die Erneuerung der Münze, die aus Habsucht des Landesfürsten zu offenkundigem Schaden der Bewohner des Landes oftmals erfolgte, in Zukunft von der Zustimmung der angesehensten Ministerialen abhängig sein solle. Aber dieses Recht konnten die Ministerialen nicht behaupten; denn auch in den folgenden Zeiten und auch unter Ottokar II. fanden häufige Münzerneuerungen statt, deren Erlös sogar als jährliche Einnahmen in Helwigs Rentenbuch aufgenommen wurde.

7. Die Bauern.

Die Bisthümer, Klöster und adeligen Familien, welche in den östlichen Alpenländern von Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, sowie von den deutschen Königen Landstrecken erhielten, und

[1] A. von Luschin-Ebengreuth, Die Wiener Pfenninge, Wien 1877. — S. Steinherz, Die Einhebung des Lyoner Zehnten im Erzbisthum Salzburg (1282—1285). Mitth. des Instituts 14.

die Amtspersonen, also vor allen die Grafen, die mit Gütern ausgestattet wurden, waren bestrebt, ihren Besitz ertragsfähig zu machen.

Wer einen großen Landbesitz hatte, behielt gewöhnlich nur den Herrenhof mit einem Theile der Äcker und Wiesen, des Weide- und Waldlandes in eigener Verwaltung. Die nöthigen Arbeiten verrichteten gewöhnlich persönlich unfreie Leute, Hörige oder Leibeigene. Solche Leute durften ihren Wohnort nicht wechseln, sich nur mit Erlaubnis ihres Herrn verheiraten und konnten ohne oder mit dem Grund und Boden verkauft, verschenkt und vertauscht werden, galten also als Sachen. So vertauschte im Jahre 870 der Bischof Anno von Freising seine Magd Waldburg mit ihren zwei Söhnen einem Abte Megilo, der dafür den Knecht Wolfram, zwei Ochsen und einen Ballen Tuch gab. Im Jahre 932 tauschte Erzbischof Adalbert 106 Leibeigene im Salzburggau gegen ebensoviele in einem andern Gau ein. Im Jahre 1020 schenkte der Kaiser Heinrich II. seinem Kaplan und Verwandten Aribo elf Hörige mit ihren Familien unter der Bedingung, dass sie nach Aribos Tode an das Kloster Göß fallen sollten. Zur Heirat brauchten diese Leibeigenen die Bewilligung ihrer Herrschaft. Wenn Eigenleute verschiedener Herrschaften heirateten, so wurde die Art der Theilung der Kinder vertragsmäßig festgesetzt. Im Jahre 1279 schloss Bischof Konrad II. von Freising mit dem Abte Heinrich von Admont bezüglich der Ehen ihrer Leibeigenen folgenden Vertrag: Die Kinder sollen gleich getheilt werden, und wenn aus der Ehe nur ein Kind hervorgienge oder die Zahl der Knaben eine ungleiche wäre, soll das einzige Kind oder der überzählige Knabe jenem Gotteshause zufallen, dem die Mutter angehört. Wenn ein Leibeigener widerrechtlich handelte, so haftete sein Herr für den daraus entstandenen Schaden. Leibeigene betrieben auf den Herrenhöfen und in den Klöstern auch Handwerke, sie waren also Schneider, Schuster, Schmiede, Zimmerer, Wagner, Müller, Kürschner.

Was die Besitzer großer Landgebiete nicht selbst bewirtschafteten, theilten sie einzelnen Leibeigenen zur Bewirtschaftung mit der Ver-

pflichtung zu, aus dem Erträgnisse der Wirtschaft bestimmte Abgaben zu entrichten und auch persönliche Dienste zu leisten. Wo die Zahl der Hörigen und Unfreien geringer war, wurden solche Wirtschaften auch Freien überlassen, wobei die Dauer der Bewirtschaftung und die Leistungen festgesetzt wurden. Sie konnten den Grund und Boden nur für ihre Person auf einige Jahre oder auf Lebenszeit (als Freistift) oder auch mit dem Rechte der Vererbung oder des Verkaufes (zu Erb=, zu Kaufrecht) erhalten.

Zwischen dem Besitz der Großgrundbesitzer gab es wohl auch freie Bauern, die sich aber nicht behaupten konnten und nach und nach zur Leistung von Abgaben an die Großgrundbesitzer verstehen musste. Die bäuerlichen Landwirtschaften hießen Huben oder Höfe; die Volks=Hube, auch bairische Hube genannt, war ursprünglich ein agrarisches Maß von weit geringerer Größe als die Königshube, mit der sie also nicht verwechselt werden darf; später verstand man unter einer Hube einen Grundbesitz, der für den Unterhalt einer Familie ausreichte. Die Hube umfasste die Hofstätte mit Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden, Garten und Ackerland, gewöhnlich 30 Tagwerke groß. Unter einem Tagwerke verstand man so viel Land, als man an einem Tage mit dem Pfluge bauen konnte.

Es ist kein Zweifel, dass die ältere Besiedlung des Landes vorzugsweise durch den Einzelhof oder Einzelhofgruppen geschah. Die planmäßige Anlegung eines Dorfes, wie sie in Böhmen und Mähren gewöhnlich war, erfolgte in Steiermark nicht. Zu einem Hofe gehörte ursprünglich ein ausgedehnter, zusammenhängender Grundbesitz, von dem ein Theil zu Acker= und Wiesenland gemacht wurde, während der andere Wald blieb oder als Weide Verwendung fand. Mit der Zeit zerfiel dieser ganze Hof oder die ungetheilte Hube in Theilhöfe, von denen jeder eine besondere Hofstatt und verschiedene, nicht zusammenhängende Grundstücke hatte, so dass aus einem Hofe ein ganzes Dorf entstand.

Die Lage der von dem Großgrundbesitze abhängigen, zu Abgaben und Diensten verpflichteten Bevölkerung war also

sehr verschieden. In Obersteier gab es mehr freien Kleingrundbesitz als im Unterlande, wo die Zahl der Leibeigenen größer gewesen sein mag.

Man darf sich aber die Lage der Leibeigenen, welche von ihrem Herrn ein Stück Land zur Bebauung erhalten hatten, nicht als schlecht vorstellen; sie durften sich freilich von dem anvertrauten Grunde nicht entfernen, und wenn sie flohen, konnte ihnen das mitgenommene Gut auf offener Straße von jedermann straflos weggenommen werden; auch stand ihnen die Wahl der Ehegenossin nicht frei; aber sie besaßen Hab und Gut, das in ihrer Familie forterbte, und hatten selbst wieder Leibeigene, die sie auch freilassen konnten.

Überhaupt verloren sich die Härten der Leibeigenschaft nach und nach, besonders in den Zeiten der Kreuzzüge; diese leibeigenen Bauern vermengten sich mit der Zeit mit den ursprünglich freien Leuten und es bildete sich der Stand der Erbzinsleute, deren Los viel gesicherter war als das der freien Kleingrundbesitzer. Eben deshalb begaben sich diese immer häufiger in den Schutz eines Großgrundbesitzers und wurden dinglich unfrei.

Anderseits flüchteten sich Leibeigene in die Städte, nahmen einen Dienst an oder betrieben ein Handwerk und wurden so freie Leute; die Stadtluft machte sie frei. Die Städte nahmen solche Leute gerne auf, aber Rudolf I. ordnete 1277 an, dass „Eigenleute der Ministerialen oder Landstände oder auch andere Holden, die auf deren Gütern in irgend einer Weise behaust sind und ohne Erlaubnis in eine Stadt oder einen Markt gezogen wären, um die in der Stadt oder dem Markt zukommende Freiheit für sich zu erlangen, sammt allem Hab und Gut ihren Herren ausgeliefert werden sollten“.

In den ältesten Zeiten überwog wohl die Viehzucht, durch die man Fleisch, Milch, Käse, Wolle und Häute gewann, den Ackerbau. Auch die Jagd, die Fischerei und die Bienenzucht wurden stark betrieben.

Gezinst wurden Pfenninge, Roggen, Gerste, Hafer, Hopfen, Flachs, Jungschweine, Böcke, Ziegen, Hühner, Eier, Brot- und Käslaibe, Inslicht, Holzkohle, Wolle. Dienste waren verschiedene Fuhren zu Lande, die Überfuhr über einen Fluss und die Ernährung und Pflege von Jagdhunden.

8. Verwaltung.

Seit dem Zwischenreiche erscheint als Stellvertreter des Landesfürsten ein Landeshauptmann. Dieser führt den Vorsitz in den allgemeinen Gerichtstagen oder Landtaidingen, verlautbart die Rechtssprüche und Strafen und besorgt das Landesaufgebot. Neben diesem Statthalter besorgt der Landschreiber das landesfürstliche Finanzwesen und die Kanzleiangelegenheiten der Verwaltung. Der oberste Landesrichter ist Richter im Landtaiding. Das Land war in eine Anzahl Landgerichte und Stadtgerichte getheilt; die Landgerichte waren wie die Mauten in Bestand gegeben oder verpachtet. Das Merkmal der Landgerichte ist der Blutbann, d. h. das Recht, über todeswürdige Verbrecher zu richten; also gehörten vor das Landgericht Blutwunden, Diebstahl, Straßenraub, Nothzucht, Hauseinbruch und solche Vergehen, bezüglich deren der Grundherr des Angeklagten dem Kläger auch nach dritter Mahnung das Recht verweigerte.[1] Doch unterstanden dem Landgerichte nur die unfreien, hörigen Unterthanen der Grundherren, da die Mitglieder des Herren- und Ritterstandes im allgemeinen Gerichte des Landes, im Landtaiding, abgeurtheilt wurden.

Jeder Grundherr hatte ein grundherrliches Gericht; vor dieses gehörten Verletzungen ohne Bluterguss, Misshandlungen, Schmähungen, Schulden, Besitzstörungen, wie z. B. der Überfang, d. h. das Pflügen über den Feldrain hinaus. Im Laufe der Zeiten erhielten viele Grundherren sowie auch Stadt- und Marktgerichte den Blutbann, so dass die Zahl der Gerichte, die Todesurtheile fällen konnten, sehr groß wurde.

[1] Krones, Verfassung und Verwaltung v. St. I., 401.

Die Einkünfte des Herzogs flossen aus der Münze, den Gerichten, den Mauten, den Salinen (Aussee) und den Bergwerken in Eisenerz, Vordernberg und Zeiring; dazu kamen die Geldzinse und Naturalien von den landesfürstlichen Gütern, die in Ämter eingetheilt waren. Eine besondere Einnahme war das Marchfutter (Pferdefutter, also Hafer), das von 14 Pfarrbezirken der Mittelsteiermark geliefert wurde. Nach Helwigs Reitbuch betrugen die Geldeinnahmen rund 7600 Mark, während die Ausgaben ungefähr 1960 Mark ausmachten. Außerdem wurden dem König Ottokar noch gezinst 334 Muth [1] Weizen, Korn und Hülsenfrüchte, 828 Muth Hafer, Schweine im Werte von 1000 Mark, ferner Lämmer, Schafe und Widder, endlich Wein. Diese Zinse sind durchwegs geringer als in Österreich, nur der Weinzins ist bedeutender, ein Zeichen, dass der Weinbau auf den landesfürstlichen Gütern in Steiermark stärker betrieben wurde als in Österreich.

Zweiter Zeitraum.

Die Habsburger bis zum Tode Friedrichs III. 1493.

1. Albrecht I.

Albrecht I. stand bei seinem Regierungsantritte im kräftigsten Mannesalter; er war persönlich tapfer und ein geschickter Feldherr, sehr eifrig in der Erfüllung seiner Regentenpflichten und strenge darauf bedacht, seine Herrscherrechte zu wahren. Er hielt den Landfrieden kräftig aufrecht und trug nie Bedenken, auch gegen räuberische Adelige strafend einzuschreiten. Sein Stellvertreter in Steiermark war der Abt Heinrich von Admont.

Der Abt stammte aus St. Walburg bei St. Michael ob Leoben und war von niedriger Herkunft. Als Mitglied des Convents von Admont wurde er zum Verwalter des gesammten Besitzes gewählt, und seiner Thatkraft und Einsicht gelang es, die zerrütteten

[1] Ein Muth betrug 30 Metzen oder acht Viertel.

ökonomischen Verhältnisse in Ordnung zu bringen, worauf der verdiente Mann zum Abt des Stiftes gewählt wurde. König Rudolf ernannte ihn 1279 zum Landschreiber von Steiermark; als solcher hatte er vor allem die landesfürstlichen Finanzen zu verwalten, außerdem standen ihm auch richterliche Befugnisse zu. Im Vereine mit dem Landrichter Otto von Liechtenstein stellte er die Ordnung im Lande her. Wie bei Rudolf, stand er auch bei Albrecht in hoher Gunst und 1286 wurde ihm die Würde eines Landeshauptmannes übertragen. In welcher Weise er gegen Übelthäter zu verfahren pflegte, zeigt folgendes Beispiel: In diesen Zeiten wurde in allen Theilen Deutschlands ein Zehent aller geistlichen Einkünfte eingefordert, der zur Wiedergewinnung des heiligen Landes bestimmt war. Zehentsammler im Erzbisthum Salzburg war der Domherr Aliron von Venedig, der den Abt Friedrich von Mosach in Friaul mit der Einsammlung des Zehents in einem Theil des Erzbisthums betraute. Als später der Abt mit der Ablieferung des gesammelten Geldes zögerte, wurde er von Aliron mit dem Kirchenbanne belegt. Erbittert darüber, überfiel Otto von Pernegg (in der Nähe von Bruck), ein Verwandter des gebannten Abtes, im Jahre 1284 den durch Steiermark reisenden Aliron, beraubte ihn und seine Begleiter und kerkerte sie ein. Solche und ähnliche Gewaltthaten fielen damals in Steiermark öfter vor, aber der Landschreiber Heinrich von Admont verstand es, die Übelthäter zur Rechenschaft zu ziehen. Er zog mit bewaffneter Macht gegen die Feste Pernegg, ließ sie berennen und erstürmen und zwang Otto von Pernegg, Genugthuung zu leisten. Da dieser mit seinem Freunde During von Steier an dem Abte Rache zu nehmen beabsichtigte, so wurden die beiden Edelleute bei dem Herzog Albrecht verklagt, der sie nach Friesach in Kärnten, wo er sich eben aufhielt, vorlud. Dort mussten die Angeklagten Urfehde gegen den Abt und das Stift Admont schwören, d. h. sie mussten eidlich versprechen, sich an dem Abte und seinem Stifte nicht zu rächen.

Da der Abt seine Pflichten so genau erfüllte und rücksichtslos gegen alle verfuhr, welche ungesetzlich handelten, mit Geldstrafen und Gefängnis gegen jeden Übelthäter vorgieng, mochte er adelig sein oder nicht, so wurde er bald vielen, besonders aber dem Adel, verhasst. Man nannte ihn einen grausamen Steuereintreiber, einen Tyrannen und Menschenquäler, und viele Adelige suchten ihm und dem Kloster Admont Schaden zuzufügen, weshalb der Herzog im Jahre 1284 folgende Kundmachung im Lande verbreiten ließ: „Wir Albrecht von Gottes Gnaden Herzog von Österreich und Steier bekennen öffentlich, dass alle Gefangensetzungen, Einziehungen von Personen und Gütern, von Burgen, Herrschaften und anderen Besitzungen, welche durch Heinrich, Abt zu Admont, vom Anfange seiner Verwaltung des Schreiberamtes bis jetzt vollführt worden sind, von unserm und dem Willen unseres Vaters Rudolf, römischen Königs, ausgegangen sind, und wir erklären demnach den Abt Heinrich an allen diesen Verfügungen gänzlich schuldfrei."

In dieser Zeit waren die Grenzgebiete gegen Ungarn häufigen Raubzügen des ungarischen Grafen Ivan von Güssing ausgesetzt, dessen Scharen mit gewohnter Grausamkeit die Dörfer überfielen, plünderten und zerstörten. Mit geringer Mannschaft zog der Landeshauptmann an die Grenze und hielt sich in Radkersburg, aber er erlitt hier eine Niederlage und musste fliehen. Erst als Albrecht den österreichischen und steirischen Heerbann aufbot, wurde der Güssinger geschlagen und sein Gebiet erobert.

Von größerer Bedeutung war der Krieg Albrechts mit Salzburg.

Nach dem Tode des Erzbischofs Friedrich im Jahre 1284 war Rudolf von Hoheneck auf den Stuhl des heiligen Rupert erhoben worden. Albrecht verlangte, dass ihm der Erzbischof die salzburgischen Schlösser Weißeneck und Statteneck im Ennsthale als Lehen überlasse, weil sie zu den Gütern gehörten, welche die früheren Herzoge von Steiermark und Österreich von Salzburg erhalten hatten; aber der Erzbischof wollte dies nicht thun. Ferner beklagte sich Albrecht, dass der Erzbischof in Radstatt

auf dem Grunde des Klosters Admont, dessen Schirmherr der Herzog war, Befestigungen angelegt hatte, und ließ zum Schutze gegen Salzburg am Einflusse des Mandlingbaches in die Enns eine Feste erbauen, welche den Namen Ennsburg erhielt. Da der Erzbischof der Meinung war, dass der Admonter Abt den Herzog gegen ihn aufreize, so versammelte er in Salzburg einen Kirchenrath und ließ durch ihn beschließen, dass kein Geistlicher ein weltliches Amt annehmen und verwalten dürfe. Diesem Beschlusse zufolge sollte der Abt das Amt eines Landeshauptmannes niederlegen, wozu er sich jedoch nicht verstand. Es ist klar, dass dieses Vorgehen des Erzbischofs die feindselige Stimmung des Herzogs verschärfte. Der Erzbischof musste einen Angriff erwarten, dem er jedoch dadurch zuvorkam, dass er ein Heer in Steiermark einrücken ließ, welches die Ennsburg eroberte, die Admontischen Besitzungen verwüstete und bis Irdning vordrang. Die Erzbischöflichen hatten es auf das Stift Admont selbst abgesehen, aber der Herzog rückte mit einer ansehnlichen Kriegsmacht noch zur rechten Zeit über den Pyhrnpass heran, so dass sich die Salzburger zurückziehen mussten. Nun brandschatzten die Herzoglichen die Güter des Erzbischofs; sie eroberten Fohnsdorf bei Judenburg und die Stadt Friesach in Kärnten.

Der Erzbischof gab jetzt nach und gelobte, sich dem Schiedsspruche des Königs Rudolf zu unterwerfen. Er begab sich nach Erfurt, wohin auch der Abt Heinrich reiste. Dort verblich der Erzbischof Rudolf im August 1290 eines plötzlichen Todes; in Salzburg wurde hierauf der Bischof Konrad von Lavant auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Albrecht aber befahl seinem steirischen Landeshauptmann, sofort die salzburgische Burg Neuhaus im oberen Ennsthale zu erstürmen und zu zerstören, was auch geschah.

Die Unzufriedenheit des steirischen Adels mit der Regierung Albrechts wurde immer größer, da er die aus Schwaben mitgebrachten Edelleute, besonders Hermann von Landenberg und Ulrich von Wallsee, also Fremde, zu sehr begünstigte und die Freiheiten des steirischen Adels trotz vielmaliger Bitten noch nicht bestätigt

hatte. Er hatte aber bisher die Bestätigung noch nicht vorgenommen, weil er nicht auch die Bestimmung anerkennen wollte, welche dem Landesfürsten die Münzerneuerung nur mit Zustimmung der Dienstherren erlaubte. Er hatte vielmehr die Münze sehr häufig erneuert, um seinen Finanzen aufzuhelfen; ehe die neue Münze ganz ausgegeben war, wurde sie schon wieder aus dem Verkehre gezogen, wodurch alle Bewohner, reiche und arme, sehr hart betroffen wurden. Die Landherren verlangten, dass die Münze wenigstens durch fünf Jahre unverschlagen bleibe.

Als Albrecht im Herbste 1291 nach dem Tode seines Vaters und nach einem Feldzuge in Ungarn nach Graz kam und Geldforderungen an die Stände stellte, verlangten diese die Bestätigung ihrer Freiheiten und baten, er möge auch Steirer in seinen Rath aufnehmen und erlauben, dass die Lehen im Falle des Aussterbens des Mannsstammes auf die weiblichen Nachkommen forterben könnten. Der Herzog antwortete ausweichend. Da rief Friedrich von Stubenberg: „Hätte sich der Böhmerkönig Ottokar nicht soviel Gewaltthaten gegen uns erlaubt, wahrlich, er könnte noch heute Herr dieses Landes sein.“ Erregt fragte Albrecht: „Soll das eine Kriegserklärung sein?“ worauf der Bischof Leopold von Seckau antwortete: „Solange Ihr säumt, Eure Pflicht gegen uns zu erfüllen, wird keiner Eurer Befehle befolgt, kein Kriegszug für Euch unternommen werden.“ So schieden die Stände in Feindschaft von dem Herzoge, der nach Wien zurückkehrte.

Die steirischen Landherren hatten in der That ihrem Herzoge den Krieg erklärt. Alle rüsteten, und die Grafen Ulrich von Heunburg, Ulrich von Pfannberg, dessen Schwiegersohn Friedrich von Stubenberg und Hartnid von Wildon traten an die Spitze der Bewegung. Sie kamen am 1. Jänner 1292 auf dem Schlosse Deutsch-Landsberg mit dem Salzburger Erzbischof zusammen und schlossen ein Bündnis. Alle verpflichteten sich, zum Schutze der Freiheiten des Landes zusammenzuwirken und das Erzbisthum zu beschützen. Auch der Herzog Otto von Nieder-

baiern schloss sich den Aufständischen an; er mochte wohl die Hoffnung hegen, dass ihm das Herzogthum zufallen würde, wenn der Aufstand von Erfolg begleitet wäre.

Schon anfangs Februar fiel ein salzburgisch-bairisches Heer in das Ennsthal ein, eroberte Rottenmann im Paltenthale und plünderte Admont. Der Abt war mit den Klosterbrüdern in die Feste Gallenstein geflohen, die er hatte erbauen lassen, und fand hinter ihren starken Mauern sichere Zuflucht. Die Feinde aber, durch Steirer verstärkt, drangen durch das Palten- und Liesingthal an die Mur vor, eroberten Leoben und belagerten Bruck. Wenn dieser Ort fiel, so konnte sich der Aufstand im ganzen Lande ausbreiten. Aber der Marschall Hermann von Landenberg, der Bruck vertheidigte, hielt sich so lange, bis der Herzog mit einem Entsatzheere herankam. Sechshundert Bauern mussten ihm den Weg über den Semmering ausschaufeln, doch er kam noch zur rechten Zeit. Schon auf die Nachricht von seinem Anmarsche hoben Herzog Otto und der Erzbischof die Belagerung auf und traten den Rückzug an. Die Herzoglichen folgten rasch nach; der Landenberger traf bei Kraubat ob Leoben auf die Mannschaft Friedrichs von Stubenberg und nahm ihn mit dem größten Theile seiner Leute gefangen. Der Herzog zog hierauf in Judenburg ein und wandte sich nach Kärnten, wo Friesach abermals genommen und verbrannt wurde. Hier gewährte er den Steirern, was sie durch Waffengewalt nicht hatten erringen können; zunächst bestätigte er ihre Rechte, freilich mit der Abänderung, dass die Münzerneuerung vom Beirathe einzelner (nicht aller) vornehmer Landherren abhängig sein solle. Auch entließ er den verhassten Abt Heinrich seines Amtes; Hartnid von Stadeck wurde zum Landeshauptmann ernannt; doch blieb der Abt auch jetzt noch ein sehr einflussreicher Rathgeber des Herzogs. Der letzte, der sich unterwarf, war Hartnid von Wildon, der die Stammburg seines Hauses abtreten musste, wofür er Eibiswald erhielt.

Mit Salzburg dauerte der Krieg mit einer längeren Unterbrechung bis zum Jahre 1297 fort. In demselben Jahre verblich der Abt Heinrich eines gewaltsamen Todes. Er hatte seine Nichte mit During Grießer verheiratet und diesen Mann nicht allein zum Castellan von Gallenstein gemacht, sondern ihn auch zu wichtigen Sendungen und Geschäften verwendet. Da er sich jedoch untreu erwies, so ließ ihn der Abt in der herzoglichen Feste Strechau in Gewahrsam bringen. Nach einiger Zeit nahm er ihn wieder zu Gnaden auf, doch Grießer sann auf Rache. Als der Abt im Mai 1297 über den Dietmannsberg bei Admont ritt, schoss ihn Grießer mit einem Pfeile vom Pferde, worauf ihn zwei Genossen des Verbrechers erschlugen.

Herzog Albrecht hatte sich nach dem Tode seines Vaters Hoffnung auf die deutsche Königskrone gemacht, doch war nicht er, sondern der Graf Adolf von Nassau gewählt worden. Die Kurfürsten setzten diesen aber nach einigen Jahren wieder ab und wählten Albrecht zum Könige. Als König belehnte er seine Söhne mit Österreich und Steiermark. Als im Jahre 1306 das böhmische Herrscherhaus der Přemysliden ausstarb, wählten die Stände Albrechts ältesten Sohn Rudolf zu ihrem Könige, ja sie gelobten, bei dem Hause Habsburg zu verbleiben, auch wenn Rudolf kinderlos stürbe. Dieser Fall trat schon im Jahre 1307 ein. Trotz ihres Versprechens wählten jetzt die Böhmen den Herzog Heinrich von Kärnten, den Sohn Meinhards, zu ihrem Könige.

Diese Wahl führte einen Krieg herbei. König Albrecht und sein Sohn Friedrich griffen Böhmen an, während der steirische Landeshauptmann Ulrich von Walsee im Verein mit dem Erzbischof von Salzburg Kärnten eroberte. Noch war der Krieg nicht beendet, als Albrecht das Opfer eines grauenvollen Verbrechens wurde. Am Hofe Albrechts lebte auch sein Neffe Johann, der Sohn seines Bruders Rudolf. Johann glaubte sich von seinem Oheim in seinen Rechten verkürzt und ließ sich von einigen Edelleuten bereden, seinen Oheim zu ermorden. Albrecht hatte sich auf

seine Besitzungen in der heutigen Schweiz begeben. Am 1. Mai 1308 ritt er von Baden gegen Bruck, seiner Gemahlin entgegen. Als er in Begleitung seines Neffen und der anderen Verschworenen die Reuß überschritten hatte, wurde er von diesen überfallen und erschlagen.

Er hinterließ fünf Söhne, von denen drei, Friedrich, Leopold und Albrecht, schon erwachsen, zwei, Heinrich und Otto, minderjährig waren. Von seinen Töchtern hatte er eine, Anna, mit dem Markgrafen Hermann von Brandenburg vermählt. Die Hochzeit, die uns von einem Gleichzeitigen ausführlich geschildert wird, war im Jahre 1295 in Graz gefeiert worden.

2. Friedrich der Schöne.

Im Namen seiner Brüder übernahm Friedrich mit dem Beinamen der Schöne die Regierung seiner Länder. Noch im Jahre 1308 traf er mit Heinrich von Kärnten, der nunmehr König von Böhmen war, ein Abkommen, nach dem er auf Böhmen und Mähren verzichtete, und im Jahre 1311 versöhnte er sich mit ihm vollständig; er gab ihm alles zurück, was die Habsburger in Kärnten erobert hatten, und erhielt dafür das Sannthal und den Ort Windisch-Feistritz, welche Gebiete bisher zu Kärnten gehört hatten und nun mit Steiermark vereinigt wurden.

Der deutsche König Heinrich VII., der im Jahre 1308 gewählt worden war, starb schon 1313, worauf eine Doppelwahl stattfand. Ein Theil der Kurfürsten wählte Friedrich den Schönen, ein anderer Ludwig von Baiern zum Könige. Der Kampf der Gegenkönige um die Krone zog sich in die Länge, erst im Jahre 1322 kam es zur Entscheidungsschlacht. Friedrich zog mit den Steirern über Admont und Salzburg gegen den Inn. In Admont lebte damals der Magister Bartholomäus aus Verona, berühmt als Naturkundiger und Astrolog. Dieser sagte dem Herzog nach dem Stande der Gestirne Unglück voraus, und

auch der gelehrte Abt Engelbert wollte ihn von seinem Unternehmen abhalten. Doch der Herzog achtete dieser Warnungen nicht, sondern rückte gegen den Feind. Am 23. September kam es bei Mühldorf in Baiern zur Schlacht. Auf der Seite Ludwigs stand auch der Böhmenkönig Johann. Die Steirer bildeten unter dem Befehle Ulrichs und Heinrichs von Wallsee den ersten Heerhaufen und warfen die ungestüm angreifenden Böhmen zweimal zurück. So gestaltete sich die Schlacht zu Gunsten Friedrichs. Aber die Böhmen sammelten sich neuerdings und giengen zu neuem Kampfe vor; und zugleich erschien unvermuthet der Burggraf von Nürnberg in der Flanke der Österreicher und verbreitete Verwirrung unter ihnen. So gieng die Schlacht für Friedrich verloren; er selbst und sein Bruder Heinrich wurden gefangen; auch viele Steirer theilten dieses Schicksal. Genannt werden Vertreter der Familien Stubenberg, Saurau, Lamberg, Ungnad., Herberstein, Holleneck, Schrattenberg u. a. In dieser Schlacht soll auf der Seite Friedrichs auch der achtzigjährige Albrecht Stuchs von Trauttmansdorff mit dreiundzwanzig Mitgliedern seines Geschlechtes gekämpft haben. Nur drei von ihnen blieben am Leben, einer, Hector, wurde gefangen genommen und war der Genosse König Friedrichs auf Trausnitz. Und von dem Ritter Heilwig von Wurmbrand heißt es, er habe unter seinem getödteten Pferde noch mit seinem Schwerte um sich gehauen, und, von den Feinden aufgefordert, sich zu ergeben, da er für seine Ehre genug gethan habe, ausgerufen: „Ich mein's“. Dieses Wort ist noch heute die Devise der Familie Wurmbrand.

Während Friedrichs Gefangenschaft verwaltete sein Bruder Albrecht II. der Lahme oder Weise Österreich und Steiermark. Als Friedrich seine Freiheit wieder erlangt hatte, nahm er an der Regierung wenig Antheil; er hielt sich mehrmals in Steiermark, größtentheils aber auf seinem Schlosse Gutenstein im Wienerwalde auf, wo er im Jahre 1330 starb. Zwei seiner Brüder, Leopold

und Heinrich, waren ihm im Tode vorangegangen; es überlebten ihn also Albrecht und Otto.

3. Albrecht II.

Albrecht II. und sein Bruder Otto führten gemeinsam die Regierung. Albrecht erhielt im Jahre 1330 in einer Speise Gift, was seine dauernde Lähmung an Händen und Füßen zur Folge hatte. Seitdem hieß er der Lahme; auch der Weise wurde er genannt. Trotz seines Gebrechens war er unermüdlich in der Erfüllung seiner Herrscherpflichten. Er bereiste seine Länder mehrmals; saß gern zu Gericht und ließ jedermann, den Vornehmsten wie den Geringsten, vor sich. Es gelang ihm, im Jahre 1335 Kärnten mit Krain für sein Haus zu erwerben; die althergebrachte Huldigung auf dem Zollfelde nahm Herzog Otto entgegen.

Zu Anfang des Jahres 1339 erkrankte Herzog Otto in Graz und starb bald hierauf. Er wurde in dem Cistercienserkloster Neuberg bestattet, das er im Jahre 1327 nach der Geburt seines ältesten Sohnes gegründet und das seine ersten Mönche aus dem Stifte Heiligenkreuz in Niederösterreich erhalten hatte. In demselben Jahre baten die Stände den Herzog Albrecht, der jetzt allein regierte, die Urkunde, welche ihre Freiheiten enthielt, ins Deutsche übersetzen zu lassen, damit sie allgemein verständlich sei. Dies geschah auch.

Die friedliche Regierung wurde durch einige große unglückliche Ereignisse unterbrochen. Im Jahre 1338 zogen Heuschreckenschwärme, die aus Asien gekommen waren, durch die Alpenländer und richteten auch in Steiermark großen Schaden an. Sie erschienen in solcher Menge, dass sie im Fluge die Sonne verfinsterten und wenn sie sich niederließen, meilenweit den Boden bedeckten. Der Abt Johann von Victring erzählt: „Die Heuschrecken fuhren durch die Lufträume wie Kriegerscharen in geordneten Reihen, und, auf den Erdboden niedergeschlagen, schlugen sie Standlager auf. Stets

giengen die Heerführer eine Tagereise weit voraus, als wollten sie einen passenden Ort zur Niederlassung aufsuchen. Das Wolkenheer dieser Thiere verließ den eingenommenen Ort erst am nächsten Tage, nachdem die mit Feuchtigkeit und Thau beschwerten Leiber durch die Sonnenstrahlen erleichtert worden waren, und dann bewegten sie sich rottenweise vorwärts, so dass man unter diesen kleinen Thieren eine förmliche Soldatenzucht bemerken konnte. Sie fraßen alle Saaten, Heu, Gras, Hirse und dergleichen bis auf den letzten Stumpf ab. Sie hatten vier Flügel, und ihre Leibesrüstung glich leuchtenden Edelsteinen, wie dergleichen, in Frauenkleider eingewebt, für ausgezeichnet gehalten werden. Ihre junge Brut ließen sie in dem Rasen und in Erdfrüchten zurück; in einigen Gegenden wurden sie mit Feuer in Gruben vernichtet."

Im Jänner 1348 wurden die Alpenländer von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht, durch das Dörfer und Schlösser zerstört wurden und viele Menschen das Leben verloren. In demselben Jahre fand eine Pest aus Asien her ihren Weg nach Steiermark, wo sie viele Leute dahinraffte. Ganze Ortschaften starben aus, und jede menschliche Thätigkeit, der Ackerbau, das Gewerbe, der Handel, gerieth ins Stocken. Das Volk sah diese Unglücksfälle als eine Strafe des Himmels an und suchte, wie schon um das Jahr 1260, durch ungewöhnliche Bußübungen die Gnade Gottes wieder zu erlangen. Scharen von Männern und Weibern zogen in Processionen von Ort zu Ort und zerfleischten ihre halb entblößten Körper mit Geißeln, bis das Blut hervorquoll. Diese Geißlerfahrten zogen sich fast durch ganz Europa.

Zur Zeit Albrechts II. strebte das südsteirische Geschlecht der Freien von Sanneck mächtig empor. Die Burg Sanneck, nach der sie sich nannten, stand auf einem Berge bei Fraßlau im schönen Sannthale. Außer Alloden besaßen die Sannecker auch Lehengüter von dem Bisthume Gurk, von dem Patriarchat Aquileja und dem Herzoge von Kärnten; sie verstanden es auch, ihren Besitz durch Güter der Klöster Oberburg und Seiz zu vergrößern. Noch mächtiger wurden

sie durch ihre Verbindung mit dem Geschlechte der Heunburger. Ulrich von Sanneck heiratete Katharina, die Tochter Ulrichs von Heunburg und der verwitweten Herzogin Agnes von Kärnten. Als im Jahre 1322 der letzte Heunburger, der Bruder Katharinas, ohne Erben starb, fiel ein Theil der Heunburgischen Besitzungen, wie Schönstein, Prassberg, Schalleck und Schmierenberg bei Leutschach, an Ulrichs Sohn, Friedrich von Sanneck, der im Jahre 1335 nach harten Kämpfen auch die Herrschaft Cilli erhielt. Überdies verpfändeten ihm die steirischen Herzoge für seine Kriegsdienste auch anderen Besitz, u. a. Güter bei Tüffer. So wurde Friedrich von Sanneck der Gründer der Größe seines Hauses. Aber das Ziel seines Ehrgeizes war die Grafenkrone, die er auch erlangte. Im Jahre 1341 erhob ihn Kaiser Ludwig auf Bitten des Herzogs Albrecht II. mit dem Titel eines Grafen von Cilli in den Grafenstand des deutschen Reiches.

Im Jahre 1355 erließ Albrecht II. eine sogenannte Hausordnung, d. i. ein Gesetz, in dem er verfügte, dass seine vier Söhne Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold immer ihre Länder gemeinschaftlich regieren sollten. Im Juli 1358 schied der friedliebende, gerechte und wohlwollende Fürst aus dem Leben. Da aber von seinen Söhnen nur der erste, Rudolf, volljährig war, so übernahm dieser zunächst die Regierung.

4. Rudolf IV.[1]

Rudolf IV. (1358—1365), der später den Beinamen der Stifter erhielt, empfieng in Graz im Jahre 1360 die Huldigung der steirischen Stände. Er hatte die Absicht, seine Länder ganz von Deutschland unabhängig zu machen, was ihm jedoch nicht gelang. Dagegen vermehrte er den habsburgischen Besitz. In einem Kriege mit dem Patriarchen von Aquileja erwarb er (1362) die

[1] A. Huber, Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich. Innsbruck 1865.

Herrschaft Windischgraz, welche ihm der Patriarch zu Lehen gab. Im Jahre 1363 erwarb er das Land Tirol. In Wien begann er den Bau des Stefansdomes; auch gründete er dort eine Universität, die zweite in deutschen Landen. Herzog Rudolf war bestrebt, die Steuerkraft seiner Unterthanen zu heben und sorgte besonders für das Gedeihen des Bürgerstandes. Bisher hatten die Herzoge das Recht gehabt, alles in Umlauf befindliche Geld öfter außer Curs zu setzen und gegen neu geprägtes einzulösen, was dem Besitzer immer Verlust brachte. Rudolf entsagte 1359 diesem Rechte, führte aber dafür das Ungeld ein, d. i. eine Verzehrungssteuer von allen in den Gasthäusern ausgeschenkten Getränken.

Die Besitzverhältnisse in den Städten waren damals sehr verwickelt. Bürger besaßen außerhalb der Stadt Bauerngüter, Weingärten u. dgl. und musſten dafür dem Grundherrn Dienste und Zahlungen leisten; auch adelige Güter konnten sie erwerben. In den Städten wieder besaßen Adelige, Klöster und Bisthümer größere Grundstücke, von denen sie Theile Bürgern gegen einen Grundzins verliehen. Oder Bürger nahmen Geldsummen auf, wofür sie dem Geldverleiher eine jährliche Rente zusicherten. Solche Zinse und Renten konnten nicht abgelöst werden, so dass also auch ein wohlhabend gewordener Bürger nicht imstande war, sein Haus von solchen Lasten, die man auch ewige Renten nannte, zu befreien. Diese Zinsen und Lasten wurden also vererbt, an Klöster und Kirchen verschenkt, zu Stiftungen verwendet oder verkauft. Mancher geldkräftige Mann kaufte Zinsen und Renten zusammen und konnte davon gemächlich leben, wie heutzutage Geldbesitzer von den Interessen leben, welche die Sparcassen und die Staats- und Industriepapiere gewähren. Den Hauptübelstand beseitigte Rudolf IV. durch das Gesetz, in dem er anordnete, dass alle auf städtischen Häusern liegenden Abgaben und Leistungen durch Zahlung des Achtfachen der jährlichen Abgabe abgelöst werden könnten. So wurde 1363 den Bürgern von Marburg gestattet, dass sie „je ain Pfund Geldes

(dieser Zinsen und Renten) mit acht Pfunden ledigen und lösen mügen und sullen oder ein halb Pfund Geldes mit vier Pfunden oder dreißig Pfenning Geldes mit einem Pfund". Sollten diejenigen, welche die Zinsen und Renten beziehen, damit nicht einverstanden sein, „so sullen die Burger von Marburg des Dienstes und Zinses gänzlich von ihnen ledig sein". Diese Mobilisierung der fundierten Häuserrente trug zur Ausdehnung des Realcredites und damit zur Hebung der Gewerbe wesentlich bei. Die Steuerfreiheit der Geistlichen und Adeligen bezüglich ihrer Häuser in der Stadt war den Bürgern ein Schaden; denn je mehr Häuser in einer Stadt an Kirchen und Klöster kamen oder von Adeligen erworben wurden und infolge dessen Steuerfreiheit genossen, desto größer wurden die Steuern, die von den übrigen Häusern eingefordert wurden. Die Bürger verlangten, dass nach dem Grundsatz vorgegangen werde: „Wer die Stadt mitgenießt, soll auch mit ihr steuern und dienen." Und Herzog Rudolf hob die Steuerbefreiung auf; den Städten Graz und Bruck a. d. M. wurde sie besonders gewährt. Für Bruck ordnete der Herzog in der Urkunde vom 18. Jänner 1365 an, dass „was Häuser sind daselbs in der Stadt, die unseren Landherren, Rittern oder Knechten, Äbten, Pröbsten oder anderen Prelaten angehören, dieselben von ihren Häusern dienen und Steuer geben sullen ewiglich alles, was unser Burger daselbst zu Bruck von ihren Häusern" geben, damit die Bürger umso besser die „Burgersteuer jährlich tragen und erleiden mugen."

Rudolf IV. starb nach einer kurzen Regierung im Jahre 1365 zu Mailand und wurde in der Kirche zu St. Stefan in Wien bestattet.

5. Leopold III. und Wilhelm. Die Türken.

Nach Rudolfs Tode übernahmen seine zwei Brüder Albrecht III. und Leopold III. die Regierung. Entgegen der Hausordnung Albrechts II. theilten sie im Jahre 1379 ihre Länder: Albrecht

erhielt Ober- und Niederösterreich, Leopold alle übrigen Länder. So entstanden zwei Linien der Habsburger: die albertinische und die leopoldinische. Die Folge dieser Theilung waren eine Schwächung der Macht des habsburgischen Hauses, Zwietracht und vielfache Parteikämpfe.

Leopold, der den Beinamen der „Biedere" erhielt und auch Blume der Ritterschaft genannt wurde, war ein tapferer, ehrgeiziger Fürst. Ihm unterwarfen sich im Jahre 1382 freiwillig die Bewohner der Stadt Triest, da es von ihm hieß, dass er seine Unterthanen gut behandle und sie in ihren Rechten und Freiheiten nicht kränke. Auch kaufte er einige Herrschaften im heutigen Vorarlberg. Als er aber im Jahre 1386 einen Kriegszug gegen die Schweizer unternahm, wurde er bei dem Städtchen Sempach besiegt und erschlagen. Er hinterließ vier Söhne, Wilhelm, Leopold IV., Ernst und Friedrich IV., von denen der älteste, Wilhelm, sechzehn Jahre alt und nach den damals geltenden Bestimmungen volljährig war. Dennoch bat er seinen Oheim, Albrecht III., die Regierung auch in den Ländern der vier Brüder zu übernehmen, was dieser auch that. Im Jahre 1382 war in Ungarn König Ludwig der Große gestorben, der auch das Königreich Polen erworben und nur zwei Töchter hinterlassen hatte. Er hatte den Herzog Wilhelm, als er noch ein Knabe war, mit seiner Tochter Hedwig verlobt und den Prinzen an seinem Hofe erzogen, während die Prinzessin am Hofe Albrechts III. lebte. Nach Ludwigs Tode fiel der Prinzessin Hedwig das Königreich Polen zu und sie wurde im Jahre 1385 in Krakau gekrönt, aber zugleich forderten die polnischen Magnaten von ihr, dass sie den Herzog Jagello von Lithauen heirate. Sie wollte aber lieber ihrem ritterlichen Verlobten die Hand reichen, als dem vierzigjährigen heidnischen Lithauer, und Herzog Wilhelm eilte nach Krakau, um dort eine Braut und ein Königreich zu erringen; er verkehrte im Franciscanerkloster und in der Königsburg mit der Königin. Als dies ruchbar wurde, musste er entfliehen, und auch Hedwig wollte das Land verlassen,

wurde aber mit Gewalt daran gehindert. Es blieb ihr nichts übrig, als den Willen der polnischen Großen zu erfüllen.

Nach dem Tode Albrechts III. im Jahre 1395 regierte Wilhelm die Länder der leopoldinischen Linie, doch überließ er im folgenden Jahre seinem Bruder Leopold Tirol und die vorderösterreichischen Lande. Er vermählte sich mit Johanna von Neapel. Wilhelm starb im Jahre 1406, worauf seine Witwe nach Neapel zurückkehrte, wo sie später Königin wurde. Zu seiner Zeit wurde Steiermark zum erstenmal von einem neuen, furchtbaren Feinde bedroht, der nachher noch oftmals der Schrecken des Landes wurde. Dies waren die Türken oder Osmanen. Türkische Nomadenhorden hatten zur Zeit, da die ersten Habsburger in Deutschland regierten, unter Anführung des Häuptlings Osman in Kleinasien ein Reich gegründet; Osmans Nachfolger führten die Türken nach Europa, wo sie die Balkanhalbinsel zu erobern begannen. Sie glaubten sich berechtigt, alle christlichen Reiche anzugreifen und alle Christen, die sie „Christenhunde“ nannten, zu vernichten. Sie plünderten die Dörfer aus, zündeten sie an, und erschlugen schonungslos alle Bewohner oder schleppten sie als Sclaven fort. Auch die Bulgaren mussten sich ihnen unterwerfen. Im Jahre 1377 gewann der König Ludwig der Große von Ungarn einen Sieg über die von den Türken unterstützten Bulgaren und hemmte so für einige Zeit den Fortschritt des räuberischen Volkes. Zur Erinnerung an diesen Sieg ließ König Ludwig die Wallfahrtskirche von Mariazell durch einen ansehnlichen Zubau vergrößern und beschenkte sie mit einem Bilde der Jungfrau Maria und anderen Kostbarkeiten. Aber nicht lange währte der Stillstand der Türken.

Im Jahre 1389 stieß das türkische Heer auf dem sogenannten Amselfelde, einer Hochebene am nördlichen Abhange des Schar-Dagh, auf das Heer der Serben und besiegte dieses vollständig. Die osmanischen Sultane verdankten ihre großen Erfolge größtentheils dem Fußvolke der Janitscharen. Sie entrissen der christlichen Bevölkerung die kräftigsten und fähigsten Knaben und ließen

sie in der türkischen Sprache und der Lehre Mohammeds unterrichten. Wenn sie ausgebildet waren, erhielten sie Stellen im Hofdienste, in der Staatsverwaltung, oder sie wurden zu Soldaten ausgebildet, die als Janitscharen den Kern der türkischen Armeen ausmachten. Diese Janitscharen waren lange Zeit die festeste Stütze des Thrones der Sultane. Als der Sultan Bajesid auch Ungarn bedrohte, rückte König Siegmund, der Schwiegersohn und Nachfolger Ludwigs des Großen, im Jahre 1396 mit einem starken Heere, in dem sich auch viele französische und deutsche Ritter befanden, gegen die Festung Nikopolis am rechten Ufer der unteren Donau. Bajesid eilte mit einem überlegenen Heere herbei, und es entwickelte sich ein heftiger Kampf. Das christliche Heer unterlag; am längsten hielt sich die Mitte des christlichen Heeres, wo auch die steirischen Krieger unter Anführung des Grafen Hermann II. von Cilli standen. Siegmund rettete sich mit Hilfe des Grafen von Cilli auf ein Schiff, gelangte nach Constantinopel und kehrte über Dalmatien nach Ungarn zurück.

Der Sultan wandte sich hierauf nach Ungarn, eine Streifschar zog die Drau aufwärts und fiel in Steiermark ein. Pettau wurde erstürmt und angezündet und die Umgebung schrecklich verheert. Es heißt, dass die Feinde 16.000 Bewohner mit sich in die Gefangenschaft geführt hätten.

Die Türkeneinfälle, die von jetzt an immer häufiger wurden, brachten viel Unglück über das Land.[1] Es lässt sich nicht abschätzen, wieviel Bewohner der Grausamkeit der Osmanen zum Opfer fielen, wie viele aus dem Lande geführt und zu Sclaven gemacht, wie viele Kinder ihren Eltern entrissen und ihrer Religion und ihrer Muttersprache entfremdet wurden. Manches Dorf wurde in Asche gelegt, selbst einzeln stehende Behausungen im Gebirge wurden heimgesucht, das Vieh geschlachtet oder weggetrieben, Getreide und Wein verzehrt oder vernichtet. Die alte Einrichtung

[1] Ilwof, Die Einfälle der Osmanen in Steiermark. Mitth. 9, 10, 11, 15, 32. — Josef von Zahn, Kreidfeuer. Styriaca, I.

der Kreidfeuer kam jetzt wieder häufiger zur Geltung. Auf gut gelegenen Bergeshöhen wurde Holz und Stroh zu einem Haufen geschlichtet und dieser angezündet, wenn man von der Annäherung der Feinde hörte. Die Bewohner der Umgebung konnten sich und ihre Habe in Sicherheit bringen oder zu den Waffen greifen. Das Wort stammt von krien, das in der alten Sprache schreien, lärmen bedeutet; Kreidfeuer war demnach ein Feuer, das die Leute auf eine Gefahr aufmerksam machen sollte. Besser ausgestattete Kreidfeuerposten hatten später auch Mörser oder Haubitzen zur Seite, so dass die Wirkung des Feuers durch den Knall dieser Geschosse ergänzt wurde. An diese optischen und akustischen Zeichen schloss sich dann das Sturmläuten von den Kirchthürmen.

An manchen Orten wurden die höher gelegenen Kirchen mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben. In diese Kirchencastelle zog sich die Besatzung zurück, wenn der Ort, über welchem die Kirche stand, vom Feinde genommen war. Mitunter fand darin die ganze Bevölkerung mit ihren Habseligkeiten Schutz. Überreste solcher Vertheidigungskirchen finden sich in Feldbach, Fehring, Weiz, Sachsenfeld. Die St. Oswaldkirche von Eisenerz lässt sich noch deutlich als Kirchencastell erkennen. Die Anlage der Vertheidigungswerke erfolgte unter Ferdinand I. im 16. Jahrhundert.

6. Ernst der Eiserne. Die Grafen von Cilli.

Im Jahre 1406 wurde Wilhelms Bruder Ernst, der wegen seiner kraftvollen Gestalt und seines hochstrebenden Sinnes mit dem Beinamen der „Eiserne" ausgezeichnet wurde, Herzog von Steiermark.[1] Er hatte sich im Alter von sechzehn Jahren mit Margareta, einer Tochter des Herzogs Bogislav von Pommern, vermählt und verlor seine Gemahlin 1410 durch den Tod. Im Spätherbst des folgenden Jahres begab sich der Herzog als Graf von Aflenz nach

[1] Kümmel, Zur Geschichte Ernsts d. E. Mitth. 25.

Krakau, wo er sich in den Faschingstagen 1412 mit Cimburgis, der Tocher des Herzogs von Masovien, verheiratete. Neben hoher Schönheit wurde dieser jungen Fürstin auch große Leibesstärke nachgerühmt. Sie konnte, so wird berichtet, mit der Hand einen beladenen Wagen fortziehen und Hufeisen zerbrechen.

Auch zur Zeit Ernsts mangelte es in Steiermark nicht an verschiedenen Kämpfen der Adeligen, und 1418 sollen die Türken zum zweitenmal in Steiermark eingefallen sein. Es heißt ferner, dass sie vom Herzog Ernst bei Radkersburg geschlagen worden seien. Der Herzog starb 1424 zu Bruck a. M. und wurde im Stifte Rein an der Seite seiner ersten Gemahlin beigesetzt. Da seine Söhne Friedrich V. und Albrecht VI. noch minderjährig waren, so übernahm ihr Oheim Friedrich von Tirol die Vormundschaft. Erst 1435 trat Friedrich V. selbständig die Regierung der innerösterreichischen Länder an.

Immer mächtiger strebte auch in diesen Zeiten das Cillier Grafengeschlecht empor.[1] Friedrich, der erste Graf von Cilli, hatte zwei Söhne. Ulrich, der ältere, war ein tapferer Degen, der viel in der Welt herumkam: an der Etsch, in der Mark Brandenburg, in Preußen und Lithauen, in Italien, Istrien, Dalmatien, Bosnien und Bulgarien hatte er sich umgesehen, und ein gleichzeitiger Dichter hat in einem Liede seine Fahrten verherrlicht. Friedrichs jüngerer Sohn Hermann I. vermählte sich mit Katharina, einer bosnischen Fürstentochter. Hermanns I. Sohn Hermann II. und Ulrichs Sohn Wilhelm zogen im Jahre 1377 an der Seite des Altgrafen Hermann I. mit dem österreichischen Herzog Albrecht III. in das Land der heidnischen Preußen an der Ostsee und kamen glücklich wieder heim. Wilhelm vermählte sich mit Anna, einer Prinzessin aus dem polnischen Königshause der Piasten, Hermann II. mit der Tochter des reichen Grafen Schaumberg.

Indem sich Graf Hermann II. enge an den König Siegmund von Ungarn, der im Jahre 1410 auch deutscher Kaiser

[1] F. Krones, Graf Hermann II. von Cilli. Mitth. 31.

wurde, anschloss, erlangte er große Vortheile. Siegmund ernannte Hermann II., seinen getreuen Begleiter auf seiner Flucht von Nikopolis, zum Grafen von Zagorien, worunter man das Gebiet östlich von Südsteiermark verstand, erhob ihn zum Ban (Statthalter) von Slavonien und verpfändete ihm die Murinsel, d. h. das Gebiet zwischen Drau und Mur mit der Stadt Tschakathurn. Zudem vermählte sich König Siegmund, dessen erste Gemahlin gestorben war, mit Hermanns Tochter Barbara. Einige Jahre vorher war Wilhelms von Cilli Tochter Anna die Gemahlin des Königs Wladislav I. von Polen geworden. Hermann II. erwarb auch noch eine große Anzahl Güter in Kärnten, Krain, Ober- und Niederösterreich. So mächtig und glanzvoll stand das Grafenhaus von Cilli unter Hermann II. da, der als der eigentliche Begründer der Größe seines Hauses zu betrachten ist. Er schien der glücklichste Mann seiner Zeit zu sein.

Seinen Sohn Friedrich II. hatte er mit Elisabeth aus dem angesehenen croatisch-dalmatinischen Hause Veglia-Modrusch vermählt, und dieser hatte einen Sohn Ulrich. Fast fünfzig Jahre alt, fasste Graf Friedrich eine Neigung zu dem schönen croatischen Edelfräulein seiner Gemahlin, Veronika von Teschenitz, und die Gatten entfremdeten sich. Zwar führten die beiderseitigen Verwandten nach einiger Zeit eine Versöhnung herbei, aber sie war nur scheinbar; am Tage nach der Aussöhnung fand man die Gräfin von Cilli todt in ihrem Bette. Im Volke verbreitete sich das Gerücht, Graf Friedrich habe seine Gemalin ermordet, und dies fand immer festeren Glauben, seit man wusste, dass Graf Friedrich sich heimlich mit Veronika verheiratet habe. Der Altgraf Hermann II. konnte seinem Sohne die Heirat mit einer Frau aus einer armen croatischen Familie nicht verzeihen; der Sohn musste seine Frau vor den Augen des Vaters verbergen und begab sich an den Hof seines Schwagers Siegmund nach Ungarn. Dieser aber ließ ihn gefangen nehmen und lieferte ihn dem Altgrafen aus, der ihn in der Feste Ober-Cilli einkerkern ließ. Dann brachte

der Altgraf die Gräfin Veronika in seine Gewalt und klagte sie vor dem Stadtgerichte von Cilli als Hexe an; denn sie habe mit Zauberlist seinen Sohn bethört. Doch die Richter konnten keine Schuld an ihr finden; da ließ der Altgraf die Unglückliche auf die Burg Osterwitz im Sannthale bringen, wo sie auf seinen Befehl im Bade erstickt wurde. Dies geschah um 1427. Mit seinem Sohne versöhnte sich der Altgraf bald darauf, und im Jahre 1435 starb er. Nun waren Friedrich II. und sein Sohn Ulrich die einzigen Vertreter des Hauses Cilli.

VII. Friedrich V. (Kaiser Friedrich III.)

1. Friedrich und die Grafen von Cilli.

Wer das Leben des Kaisers Friedrich III. schreiben oder lesen will, sagt der Chronist Unrest, der „mues unverdrossen sein, wann zu seinen Zeiten groß Sach geschehen sindt“. Als Herzog Friedrich V. unternahm er im August 1436 in Begleitung von 80 Edelleuten eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Am heil. Grabe ließ er sich von einem seiner Begleiter zum Ritter des heil. Grabes schlagen, worauf er die Rückfahrt antrat. Während seiner Abwesenheit hatte König Siegmund zu Prag mit Urkunde vom 30. November die beiden Cillier Grafen Friedrich II. und Ulrich zu deutschen Reichsfürsten erhoben. Damit wurden sie, die bisher Unterthanen der Habsburger gewesen waren, reichsunmittelbare, nur vom Kaiser abhängige Herren und waren daher den Habsburgern nicht mehr unterthan, sondern ihnen gleichgestellt. Sie konnten in ihrem Gebiete landesherrliche Gewalt üben, waren oberste Gerichtsherren, konnten eigene Münzen schlagen und Bergwerke anlegen. Sie nannten sich daher „von Gottes Gnaden“.

Gegen diese Verletzung seiner landesherrlichen Gewalt erhob Friedrich zwar Einsprache, aber sie blieb ohne Erfolg. Die Feindseligkeiten zwischen den Cilliern und dem Herzog Friedrich begannen erst im Jahre 1439. Die Truppen der Cillier, welche von dem

Feldhauptmann Jan Witowetz, einem böhmischen Edelmanne, befehligt wurden, eroberten und zerstörten mehrere Burgen der Anhänger des Herzogs. Erst im Jahre 1443 kam ein Friede zustande, in dem Herzog Friedrich, der im Jahre 1440 zum deutschen König gewählt worden war, die Reichsfürstenwürde der Cillier anerkannte, wogegen diese mit Österreich einen Erbvertrag abschlossen: wenn ihr Mannsstamm ausstürbe, sollten ihre Besitzungen an die Habsburger fallen; wenn das Haus Habsburg ausstürbe, sollten die Cillier einen Theil ihrer Gebiete in Krain nnd Istrien erben.

2. Friedrich als Vormund des Ladislaus Posthumus.

Kaiser Siegmund hatte von seiner Gemahlin Barbara von Cilli nur eine Tochter Elisabeth, welche mit dem Herzog Albrecht V. aus der albertinischen Linie der Habsburger vermählt worden war. Nach dem Tode Siegmunds im Jahre 1437 wurde Albrecht V. als König von Ungarn und Böhmen anerkannt, und die deutschen Fürsten wählten ihn auch zum deutschen Könige. Er starb jedoch schon 1439; erst nach seinem Tode brachte seine Witwe einen Sohn zur Welt, welcher den Namen Ladislaus erhielt und gewöhnlich Ladislaus Posthumus, d. h. der Nachgeborene, genannt wird. Dieses Kind war rechtmäßigerweise König von Ungarn und Böhmen und Herzog von Nieder- und Oberösterreich. Zum deutschen König aber wurde 1440 Herzog Friedrich V. gewählt.

Die Rechte des Kindes, dessen Vormund der eben genannte deutsche König und nachmalige Kaiser Friedrich (III.) war, wurden aber zunächst weder in Böhmen noch in Ungarn anerkannt, so sehr sich auch seine Mutter Elisabeth, deren Rathgeber ihr Verwandter Ulrich von Cilli war, darum bemühte. In Ungarn war von großem Einflusse Johann Hunyady, der sich in den Kämpfen mit den Türken Ruhm erworben hatte, aber ein Feind der Cillier war. Er fiel im Jahre 1446 über Ankenstein in Südsteiermark

ein, plünderte die Gegend um Pettau und marschierte nach Windisch-Feistritz, das er, jedoch vergebens, belagerte; denn Witowetz vertheidigte die Stadt mit großer Tapferkeit. Eine Abtheilung seiner Krieger schickte Hunyady gegen Cilli; da jedoch in dieser Gegend die Grafen Friedrich und Ulrich mit ihren Streitkräften standen, richtete sie nichts aus und zog sich wieder zurück, worauf Hunyady das Land verließ, dem er so viel Schaden zugefügt hatte.

Damals waren die Rechte des jungen Ladislaus Posthumus in Böhmen und Ungarn bereits anerkannt; bis zu seiner Volljährigkeit sollten in beiden Ländern Statthalter die Regierung führen, in Ungarn Johann Hunyady und in Böhmen Georg von Podiebrad, der jedoch erst 1452 zu dieser Würde erhoben wurde. In Niederösterreich gewann der Edelmann Ulrich Eizinger den größten Einfluss. — Die Ungarn, die Böhmen und die Österreicher verlangten vom König Friedrich die Herausgabe seines Mündels Ladislaus, ihres rechtmäßigen Herrn. Der König aber behielt seinen Mündel bei sich, ja er nahm ihn mit sich, als er zu Ende 1451 nach Italien zog, wo er sich mit der Prinzessin Eleonore von Portugal vermählte und in Rom die Kaiserkrone empfieng. Immer größer wurde die Unzufriedenheit der österreichischen Adeligen mit dem Kaiser, den sie nicht mehr als Vormund ihres jungen Herrn ansahen und dem sie also keinen Gehorsam schuldig zu sein vorgaben. Auch Graf Ulrich von Cilli, der nächste Verwandte des jungen Ladislaus, stand mit diesen Gegnern des Kaisers im Bunde; ebenso Hunyady und einige Adelige aus Böhmen. Alle waren entschlossen, dem Kaiser den König Ladislaus mit Waffengewalt zu entreißen.

Als der Kaiser aus Italien zurückgekehrt war, begab er sich Ende Juni 1452 in das feste Wiener-Neustadt. Jetzt rückte unvermuthet ein Heer heran, das die Österreicher zusammengebracht hatten. Es griff die Kaiserlichen, welche die Zugänge zur Stadt vertheidigten, ungestüm an, drängte sie zurück und wäre mit ihnen durch das Wienerthor in die Stadt eingedrungen, wenn

nicht Andreas Baumkircher, ein steirischer Ritter von riesigem Körperbau und ungewöhnlicher Stärke, mit einigen anderen sich den Feinden entgegengestellt und sie so lange aufgehalten hätte, bis das Stadtthor geschlossen war. Nach einigem Zögern gab der Kaiser nach; er lieferte Ladislaus dem Ulrich von Cilli aus. Mit großem Jubel übernahmen die Österreicher ihren Herrn; sie brachten ihn zunächst in ein Bad, um ihm „alles Steirische abzuwaschen“, und führten ihn dann nach Wien.

3. Der Ausgang der Grafen von Cilli.

Die Regierung Österreichs lag nun ganz in den Händen Ulrichs von Cilli, dem sich Ladislaus vollständig unterordnete. Aber der Ehrgeiz des willensstarken Mannes strebte noch höher. Als Johann Hunyady im Jahre 1456 gestorben war, begab sich Ladislaus nach Ungarn, dessen Grenze von den Türken bedroht war. Dort ernannte er den Grafen von Cilli zum Hauptmann seines Heeres. Mit Unwillen nahm dies der ältere Sohn des Johann Hunyady, Ladislaus, auf, denn er fürchtete, von dem verhassten Cillier ganz verdrängt zu werden. Er begab sich nach dem bedrohten Belgrad, wohin ihm der König mit dem Grafen Ulrich folgte. Während die Mannschaft in der Stadt zurückblieb, ritt der König mit seinem kleinen Gefolge in die Burg, deren Thore geschlossen wurden. In der Nacht kam ein Ungar zu dem Grafen von Cilli und warnte ihn vor Hunyady, der einen Anschlag auf ihn vorhabe; er versprach, den Grafen heil aus der Burg zu führen, der König aber müsse darin verbleiben. Da rief Ulrich: „Mir geschehe, wie Gott will, von meinem Könige lasse ich nicht!“ Am frühen Morgen ließ Ladislaus Hunyady den Grafen um eine Unterredung bitten; als Ulrich in das Gemach trat, fuhr ihn Ladislaus an: „Was führt Euch nach Ungarn? Wollt Ihr hier noch mehr Gut und Ehren haben?“ Der Graf entgegnete: „Ich kam als Begleiter meines Königs zum Schutze des christlichen

Glaubens; Eurer Güter bedarf ich nicht." Schon drang Hunyady auf Ulrich ein, doch dieser verwundete ihn am Haupte. Da drangen Bewaffnete des Hunyady in das Gemach erschlugen, den Grafen und trennten dann das Haupt vom Rumpfe.

Ulrich von Cilli war der letzte Sprosse eines Geschlechtes, das durch Thatkraft und rücksichtslose Ausbeutung günstiger Umstände in kurzer Zeit emporgestiegen war. Über siebzig Herrschaften gebot der letzte Cillier, der im fremden Lande den Todesstreich empfieng. Dazu gehörten in Steiermark außer Cilli auch Osterwitz, Sanneck mit dem Markte Fraßlau, Prassberg, Schönstein, Schallegg, Neuhaus, Lemberg, Gonobitz, Saldenhofen, Eibiswald, Pfannberg, Mureck, Rohitsch, Pöltschach, Radkersburg u. a. Außerdem war ein reicher Schatz vorhanden, der aus „Gold, Silber, köstlichem Kleinodt, Harnisch, das niemand mit der Zahl sagen mag", bestand. Unerhört, heißt es, war das Wehklagen des Volkes, als der Leichnam des letzten Cillier Grafen in die Gruft der Minoritenkirche zu Cilli gesenkt wurde und der Herold den Wappenschild des Hauses zerbrach mit dem dreimaligen Rufe: „Heut Graf Cilli und nimmermehr!"

König Ladislaus rächte die Ermordung seines Oheims, indem er nach einiger Zeit den Ladislaus Hunyady hinrichten ließ. Dessen Bruder Matthias (Corvinus) nahm er mit sich nach Wien.

So wie Graf Ulrich im Leben viel Zwist erregt hatte, so setzte auch sein Tod die Alpenländer in Aufregung und Unruhe. Das Erbe der Cillier beanspruchte der Kaiser auf Grund des Vertrages vom Jahre 1443, doch auch andere Erben traten auf: so Ladislaus Posthumus, Graf Johann von Görz, Graf Hans von Montfort-Pfannberg, dessen Mutter eine Base des Grafen Ulrich von Cilli war; da sie nach dem Tode ihres Gemahls den Herzog Wladislaw von Teschen-Glogau geheiratet hatte, so beanspruchte auch dieser das Erbe. Andere Erben waren der Herzog Wilhelm von Sachsen-Magdeburg, die Grafen von Veglia-Modrusch, der Graf von Schaumberg in Oberösterreich und Michael von Maid-

burg, Graf von Retz. Und Ulrichs Witwe Katharina, Tochter des serbischen Fürsten Georg Brankowitsch, beanspruchte den Gesammtbesitz.[1] Mit Recht kann also die Cillier Chronik sagen: „Der ware vil, die solch verlassen Graffschafft und Geschloss erforderten und Gerechtigkeit vermeinten darzu zu haben.“

Der Kaiser gewann nach und nach durch bedeutende Versprechungen die Burggrafen und Pfleger der Cillier Herrschaften und zog mit 200 Reisigen über Marburg nach Windisch-Feistritz und von da nach Cilli. Hier gewann er den Cillier Feldhauptmann Johann Witowetz, der bisher zur gräflichen Witwe und zu König Ladislaus gehalten hatte; der Kaiser überließ ihm Schloss Sternberg in Kärnten und machte ihn zu seinem Hauptmann mit einem Solde von 500 Pfund jährlich. Hierauf besetzte der Kaiser die Burg Ober-Cilli. Allein Witowetz erwies sich untreu; er zog plötzlich von Cilli ab, wandte sich wieder dem König Ladislaus zu und erschien in einer Nacht mit 800 Reitern vor der Stadt Cilli, um den Kaiser gefangen zu nehmen. Nach kurzem Kampfe ergab sich die Besatzung; Witowetz nahm die Räthe des Kaisers gefangen, belagerte diesen in der Burg Ober-Cilli, zog aber nach acht Tagen mit Gefangenen und reich beladenen Tragthieren ab. Die Kämpfe dauerten noch längere Zeit fort. Es „beschahen von beiden Theilen in der Graffschaft umb Cilli und in dem Sannthale allenthalben und jedem Mann groß Beschedigung und Schaden an Gut und an Leuten“.

Mittlerweile trat ein folgenreiches Ereignis ein. Der junge König Ladislaus hatte sich von Wien nach Prag begeben, wo er sich mit einer französischen Prinzessin zu vermählen gedachte. Dort trat unerwartet der Tod an ihn heran; er starb im November 1437. Mit ihm erlosch die albertinische Linie des Hauses Habsburg, und die von ihm beherrschten Länder strebten wieder auseinander: Niederösterreich fiel an Kaiser Friedrich, Oberösterreich an seinen

---

[1] A. Gubo, Der Cillier Erbstreit. Graz 1893.

Bruder Albrecht VI. In Ungarn wurde Matthias Corvinus, in Böhmen Georg von Podiebrad auf den Thron erhoben.

Jetzt verglich sich Kaiser Friedrich mit der verwitweten Gräfin von Cilli, und auch Johann Witowetz trat wieder in seine Dienste. Als sein Feldhauptmann zog er gegen den Grafen Hans von Görz zu Felde und zwang ihn, seine Ansprüche auf das Cillier Erbe aufzugeben. So gelangte der Kaiser in den Besitz der meisten Cillier Güter. Die Bürger der Stadt Cilli, die in diesen Kämpfen viel gelitten hatten, erhielten neue Freiheiten, und die Stadtmauer, die Graf Friedrich II. 1450 begonnen hatte, wurde 1473 vollendet.

4. Andreas Baumkircher.[1]

Die trostlose Lage Niederösterreichs, das von Raubrittern, unbezahlten Söldnern, geplündert wurde, erregte große Unzufriedenheit mit dem Kaiser. Als er im August 1462 nach Wien gekommen war, belagerten ihn die Bewohner in seiner Burg, und selbst sein Bruder Albrecht eilte herbei, die Wiener zu unterstützen. Der Kaiser dachte an keine Ergebung. Eher „müsste das Geslos sein Freithof sein“ sagte er. Tapfer vertheidigte sich die kleine Besatzung, bei der sich auch einige Steirer befanden, so Jörg von Kainach, Erhard und Heinrich von Herberstein, Friedrich und Wilhelm von Saurau, aber die Lebensmittel nahmen rasch ab. Selbst die Hunde und Katzen waren aufgezehrt worden, da endlich kam Hilfe. Die Räthe des Kaisers, die sich in Wiener-Neustadt befanden, beschlossen, den König Georg von Böhmen um Hilfe zu bitten, und der Ritter Andreas Baumkircher, der dem König diese Bitte vorbringen sollte, ritt mit solcher Eile, dass er nach kaum drei Tagen in Prag ankam. Von vierzig Reitern, die er mitgenommen, hatten nur drei an seiner Seite zu bleiben vermocht. König Georg schickte sofort einige hundert Reiter nach Wien und

[1] F. v. Krones, Zeugenverhör über Baumkirchers Thatenleben. Gymnasialzeitschrift 22.

folgte mit einem Heere nach; da auch die Steirer, Kärntner und Krainer zur Befreiung des Kaisers heranrückten, so hoben die Wiener die Belagerung auf und unterwarfen sich. Der Kaiser schloss mit seinem Bruder Frieden, indem er ihm auch Niederösterreich auf acht Jahre überließ. Doch starb Herzog Albrecht VI. schon im Jahre 1463. Den Grazer Bürgern schickte der Kaiser von Wiener-Neustadt aus ein Schreiben, in dem er ihnen für die Hilfe, die sie ihm geleistet, seinen Dank aussprach.

Nicht in Niederösterreich allein, sondern auch in Steiermark wuchs die Unzufriedenheit mit Friedrichs Regierung. Auch hier bildete sich allmählich ein Bund von Adeligen gegen den Kaiser, an dem auch Andreas Baumkircher theilnahm. Das Stammhaus des steirischen Rittergeschlechtes der Baumkircher, die auch in Krain begütert waren, befand sich in dem Orte Baumkirch bei Weißkirchen in Obersteier. Andreas wurde zu Wippach in Krain geboren und lernte den Waffendienst am Hofe des Kaisers. Für die großen Dienste, die er dem Kaiser zu Wien und Neustadt, ferner in verschiedenen Kriegen leistete, wurde er mannigfach belohnt; der Kaiser machte ihn zum Obergespan von Pressburg, das sich damals im Besitze der Habsburger befand, verpfändete ihm cillische Güter in Ungarn und die Stadt Korneuburg, wo er sich eine Burg erbaute. Ebenso ließ er sich in der Herrschaft Schlaning im Eisenburger Comitat Ungarns ein festes Schloss errichten. Diese Pfandschaften erhielt Baumkircher größtentheils als Söldnerführer für den Sold, den er aus seinem Vermögen den Söldnern ausgezahlt hatte; denn bares Geld hatte der Kaiser selten. Es scheint, dass Baumkircher nicht ganz befriedigt worden war, weshalb Unmuth gegen den Kaiser seine Seele erfüllte. Überdies verstand es König Matthias von Ungarn, der dem Kaiser stets feindlich gesinnt war, den tapferen Haudegen durch Gunstbezeugungen für sich zu gewinnen. Wie unbezahlt gebliebene Söldnerführer zu ihrem Gelde kamen, sah Baumkircher in Österreich; sie überfielen die offenen Orte und nahmen den wehrlosen Bewohnern ihre Habe

weg. Es war überhaupt eine merkwürdige Zeit. Kam es doch vor, dass Adelige ihrem Kaiser öffentlich den Gehorsam aufsagten und ihm Krieg ankündigten.

Ein Bund steirischer Edelleute, unter denen sich außer Baumkircher sein Schwiegersohn Hans von Stubenberg, Ulrich Peßnitzer, die Brüder Narringer, Ludwig Hauser und viele andere befanden, sandte im Februar 1469 einen Fehdebrief an die Regierung des Kaisers in Wiener-Neustadt; denn der Kaiser befand sich damals auf einer Wallfahrt in Italien. Zugleich überfielen sie mit böhmischen Söldnerscharen die landesfürstlichen Städte Hartberg, Fürstenfeld, Marburg, Wind.-Feistritz, Feldbach und das Schloss Wildon. Im Mürzthale hausten die böhmischen Söldner der Verbündeten in fürchterlicher Weise; Mürzzuschlag, das damals ein fester Ort war, machten sie zu ihrem Hauptquartier. Das Aufgebot des oberen Murthales drang im April in das Mürzthal ein, erstürmte Mürzzuschlag und erschlug oder vertrieb die Räuber. Der Kaiser, der eben aus Italien zurückkehrte, rief die Kärntner zum Kampfe auf und zog aus Baiern den Söldnerführer Johann Holub, einen Böhmen, herbei, aber Baumkircher warf neue böhmische Söldnerscharen von Ungarn her ins Land. Holub versuchte Wildon zu erobern, was ihm jedoch nicht gelang; als er hierauf mit seiner Wagenburg vor Fürstenfeld rückte, wurde er im Juli 1469 von Baumkircher vollständig geschlagen und zog sich nach Graz zurück. Baumkircher folgte ihm und plünderte die Ortschaften von Graz bis Marburg. „Es geschah solcher Schaden im Lande zu Steier, dass unmöglich ist zu beschreiben“, berichtet der gleichzeitige Geschichtschreiber Unrest.

Auch im folgenden Frühjahre setzte Baumkircher seine Raubfahrten fort; er überfiel das kaiserliche Jagdschloss Tobel und verwüstete die Gegend bis Schwanberg. Unterdessen wurde auf dem Landtage zu Völkermarkt in Kärnten, wohin der Kaiser die Stände der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain berufen hatte und wo er selbst, sowie auch Baumkircher erschienen, über

Baumkirchers Angelegenheit verhandelt und eine Einigung erzielt. Der Kaiser versprach, den Aufständischen ihre abgenommenen Güter und Gülten zurückzugeben, aber die eroberten Schlösser sollten niedergerissen werden; nur Ober-Kapfenberg sollte der Stubenberger zurückerhalten. Dem Kaiser sollten alle ihm abgenommenen Städte, Schlösser, Güter zurückgestellt werden. Zur Abfertigung der Söldner musſten die drei Länder hohe Steuern bewilligen. Die Steirer nahmen damals 14.000 Gulden von dem Herrn Siegmund von Weispriach und den reichen Grazer Bürgern Eggenberg und Einpacher auf. Trotzdem musſte das Land noch ein halbes Jahr den Übermuth der Söldner ertragen.

Zur vollständigen Ausgleichung kam Baumkircher mit einigen Genossen im April 1471 zum Kaiser nach Graz. Diesem war „glaublich schrifftlich und muntlich Warnung geschriben und zuembotten worden", dasſ Baumkircher und seine Genossen den Plan hätten, ihn zu überfallen und zu ermorden. Baumkircher bat den Kaiser, er möge die Schlösser des Hans von Stubenberg nicht niederreißen lassen, sondern sie diesem zurückstellen; der Kaiser aber wollte darauf nicht eingehen, ließ jedoch den Verwandten Baumkirchers, Andreas Greißenecker auf Voitsberg, der nebst anderen mit der Einsammlung der neuen Steuer beauftragt worden war, herbeikommen, „um alsdann die Sachen endlichen zu beslieſſen". Greißenecker ritt am 24. April nachmittags drei Uhr in Graz ein und stieg in Baumkirchers Herberge ab. Sofort schickte der Kaiser seinen Marschall in die Herberge und ließ Baumkircher, Stubenberg, Greißenecker und einige andere in die Burg führen, von wo man den Stubenberger auf das Schlosſ brachte, während die beiden anderen in einem Gemache der Burg festgehalten wurden. Hierauf wurden die Stadtthore geschlossen und der Stadtrichter vor den Kaiser berufen, der ihm einen Auftrag gab. Nunmehr begab sich der Richter mit einem Schergen in das Gemach, in dem Baumkircher und Greißenecker verwahrt wurden, ließ sie fesseln und durch den Burggarten, die Sporgasse und den Hauptplatz gegen

das Thor an der Murbrücke führen. Auf dem Wege bat Baumkircher den Richter, ihn im Gefängnisse keinen Mangel an Speise und Trank leiden zu lassen, dieser aber verwies ihm solche unziemliche Worte und theilte ihm mit, dass er den Auftrag habe, ihn zu richten. Jetzt erst erkannte Baumkircher den Ernst seiner Lage; er kniete vor einem Crucifix nieder, das an dem Thore gemalt war, und bat Gott um Vergebung seiner Sünden. Zugleich erbot er sich, dem Kaiser für sein Leben 80.000 Gulden zu zahlen und ihm alle seine Schlösser zu überlassen. Es war vergebens. Man führte die beiden Gefangenen durch das innere Thor; zwischen diesem und dem Brückenthor legten sie die Beichte ab, dann, eben „als sich der Tag gleich scheiden wollt", wurden sie enthauptet, zuerst Baumkircher, dann Greißenecker. Im nahen Minoriten-, dem jetzigen Franciscanerkloster, wurden sie noch in derselben Nacht begraben.

Bei Baumkircher und Greißenecker ist der gewöhnliche Gerichtsgang nicht eingehalten worden, und daher mag ihre Hinrichtung als ein Act der Willkür erscheinen. Aber der Kaiser muss wohl von der Schuld beider Männer vollkommen überzeugt gewesen sein. Baumkircher war nicht besser und nicht schlechter, als hundert andere Männer der damaligen Zeit, die keinen Eid und kein Versprechen hielten, und heute diesem und morgen jenem Herrn anhiengen. Über Baumkircher allein hat das Schicksal ein schimpfliches Ende verhängt, aber er starb nicht schuldlos; denn wer sein Vaterland raublustigen Scharen preisgibt, mit dem Schwerte in der Hand in das Haus des arbeitsamen Bürgers fällt, schonungslos die Früchte des wehrlosen Bauern zertritt und dabei das Leben derer nicht schont, die nichts verschuldet haben, als dass sie Unterthanen seines Kaisers sind, ist des Todes schuldig; was aber Greißenecker verbrochen hat, das weiß man nicht.

5. Türken und Ungarn in Steiermark.

Neunmal ist Steiermark zur Zeit Friedrichs auch von den Türken heimgesucht worden. Vorzugsweise die Türkengefahr war

es, welche im Jahre 1446 zu einer Wehrordnung für die drei inneröſterreichiſchen Lande führte. Jedes Land ſollte den zehnten Mann der Grundholden wohlbewaffnet ſtellen; alle Biſchöfe, Prälaten und Äbte muſsten außer dem zehnten Mann auch Rüſtpferde aufbringen. Von den aufgebotenen Bauern muſsten je zwanzig einen feſten Deichſelwagen mit vier Pferden, ſowie Hacken, Krampen und eine lange eiſerne Kette haben. Graz ſtellte 32 Reiter, 12 Fußgänger und 4 Wägen, Judenburg 34 Reiter, 16 Fußſoldaten und 2 Wägen, Pettau 24 Reiter, 12 Fußgänger und 2 Wägen. In den Jahren 1469 und 1471 plünderten Türkenſcharen die Cillier Gegend. Auch im Jahre 1473 kamen die Türken, die Kärnten verwüſtet hatten, aus dieſem Lande nach Steiermark; ſie plünderten nun Windiſchgraz, von wo eine Abtheilung gegen Gonobitz, eine andere gegen die Stadt Cilli marſchierte, an der ſie mit 8000 Gefangenen vorbeizogen. Im Auguſt 1475 wurde das Draufeld von Pettau und Neuſtift bis Lembach verheert; die Osmanen zogen ſich dann in die Gegend von Rann, wo ſie einen chriſtlichen Heerhaufen, der aus Steirern, Kärntnern und Krainern beſtand und von Siegmund von Polheim, Hauptmann von Radkersburg, befehligt wurde, auseinanderſprengten. Auch in den Jahren 1476, 1478 und 1479 wurde Unterſteier von dem ſchrecklichen Feinde heimgeſucht. Schutzlos waren die Bauern dem Feinde preisgegeben, denn von Seite der Landſtände geſchah nichts zu ihrem Schutze; und daher iſt es erklärlich, daſs ſich unter der Landbevölkerung die Meinung verbreiten konnte, die Herren ſtünden mit den Osmanen in geheimer Verbindung.

In dieſer Zeit der Noth geſchah es, daſs die Bürger von Graz im Jahre 1478 eines Tages an verſchiedenen Häuſern eine Klageſchrift angeſchlagen fanden, in welcher dem Kaiſer vorgehalten wurde, daſs er ſeine bedrängten Unterthanen nicht gegen die Türken beſchütze, Zwangſteuern erhebe und damit alle Unterthanen quäle. Er wird ermahnt, die gute Münze nicht zu verſchlechtern, Maut und Zoll nicht zu erhöhen, die Aufſchläge auf Wein, Salz und

Eisen nicht zu erneuern, die Pflege der Gerechtigkeit nicht zu versäumen. Nicht gegen seine Unterthanen, sondern gegen den Feind solle er sich wenden. „Stehe auf von dem Schlaf, darin du lang gelegen bist.“ Aber auch dieses Mahnschreiben, das ein Barfüßermönch verfasst hatte, änderte an den Zuständen nichts. Gleich das folgende Jahr (1479) führte einen zweiten Feind, die Ungarn, ins Land, die an Roheit und Grausamkeit den Osmanen nicht nachstanden.

Der Erzbischof Johann von Gran war mit vielen Schätzen aus Ungarn entflohen und zu Kaiser Friedrich gekommen, dem er große Geldsummen vorstreckte. Der Kaiser wollte ihm dafür das Erzbisthum Salzburg verschaffen und bewog den Erzbischof Bernhard, der nach Graz gekommen war, zur Abdankung. Aber diesen reute sein Entschluss, was den Kaiser veranlasste, die salzburgischen Güter in seinen Landen zu besetzen. Nun rief Erzbischof Bernhard, zu dem auch der Seckauer Bischof Christoph von Trautmannsdorff hielt, die Hilfe des Königs Matthias von Ungarn an und schloss mit ihm ein Bündnis. Zu Ende des Jahres 1479 besetzten die Ungarn Pettau, Lichtenwald, Landsberg und Leibnitz; im folgenden Jahre eroberten sie infolge einer Kriegslist in einer Nacht das Schloss von Radkersburg, worauf sich auch die Stadt ergab. Ein hartes Los traf Fürstenfeld. Diese Stadt gieng während der Belagerung in Flammen auf und die Bürger sollen nach der Eroberung nach Ofen geführt worden sein. Die Ungarn belagerten auch Marburg, das sich tapfer vertheidigte, worauf die Feinde abzogen. Auch in Obersteier erschienen damals schon ungarische Truppen.

In demselben Jahre (1480) drangen auch Türken von Kärnten her über Neumarkt und Teufenbach ins obere Murthal ein und lagerten auf dem Eichfeld bei Judenburg; von hier zog ein Theil über Hohentauern nach Rottenmann und dann über die Walderhöhe nach Leoben, Bruck und eine Strecke in das Mürzthal hinein; ein zweiter Haufe zog im Murthale nach Bruck und von hier gelangten

beide Abtheilungen vereinigt nach Graz. Sie belagerten die Stadt nicht; denn diese türkischen Heere bestanden nur aus leicht bewaffneten Truppen, die kein Belagerungsgeschütz mitführten. Die Herrensitze und Bauernhöfe vom Rosenberg und Graben bis nach Maria Trost und bis St. Peter fielen dem Feinde zum Opfer, und Kaiser Friedrich, der sich damals in Graz aufhielt, konnten von den Zinnen des Grazer Schlosses der Verwüstung zusehen.

So waren also in diesem Jahre fast alle Theile des Landes von Feinden heimgesucht; aber auch eine Pest wüthete im Lande und überdies erschienen einige Jahre hindurch in der Mitte des Monats August Heuschreckenschwärme, welche die Felder und Wiesen kahl fraßen. Ein Bild an der südlichen Außenseite des Grazer Domes stellt die Leiden, die „Gotsplagen", von denen damals das Land verwüstet wurde, als göttliches Strafgericht dar. Es trägt die Aufschrift: „1480 Umb unser Frauntag der Schiedung sind hie zu Gratz Gotsplag drey gewesn, Haberschrekh, Türken und Pestilenz und jede so groß, dass dem Menschen unerhörlich ist, Gott sei uns gnädi."

Die Kämpfe mit den Ungarn dauerten auch im folgenden Jahre fort; damals belagerten die Ungarn die Stadt Marburg, ließen sich aber von dem päpstlichen Legaten zum Abzuge bewegen. In derselben Zeit suchte der mächtige Niklas von Liechtenstein auf Murau seinen Besitz dadurch vor den Ungarn zu retten, dass er mit ihnen einen Vertrag schloss und ihnen seine Schlösser einräumte. So wurde er ein Bundesgenosse der Ungarn. König Matthias griff Österreich selbst an und eroberte 1485 Wien, wo er seinen Sitz aufschlug. Während er im Jahre 1487 Wiener-Neustadt belagerte, eroberten seine Truppen das ganze Mürzthal bis Kapfenberg. So dauerten die Kämpfe fort, bis Matthias im Jahre 1490 in Wien aus dem Leben schied.

6. Die letzten Tage Kaiser Friedrichs III. Die Eggenberger.

In der Zeit, da die österreichischen Länder bald von den Türken, bald von den Ungarn heimgesucht wurden, so dass es schien, als ob sie dem Hause Habsburg ganz verloren gehen würden, hatte dieses eine neue Erwerbung gemacht. Maximilian, der Sohn des Kaisers Friedrich, hatte sich im Jahre 1477 mit der Prinzessin Maria, dem einzigen Kinde des Herzogs Karl von Burgund, vermählt und damit blühende und reiche Länder erworben. Aber die Schicksale der österreichischen Länder zum Bessern zu wenden, war er nicht imstande. Auch der Kaiser, der sich lange Zeit in Graz aufgehalten hatte, verließ nach dem Falle Wiens seine Erblande und begab sich nach Deutschland, um die Hilfe der Fürsten anzurufen; als er zurückgekehrt war, hielt er sich meistens in Innsbruck und in Linz auf. Nach dem Tode des ungarischen Königs erschien der junge König Maximilian in Graz, wo er ein stattliches Söldnerheer zusammenbrachte, denn auch jene Söldner zogen ihm zu, die bisher in den Diensten des Königs Matthias gestanden waren.

Von Graz wandte er sich über den Semmering gegen Wiener-Neustadt. Die ungarischen Besatzungen zogen aus einzelnen Orten ab; der ungarische Feldhauptmann Jakob Szèkely, der in Inner-österreich befehligte, behielt zwar noch die von ihm besetzten Orte Radkersburg, Pettau, Windischgraz, Windisch-Feistritz u. a., doch versprach er, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Maximilian drang auch in Ungarn ein, schloss aber 1491 mit dem neuen ungarischen König Wladislaw den Frieden von Pressburg, in dem ausgemacht wurde, dass, falls Wladislaw ohne Söhne oder diese ohne männliche Nachkommen stürben, Ungarn an Maximilian und dessen Erben fallen sollte.

Als die Ungarn aus Steiermark abzogen, besetzten die Kaiserlichen alle Güter des Niklas von Liechtenstein, da er sich mit den Ungarn verbündet hatte. Er flüchtete sich und wollte vielleicht

nach Italien gelangen, wurde aber an der Etsch in Tirol gefangen und auf der Burg Tirol eingekerkert. Doch erlangte er nach etwa zwei Jahren die Gnade des Kaisers wieder und erhielt seine Güter zurück.

Kaiser Friedrich starb im August 1493 zu Linz und wurde in Wiener-Neustadt bestattet. Er hatte 69 Jahre über Steiermark regiert. In seinen Landen hatte er zwei neue Bisthümer gegründet, von denen das eine, Laibach, das er 1462 ins Leben rief, im Umfange des Benedictiner-Stiftes Oberburg gelegen war. Er erlitt viel Ungemach; aber niemals verließ ihn der Glaube, dass Österreich einer großen Zukunft entgegengehe. Diese Zuversicht drückt sich in den fünf Buchstaben A, E, I, O, U aus, die er an seinen Bauwerken anzubringen pflegte. Sie bedeuten den Satz: Alles Erdreich ist Österreich unterthan.[1] In Steiermark hielt sich der Kaiser gerne auf; ihm verdankt Graz neue Befestigungen und den Dom, im „gemalten" Hause in der Herrengasse soll er die Lehen vergeben haben.

Auf dem Schlosse zu Graz, berichtete der Reisende Leo von Rožmital im Jahre 1465, hält sich der Kaiser häufig auf, doch nimmt er dahin gewöhnlich nur wenig Dienerschaft mit und lässt die übrige in der Stadt. Eben auf dem Schlosse sind auch die Schätze des Kaisers verwahrt; man zeigte sie uns aber nicht, außer einem Mantel von rothem Damast, dessen Saum handbreit mit Goldhaften und Edelsteinen besetzt ist. Die Räthe des Kaisers sagten uns, wenn derselbe Geld nöthig hätte, brauchte er bloß den Mantel zu verpfänden und er bekäme leicht 500.000 Ducaten dafür.[2]

Zur Zeit des Kaisers Friedrich III. arbeitete sich die Familie der Eggenberger zu Reichthum und Ansehen empor. Schon

---

[1] Aller Ehren ist Österreich voll. Austria erit in orbe ultima. Austriæ est imperare orbi universo. Austria extendetur in orbem universum. Aquila electa juste omnia vincit.

[2] Jos. v. Zahn, Was man sich von Steiermark im Mittelalter erzählte. Styriaca II 33.

Ulrich Eggenberger, Bürger zu Radkersburg und Graz, befasste sich mit umfangreichen Handels- und Wechselgeschäften und hatte selbst in Agram und Ofen Filialen. Er gehörte zu jenen zwölf Münzern (oder Hausgenossen), denen Friedrich III. 1436 das Recht ertheilte, die Landesmünze in Graz zu schlagen und den Geldwechsel auszuüben. Von seinen Söhnen blieb Hans in Radkersburg; er wurde geadelt und gründete die freiherrliche oder Radkersburger Linie; Balthasar führte das väterliche Geschäft in Graz und wurde der Gründer der später in den Fürstenstand erhobenen Linie der Eggenberger. Er war Großhändler und handelte mit steirischen Naturproducten, die zur Ausfuhr kamen, und mit allerlei Industrie- und Kunstproducten, welche Steiermark aus Deutschland und Italien, besonders Venedig, bezog. Auch ungarische Producte führte er ein und aus. So lieferte er einmal dem Pfalzgrafen bei Rhein achtzehn Centner Hausen für die Fastenzeit. Auch der Geldwechsel brachte ihm großen Gewinn, noch größeren jedoch die Stelle eines landesfürstlichen Münzmeisters in Graz, die ihm Friedrich III. allein übertrug. Als Münzmeister hatte er das Recht und die Pflicht, die landläufige Münze zu prägen und dafür das nöthige Metall herbeizuschaffen; zudem hatte er die neue Münze in Verkehr zu bringen, woraus ebenfalls Gewinn zu ziehen war. Das Münzrecht verlieh der Kaiser noch einigen Herren, denen er Geld schuldig war, so dem Baumkircher. Da wurden die „Münzherren, Münzmeister und Münzer zu großen Herren" sagt der Chronist Unrest. In Graz wurden nur Kleinmünzen geschlagen, Pfenninge und Heller; im Jahre 1458 gab der Kaiser dem Eggenberger auch das Recht, Kreuzer zu schlagen, von denen einer vier Pfenningen gleichkam.

Unter Kaiser Friedrich wurden in Graz sowie in anderen Münzstätten sehr geringhaltige Münzen geschlagen, was dem Kaiser wie seinem Münzmeister großen Gewinn brachte. Die ausgegebenen schwarzen Münzen bestanden fast nur aus Kupfer und hießen spottweise „Schinderlinge". „Wer damals viele alte kupferne Kessel hatte,"

meinte der Chronist Unrest, „dem gieng es gut.“ Ein Gulden wurde einem Pfund Pfenningen gleichgestellt, aber man verlangte, weil die Scheidemünze schlecht war, für ein Guldenstück mehr als ein Pfund Pfenninge, sogar zwei bis acht Pfund. Da die Bauern die Waren den Gewerbsleuten um das zwei- bis achtfache theurer bezahlen mussten, schlugen auch sie mit ihren Erzeugnissen auf. So entstand im Jahre 1460 eine große Theuerung. Als der Kaiser an der Redlichkeit seines Münzmeisters zweifelte und ihn zur Strafe ziehen wollte, soll dieser mit seinem Vermögen nach Venedig entflohen sein, wo er Geschäftsfreunde hatte. Von da kehrte er erst zurück, als ihm der Kaiser Straffreiheit zugesichert hatte.

Der Kaiser konnte eben den reichen Mann, der ihm oft Geld vorstreckte, nicht entbehren und erhob ihn in den Ritterstand. König Matthias von Ungarn hatte ihm schon 1467 den ungarischen Adel und verschiedene Rechte verliehen.

Schon um 1450 erbaute Balthasar zwischen dem Murthore und dem Admonterhofe ein Spital, d. i. ein Pfründnerhaus, für arme Adelige und Bürger. Dabei befand sich auch eine Kapelle. Zum Bau und Unterhalte dieses „Eggenberger Stiftes“ hatte auch der Edle Siegmund Rogendorfer mehrere Güter gewidmet. Balthasar kaufte das Schloss und Gut Algersdorf bei Graz, wo später das jetzige Schloss Eggenberg entstand, dann mehrere Häuser, Gründe und Rechte. Am Abend seines Lebens erregte der reiche Mann aus irgendeinem Grunde neuerlich das Misstrauen des Kaisers, der ihn auf dem Schlossberge in das Gefängnis werfen ließ. Dort starb er in der ersten Hälfte des Jahres 1493. Das Volk wusste zu erzählen, dass er im heimlichen Gerichte durch die sogenannte eiserne Jungfrau umgekommen sei. Gewiss ist nur, dass er im Gefängnisse dem Kaiser 34.000 Goldgulden leihen musste.

Balthasar war zweimal verheiratet; zuerst mit Radegunde Seidenater, der Tochter eines Grazer Rathsbürgers, dann mit Barbara von Pain. Der Sohn erster Ehe, Christoph, ließ sich mit einer seiner Schwestern in Augsburg nieder und wurde dort Bürger

und Handelsherr. Balthasars Sohn zweiter Ehe, Wolfgang, blieb im Lande und wurde Gründer der Algersdorfer Linie der Eggenberger. Sein Sohn war Seifried von Eggenberg.

VIII. Innere und Culturzustände.

1. Verfassung und Verwaltung.

Die vielen Kriege, welche die Herzoge im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte zu führen hatten, nöthigten sie oft, den weltlichen und geistlichen Grundbesitz, der durch die von ihm abhängige Ritterschaft die Wehrkraft des Landes darstellte, um außergewöhnliche Beihilfen zu ersuchen. Die Wege, auf denen dies geschah, waren verschieden. Der Herzog holte entweder die Zustimmung einer Anzahl von Landherren ein, die als Vertrauenspersonen in den herzoglichen Rath aufgenommen waren oder er mochte anläſslich eines Gerichts- oder Hoftages die eben anwesenden Mitglieder des Adels und der höheren Geistlichkeit um ihre Zustimmung zu einer Steuer oder einer Kriegsfahrt ersuchen. Nachdem sich mit der Zeit neben dem Großgrundbesitz auch noch andere Classen der Bevölkerung als wehr- und steuerkräftig herausgebildet hatten, kam es von selbst, daſs auch diese um ihre Zustimmung angegangen werden muſsten. So ergab sich der Übergang von den Hof- und Gerichtstagen zu den eigentlichen Landtagen, an welchen die drei Stände der Prälaten, Herren und Ritter und der landesfürstlichen Städte und Märkte theilnahmen.

Der erste Landtag im weiteren Sinne scheint der gewesen zu sein, zu dem Herzog Ernst im J. 1412 „all Grafen, Herren, Ritter, Knecht, Städt und Märkt in Steyr“ einlud. Sie wurden versammelt, um „Rath und Hilf“ zu gewähren. Damit erscheint das mittelalterliche Ständewesen ausgebildet. Die Bauern hatten kein Recht, eigene Abgeordnete zu den Landtagen zu schicken, da sie durch die Grundherren vertreten waren. Die Landtage zu berufen, war ein Recht des Landesfürsten.

Kaiser Friedrich III. versammelte auch Generallandtage, zu denen Vertreter von Steiermark, Kärnten und Krain erschienen und wo Angelegenheiten verhandelt wurden, welche diese drei Länder betrafen.

Auf allen Landtagen handelte es sich um Geldbewilligungen und Kriegsrüstungen.

Der Vertreter des Herzogs im Lande war der Landeshauptmann, dessen Stellvertreter der Landesverweser. Die Verwaltung der fürstlichen Einkünfte war noch nicht centralisiert. Einzelne Domänen und Ämter legten dem Landesherrn direct Rechnung, so der Marchfutterer in Graz, der zur Einhebung einer dem Landesfürsten zustehenden Abgabe von Hafer als March- d. i. Pferdefutter bestellt war, oder der Salzamtmann von Aussee. Kaiser Friedrich III. hatte in den Jahren 1450—1455 die meisten verschiedenen Privatversonen gehörigen Salzpfannen und Dörrhäuser an sich gebracht und bereitete so das spätere Salzmonopol vor. Die Mehrzahl der übrigen Domänen unterstand einzelnen Pflegern, welche gleich den landesfürstlichen Städten und Märkten in dem Landschreiber von Steiermark den höchsten Finanzbeamten im Lande hatten. Unter Kaiser Maximilian I. wurde statt des Landschreibers ein Landesvicedom bestellt, der einen ähnlichen Wirkungskreis hatte wie früher der Landschreiber.

Die Landesfürsten waren sehr oft genöthigt, landesfürstliche Güter, die durch das ganze Mittelalter ihre Haupteinnahmsquelle waren und deren Verwaltung Pfleger besorgten, zu verpfänden; die Pfandinhaber zogen von den ihnen übergebenen Gütern gewöhnlich reichlichen Nutzen.

Der Gerichtshof über adelige Personen waren in früheren Jahrhunderten die periodisch wiederkehrenden Versammlungen der „Landherren“ unter dem Vorsitze des Herzogs oder seines bestellten Richters. Diese Versammlungen, „Landtaidinge“ genannt, verloren sich im 14. Jahrhundert und an ihre Stelle traten

ständische Gerichte unter dem Namen der Land- und Hoftaidinge, Land- und Hofrechte oder Landschranne. Diesen Gerichten saß der Landeshauptmann und in seiner Abwesenheit der Landesverweser vor.

Um 1400 wurde das in Steiermark geltende Recht wahrscheinlich von einem Landschrannenschreiber aufgezeichnet. Diese Arbeit wurde zwar weder von dem Landesfürsten noch von den Landherrn veranlasst und ist demnach kein Werk der Gesetzgebung, sondern nur eine Privatarbeit; trotzdem wurde dieses Rechtsbuch vielfach gebraucht.[1]

2. Die Städte.

Die Entwicklung der Städte nahm vom 14. Jahrhundert an einen langsamen, aber stetigen Verlauf.

Ein wichtiges Vorrecht mancher Städte war das „eigene Blutgericht mit Bann und Acht, mit Stock und Galgen", das aber im Mittelalter immer nur auf eine bestimmte Zeit verliehen wurde. Nach und nach erhielten alle Städte und die meisten Märkte dieses Recht. Das Gerichtshaus hieß Schranne. Mit diesem Criminalgerichte war ein bedeutendes Einkommen verbunden, da oft Leib- und Lebensstrafen mit Geld abgelöst wurden und ein Theil der Geldstrafen der Stadt zufiel.

Einige Städte hatten schon im Mittelalter das Recht, einen Bürgermeister zu wählen, so Graz, Judenburg und Bruck. In diesen Städten nahm der Richter die zweite Stelle ein, doch führte er den Vorsitz bei allen Rechtshändeln. Die Zusammensetzung des Stadtgerichtes war nicht überall gleich. „Ein künstlerisch und historisch sehr wertvolles Gemälde aus dem Jahre 1478, das auf dem Rathhause zu Graz bewahrt wird, stellt das zeitliche und ewige Gericht dar, und gibt uns hiemit ein getreues Bild des Stadtgerichtes von Graz, um so getreuer, da möglicherweise

---

[1] Bischoff, Steiermärkisches Landrecht des Mittelalters 1875.

der damalige Stadtrichter Niklas Strobl der kunstreiche Maler desselben gewesen ist. Dasselbe zeigt den Stadtrichter im langen Talare mit dem Barett auf dem Haupte und dem Gerichtsstab in der Hand auf einem erhöhten Stuhle in der Mitte, zu beiden Seiten sechs Räthe am Tische sitzend und vor ihnen den Weisboten (Gerichtsbote), der eben mit einer angeklagten Person den Eid stabt.“ Der Schwörende mußte nämlich, während er den Eid nachsprach, die Hand an den Gerichtsstab legen, der ihm vorgehalten wurde, manchmal auch auf eine Reliquie oder einen Altar. Zu Graz hat man also wie bei den alten Schöppengerichten an der Siebenzahl im Gerichte festgehalten.

Nicht unwichtig war das Amt des Stadtschreibers; er war der Verfasser der Amtsschriften und Urkunden, der Protokollführer bei den Rathssitzungen und beim Stadtgerichte und „oft auch die rechte Hand der Stadtrichter und Bürgermeister, zumal wenn sie in ihren Ämtern neu, mit den althergebrachten Rechten, Gewohnheiten und Pflichten noch nicht vertraut waren.“ Mitunter legten die Stadtschreiber auch Stadtbücher an, in die sie die Beschlüsse des Rathes und der Gemeinde, die Richter- und Rathswahlen u. dgl. eintrugen.

Da sich im Mittelalter weder die Landesfürsten, noch die Stände mit den Angelegenheiten der bürgerlichen Verwaltung befassten, so verfuhren Richter und Rath gewöhnlich nach eigenem Ermessen, und es entstanden sehr verschiedenartige Rechts- und Verwaltungsgewohnheiten, die sich forterbten und wenig veränderten. Ein ausführliches Stadtrecht besaß nur die Stadt Pettau; es wurde im Jahre 1376 nach der Weisung der Rathsgeschwornen aufgezeichnet.[1] Es ist „unter allen bisher bekannt gewordenen mittelalterlichen Stadtrechtsaufzeichnungen aus den deutsch-österreichischen Ländern — vom Wiener Rechtsbuche abgesehen — die reichhaltigste. Wenn auch bei weitem nicht erschöpfend, behandelt

[1] Bischoff, das Pettauer Stadtrecht. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. 113. Bd.

oder berührt es doch fast jede Seite des städtischen Rechtslebens. Am zahlreichsten sind die Handel und Gewerbe betreffenden Artikel und die damit zumeist zusammenhängenden Bestimmungen über Steuer und Abgaben; zahlreich die Artikel über die Stadtverfassung, Verwaltung und Polizei, über das Gerichtswesen, das Verhältnis des Landrichters zum Stadtgerichte und zu den anderen Gerichtsbarkeiten in der Stadt und im Salzburg-Pettauer Gebiete, verhältnismäßig zahlreich und sehr beachtenswert die privatrechtlichen Artikel, dürftig die strafrechtlichen."

Jede Stadt und jeder Markt zahlte jährlich eine bestimmte Summe in die landesfürstliche Kammer. Diese Steuer betrug beispielsweise für Radkersburg gegen das Ende des Mittelalters neunzig Gulden rheinisch. Bei Unglücksfällen sah der Landesfürst diese Steuer nicht selten nach.

Zur Hauptstadt des Landes entwickelte sich Graz. Dass auf dem Schlossberge und in der Nähe von Graz römische Ansiedlungen bestanden, kann nicht bestritten werden, aber sie sind im Laufe der Völkerwandernng zugrundegegangen. Nachher ließen sich hier Slovenen nieder und nach Karl dem Großen Bajuvaren oder Baiern. Die Befestigung, welche die Slovenen zum Schutze ihrer Ansiedlung errichteten und einfach grad d. h. Burg nannten, behielt diesen Namen, auch als Baiern die alleinige Bevölkerung bildeten. Welche Schicksale die Burg und die Ansiedlung in der ältesten Zeit hatten, weiß niemand zu sagen, aber die Ansiedlung gedieh und ward zum erstenmal im Jahre 1138 als Stadt Grace bezeichnet. Der Befehlshaber (Präfect), den der Markgraf der Stadt setzte, hieß damals Ulrich. Im Jahre 1164 heißen Stadt und Festung Graece.[1]

Der älteste Theil der Stadt ist offenbar der, welcher sich zwischen der Mur und dem Schlossberge hinzieht und der, von Fluss und Berg geschützt, durch zwei Thore abgeschlossen werden konnte und daher als Sack bezeichnet wurde, ferner die Sporgasse.

---

[1] Ilwof-Peters, Graz, 1875.

Wo diese zwei Gassen zusammenstießen, entstand der Marktplatz. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war Graz schon ein ansehnlicher Ort, was man daraus schließen kann, dass damals in Urkunden ein Kaufmann und ein Goldarbeiter erwähnt wird. In etwas späterer Zeit wird von Gerbereien geredet, die sich wahrscheinlich im Sack befanden. In derselben Gasse erwarb das Kloster Rein schon 1164 vom Markgrafen Ottokar drei Hofstätten zur Anlegung eines Kellers für Wein und andere Lebensmittel. Und fast in derselben Zeit wird der Kirche St. Ägidi, der jetzigen Domkirche, gedacht, um welche sich der Friedhof ausdehnte.

Wie die Stadt sich entwickelte, läfst sich nicht genau verfolgen. Schon die Babenberger gewährten den Bürgern einige Privilegien, welche König Rudolf im Jahre 1281 bestätigte. Darnach besaßen die Bürger von Graz das Niederlagsrecht, nach welchem fremde Kaufleute ihre Waren drei Tage lang in Graz zum Verkaufe ausbieten mussten, ehe sie dieselben weiterschaffen durften. Dieses Recht brachte der Stadt deshalb einen Nutzen, weil die Kaufleute zu zehren und vielleicht auch Grazer Fuhrleute aufzunehmen gezwungen waren. Außerdem enthält das Privilegium von 1281 noch folgende Punkte: über Grazer Bürger darf nur ihr eigener Richter, keineswegs aber der Landeshauptmann oder ein landesfürstlicher Beamter richten; Grazer Bürger sind in allen Städten mautfrei, deren Bürger auch in Graz Mautfreiheit genießen; alle jene, denen die Grazer in Graz Geld leihen, sollen verhalten werden, das Geld in Graz zurückzuzahlen. Als Strafe für die Nichtbeachtung des Niederlagsrechtes wurde in Jahre 1357 die Wegnahme der Kaufmannsgüter festgesetzt.

Im Jahre 1307 gründete der Landeshauptmann von Steiermark, Ulrich von Wallsee, außer der Stadt, am Grillbüchel, d. i. am Ruckerlberg, ein Dominicanerinnenkloster, in das viele Töchter adeliger Familien eintraten. Nachdem das Kloster im Jahre 1480 von den Türken hart bedrängt worden war, siedelten die Nonnen in die Stadt über und erhielten 1515 das Franciscanerkloster,

das sich damals da befand, wo jetzt das erste Staatsgymnasium steht. Den Franciscanern wurde das von dem Minoritenorden gebaute Kloster St. Maria bei der Mur eingeräumt, während die Minoriten zunächst in der Murvorstadt im Sommerhause des Seifried von Eggenberg, neben dem ein „altes Frauenkirchlein“ stand, eine Unterkunft fanden. Erst im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstand durch Kaiser Ferdinand II. und Johann Ulrich von Eggenberg ein neues Kloster der Minoriten zu Maria-Hilf. Im Jahre 1466 siedelten sich die Dominicaner in Graz an, wo ihnen eine Wohnung und eine kleine Kapelle „zum heiligen Blut“ in der jetzigen Herrengasse eingeräumt wurde. Sie erweiterten die Kapelle zu einer Kirche und blieben bis 1586 in ihrem Kloster.

Viele Bürger trieben neben der Landwirtschaft und den Gewerben auch Handel, vorzugsweise mit Landesproducten. Die Straße von Graz, wo eine Brücke die beiden Murufer verband, nach Norden führte über die Weinzettelbrücke, wo die untersteirischen Weine verzollt wurden, von da bis Frohnleiten auf dem linken Ufer der Mur, und dann weiter auf dem rechten Ufer dieses Flusses; die Brücke bei Frohnleiten hatten die Grazer Bürger errichtet und war ihr Eigenthum. Im Süden war die Brücke bei Landscha in der Nähe von Leibnitz ein wichtiger Knotenpunkt von Straßen. Die Maut bei dieser Brücke übergab Herzog Friedrich im Jahre 1436 den Grazer Bürgern. Für arme und alte oder gebrechliche Bürger, Bürgerfrauen und Waisen war vielleicht um das Jahr 1300 das Bürgerspital zum heil. Geist gegründet worden, dem ausgedehnte Liegenschaften, Stiftungen und Vermächtnisse zugewendet wurden.

Wann Graz seine ersten Befestigungen erhielt, kann man nicht sagen; verbessert uud erweitert wurden sie unter den Herzogen Albrecht II. und seinem Bruder Otto. Die Kosten trug die Bürgerschaft, und Herzog Otto ordnete 1336 an, dass auch die Juden und die sonst in Graz wohnenden edlen und unedlen

Leute, welche Häuser besaßen, zu den Kosten der Befestigung beitragen sollten. Unter Kaiser Friedrich III. wurden abermals Befestigungsbauten vorgenommen; die im Umkreise von vier Meilen um Graz wohnenden Leute mussten Robot leisten. Auch erhielten damals die Bewohner der Murvorstadt die Erlaubnis, die Häuser, die Andreaskirche und die Gärten bis an die Mur mit Zäunen und Gräben zu umgeben, und wurden auf zehn Jahre von jeder Steuerleistung befreit.

Die Mauern, welche die Stadt umgaben, liefen vom Schlossberge aus. Von der Gegend des Uhrthurmes gieng eine Mauer abwärts zur Mur, dann dieser entlang südwärts, umschloss das Minoritenkloster, d. i. das jetzige Franciscanerkloster, wandte sich hierauf gegen Osten, bog in der jetzigen unteren Bürgergasse nach Norden ab, umschloss die herzogliche Burg und kehrte von da in westlicher Richtung wieder auf den Schlossberg zurück. Selbstverständlich führten mehrere Thore durch diese Ringmauer, doch wird im Mittelalter nur das St. Paulsburgthor genannt, das später gewöhnlich das innere Paulusthor hieß und sich an der oberen Sporgasse zunächst dem Palais Saurau befand. [1]

Von den untersteirischen Städten kam Cilli erst im fünfzehnten Jahrhundert zu einiger Bedeutung. Als es in die Gewalt der Cillier Grafen gelangte, war es ein verfallener, offener Ort, der hierauf mit Zaun und Graben umgeben wurde. Im Jahre 1450 haben die Grafen, wie eine Chronik erzählt, „umb die Stadt ein neues Gemauer angefangen, die vor nicht umbgemauert, sondern nur mit einem Zaun und Graben eingefangen war“. Und erst im folgenden Jahre verlieh Graf Friedrich II. von Cilli seinen Bürgern verschiedene Rechte. Zugleich schenkte er ihnen ein Haus zum Rathhause, doch sollte in demselben das „gräfliche Zeug“, das darin verwahrt wurde, auch ferner verbleiben.

Die alte keltisch-römische Stadt Poetovio, die auf dem rechten Drauufer bei Haidin lag, war zur Zeit der Völkerwanderung zu-

[1] Ilwof-Peters, Graz, S. 107.

grunde gegangen; doch blühte in Mittelalter auf dem linken Drauufer der Ort Pettau auf, der in unbekannter Zeit durch kaiserliche Schenkung in den Besitz des Salzburger Erzbisthums kam. Um 1130 ließ Erzbischof Konrad die Burg Oberpettau neu umbauen und befestigen. Da der Erzbischof Bernhard sich mit dem ungarischen König Matthias Corvinus gegen Kaiser Friedrich III. verbündete und seine Burgen den Ungarn öffnete, nahm der Kaiser 1491 Pettau nebst Rann in Besitz. Zwar gelangte Pettau wieder in die Gewalt Salzburgs, aber 1565 wurde es abermals landesfürstlich.

Schon im zwölften Jahrhundert erscheint ein Edelgeschlecht, das sich von Pettau nannte. Es hatte reichen Grundbesitz und stand zu Salzburg im Verhältnisse der Ministerialität. Diese Herren von Pettau hatten oft Streitigkeiten mit den Erzbischöfen, weil sie ihre Rechte auf Kosten ihrer Herren immer weiter ausdehnen wollten und sich mitunter auch Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen der Unterthanen des Erzstiftes erlaubten. Sie hatten die Hut der Burg und Stadt Pettau mit der Verpflichtung, die Leute des Erzbischofs in und außerhalb der Stadt zu beschirmen, dem Erzbischof auf sein Verlangen die Burg zu räumen, einen Getreidespeicher des Erzbisthums darin zu dulden und von der Burg aus weder gegen den Landesherrn noch gegen die Nachbarn einen Krieg zu führen. Dafür hatten die Herren von Pettau eine Wohnung in der Burg, zwölf Hofstätten am Burgberg zur Behausung ihrer Leute und die Maut.

Von dem Pettauer Stadtrechte ist schon gesprochen worden. Die Herren von Pettau starben im Jahre 1438 mit Friedrich aus, dessen einzige Tochter Barbara dem Grafen Ulrich von Schaumburg vermählt war. Das Schloss Oberpettau erhielt der Schwager des letzten Pettauers, Luitold von Stubenberg, als Lehen. Später wurde es landesfürstliches Eigenthum, 1622 kaufte es Hans Ulrich von Eggenberg, 1656 Baron Walther Leslie. Der Familie Leslie folgten im Besitze des Schlosses und der Herrschaft Oberpettau die Fürsten Dietrichstein und diesen die Grafen Herberstein.

Die Stadt Radkersburg entstand bei der Burg, welche zur Zeit der Besetzung des Landes durch die Slovenen ein slovenischer Grundbesitzer names Rategoy erbauen ließ. Wann Rategoysburg mit Mauern umgeben und eine Stadt wurde, läſst sich nicht bestimmt sagen; der Ort erscheint von 1307 an als Stadt. Sie hatte als Grenzort in verschiedenen Kriegen viel zu leiden, blühte aber doch auf, besonders seitdem die Bürger Maut und Zollfreiheit für ihre Handelswaren in Österreich und Steier erhalten hatten, was im Jahre 1320 geschah. Schon zwei Jahre später wurde diese Freiheit auch auf Kärnten, Krain und die windische Mark ausgedehnt. Die Hauptware war der Wein, und um Mautfreiheit für ihre Weine zu genießen, ließen sich deutsche und ungarische Edelleute in der Stadt nieder.

Auch die Stadt Marburg ist durch eine Burg, die „Burg der Mark" entstanden. Hier befand sich eine landesfürstliche Maut. Die Bürgerschaft war deutsch.

In Obersteiermark entwickelte sich Judenburg zur bedeutendsten Stadt. Der Name deutet auf eine starke jüdische Ansiedlung hin, während ihn andere von dem keltischen Idunburg ableiten wollen. Judenburg, das urkundlich zum erstenmal im Jahre 1074 genannt wird, wurde der Hauptstapelplatz für den Handel von Italien her. Die Juden wurden hier ungemein geldkräftig. Im fünfzehnten Jahrhundert sollen hier 22 Großhändler ansässig gewesen sein; aber es ist darüber wenig Sicheres bekannt. Im Jahre 1312 kam es zur Ermordung der Juden. Die Sage berichtet, die Juden hätten beschlossen, in der Christnacht alle Christen zu ermorden; diese jedoch hätten von dem Plan Kenntnis erlangt und alle Juden umgebracht. Im Jahre 1250 entstand das Clarissinnenkloster Paradeis und 1259 ein Franciscanerkloster. Die ersten Handelsprivilegien der Judenburger Bürger stammen von den letzten Babenbergern; sie wurden von späteren Herrschern wieder bestätigt. Darnach durften italienische Kaufleute, die Lombarden oder Lateiner genannt wurden, ihre Waren in Juden=

burg nur Bürgern dieser Stadt verkaufen, nicht aber fremden Händlern. Auf der Fahrt nach Wiener-Neustadt und Wien hatten die Judenburger Bürger für ihre Waren geringere Mautgebühren zu entrichten. Sie hatten außerdem wie andere landesfürstliche Wechsler das Recht, nach der Prägung neuer Münzen vier Wochen lang allein den Umtausch der Münzen vornehmen zu dürfen, was ihnen großen Gewinn brachte. Die Waren, welche die Judenburger von italienischen Kaufleuten erwarben und theils auf Saumthieren, theils auf Wägen gegen Wien schafften, waren Glas, Seife, Öl, Feigen, Getreide und Wachs.

Leoben entstand am Fuße des Massenberges, der seit alten Zeiten eine Burg trug, die Massenburg. Von hier aus wurde die Grafschaft Leoben verwaltet. Als Markt wird Leoben erst 1173 bezeichnet, einige Jahre später werden die Kirchen St. Jakob und Maria Wasen genannt. Im Jahre 1268 begannen die Bürger, ihre Stadt, die wie es scheint, in eben diesem Jahre einem verheerenden Brande zum Opfer gefallen war, etwas weiter nordwärts eben da, wo die Stadt jetzt steht, aufzubauen und zu befestigen. Ihre Blüte hatte die Stadt dem Privilegium zu verdanken, das sie zum Stapelplatze des obersteierischen Eisenverkehres machte. [1]

Bruck hieß um 980 Prucca, dann auch Muorizakimundi, d. i. Mürzmündung; es wurde von Ottokar von Böhmen erweitert und von Rudolf von Habsburg im Jahre 1277 zur Stadt erhoben, wobei den Bürgern das Niederlagsrecht für Salz bestätigt wurde, das sie von den letzten Babenbergern erhalten haben wollten. Dieses Privilegium erweiterte Rudolf IV., der im Jahre 1360 anordnete, dass die Salzführer ihr Salz und die Getreideführer, die von Untersteier kommen, ihr Getreide in Bruck niederlegen

[1] List, Leoben und dessen nächste Umgebung. Leoben 1885. — A. Schmelzer. Die Massenburg. Beiträge zur Geschichte der Burg und Herrschaft auf dem Massenberge und deren Besitzer mit Rücksicht auf die Beziehungen derselben zur Stadt Leoben. Jahresb. des L.-O.-G. zu Leoben. 1894. 1895.

und verkaufen sollen. „Was der oberen Sämer mit Salz sind oberhalb Bruck gesessen", heißt es in der Urkunde, „die gen Bruck daselbs mit denselben Sämen Salzes ziehen und fahren wollen, die sullen da zu Bruck wiederkehren und das Salz niederlegen, da verkaufen und nicht weiter damit fahren. Was aber der niederen Sämer sind, die Getraid führen und die niederhalb Bruck gesessen sind und die mit demselben Getraid gegen Bruck ziehen wollen, die sullen da zu Bruck auch wiederkehren, das Getraid niederlegen, da verkaufen und nicht weiter damit fahren, so zwar, dass die oberen Sämer mit dem Salz, und die niederen Sämer mit dem Getraid ziehen und fahren sullen die gewöhnlichen Straßen, wie vom alter Herkommen ist."

Im Jahre 1488 erhielt Bruck das Recht, sich jährlich einen Bürgermeister zu wählen.

Von den anderen Orten erscheinen Tüffer seit 1227 und Sachsenfeld seit 1311 als Markt. Eibiswald, dessen erster Name „Kirche St. Mariä am Fuße des Berges Radel" lautet, wird wie das salzburgische Deutsch-Landsberg 1278 als Markt bezeichnet, einige Jahre später als Wildon. Voitsberg tritt erst 1219 auf, war aber damals schon ein größerer Ort, da ein Richter des Ortes genannt wird; 1307 erhielt Voitsberg ein Stadtrecht. Feldbach (Velwinpach), zuerst im Jahre 1188 erwähnt, wird 1362 Stadt, aber auch seitdem noch als Markt bezeichnet. Hartberg, seit 1123 genannt, erhält erst im Jahre 1330 eigentliche Stadtrechte, Fürstenfeld erscheint 1185, die Burg Friedberg entstand unter dem Babenberger Leopold I. um 1194. In derselben Zeit taucht Birkfeld (Pirchisvelt) auf, das 1330 als Markt sein verbranntes Privilegium erneuert erhielt. Kindberg, das 1232 als Markt bezeichnet wird, erhielt erst vom König Rudolf I. 1281 das Recht, einen Jahrmarkt zu halten, Mürzzuschlag wird 1318 eine Stadt genannt. Der Eisenbauort Trofaiach erscheint schon in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, ein Ort „Erzberg", später Eisenerz genannt, tritt wie Ober-

zeiring erst 1267 auf. Neumarkt erscheint 1220 neben dem uralten Burgorte Graslup, und heißt daher auch der „neue Markt Graslup“. Rottenmann erscheint schon im Jahre 927 und hieß slavisch Cirminah, welcher Name nach und nach verschwand; es ist 1267 Markt und erhielt 1320 Stadtrechte. Schladming (Slaebnich) war ein Dorf im Besitze Salzburgs und wurde 1288 vom Herzog Albrecht I. erworben. Aussee mit seinen Salinen war ein sehr einträglicher landesfürstlicher Ort. Die Landesfürsten trachteten, die verschiedenen Besitzern gehörigen Salinen an sich zu ziehen.

Die Beschäftigung der Bürger waren neben dem Ackerbaue vorzugsweise Gewerbe und Handel. In diesen Beschäftigungen musste die Bürger, da sie die Stadtsteuer trugen, geschützt sein; daher war die Zulassung zum Betriebe von Handwerken und die Sicherung in denselben der Bürgerschaft und später auch den Gewerbetreibenden selbst in ihren Vereinigungen, den Zünften, überlassen. Nur die Zahl der Bierbrauer wurde mitunter vom Landesfürsten festgesetzt; der Stadt Bruck bewilligte er drei. Wir haben, sagt Herzog Albrecht II. in dem Privilegium, den Bürgern von Bruck die Gnade gethan, „dass sie drei Bierbräuer daselbst in Bruck haben sollen und sollen auch denselben dreien Bierbrauern aufsetzen bei dem Wandel (d. h. bei der Strafe), wie viel sie Habern bräuen sollen zu dem Monat“. Der Stadt Leoben wurden zwei Bräuer bewilligt und für Judenburg wurde 1426 angeordnet, dass daselbst nur „ein gemeins offenes Bierhaus und nicht mehr“ bestehen dürfe.

Es bestanden also in den Städten Bierbrauereien; auf dem Lande wurde wohl in jeder größeren Wirtschaft Bier für den Hausbedarf erzeugt, denn Malz musste nicht selten von den Unterthanen den Herrschaften geliefert werden, und zwar schon in frühen Zeiten. Es scheint, dass der Biergenuss trotz des vielen Weines, den das Land erzeugte, sehr verbreitet war. Dass es von besonderer Güte gewesen ist, wird nicht anzunehmen sein, da man meistens Hafer und Weizen und nur selten Gerste dazu verwendete.

In den größeren Städten wohnten wohl die Handwerker, welche das gleiche oder verwandte Geschäft betrieben, in derselben Gasse beisammen. Darauf lassen in Graz die Namen Sporer-, Bindergasse u. a. schließen. Die Gerber trieben ihr Handwerk im ersten Sack und die Fleischer im Kälbernen Viertel; die Schlachtbrücken der Fleischer waren in die Mur hineingebaut.

In ihrem Erwerbe wurden die Bürger geschützt durch die Errichtung der sogenannten Bannmeile. Innerhalb einer oder einer halben Meile um die Stadt oder den Markt durften gewisse Geschäfte nicht betrieben werden, so dass also die in diesem Bezirke oder im Gäu Wohnenden auf die Handwerker der Stadt angewiesen waren. So hatten die Wirte von Leoben schon im Jahre 1305 erreicht, dass innerhalb der Bannmeile um ihre Stadt keine Taverne bestehen durfte, außer in Göss und Trofaiach. Ohne Zweifel gereichte dies ihrem Geschäfte zum Nutzen. Ähnliche Privilegien erlangten im vierzehnten Jahrhunderte auch Voitsberg, Radkersburg, Birkfeld und Graz. Da diese Begünstigung der städtischen Handwerker aber „Pfuscher und Sterrer" hervorrief, wurden mit der Zeit eine Anzahl Handwerke im Gäu zugelassen. Aber überall waren Gewerbe und Handel an den bürgerlichen Stand und die bürgerliche Sesshaftigkeit gebunden; alle anderen Handels- und Gewerbsleute, welche nicht da wohnten, wo sie ihre Waren absetzen wollten, waren Ausländer oder Gäste. Sie durften auch in späteren Zeiten keinen „Stand" haben, sondern mussten ihre Waren herumgehend oder „über den Arm" feilbieten. Es galt am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Steiermark als Regel, dass die Gäste nur im großen und nicht auch im kleinen handeln durften. Selbst die auf dem Lande wohnenden Leute durften mit Fleisch, Brot und anderen Esswaren in der Stadt nur an bestimmten Tagen oder zu bestimmten Jahreszeiten Handel treiben. Die Kindberger Töpfer dagegen hatten das Recht, mit ihren Geschirren überall zu handeln; dies war eine Entschädigung für die Verpflichtung, dem Hofe, wenn er zu Kindberg oder Bruck weilte, Waren nach Bedarf zu liefern.

Herzog Rudolf IV. hatte angeordnet, dass die auf den Häusern liegenden Zinsen und Renten abgelöst werden könnten, aber nicht jeder Hausbesitzer konnte dies, und wer die auf seinem Hause liegenden Lasten nicht mehr tragen konnte, ließ das Haus verfallen; auch Edelleute ließen häufig ihre städtischen Häuser veröden, entweder, weil sie dieselben nicht bewohnten oder weil diese durch Feuersbrünste beschädigt waren. So kam es, dass es in allen Städten verödete Häuser gab. Für Graz ordnete Herzog Friedrich im Jahre 1435 an, dass solche Häuser innerhalb zwei Jahren aufgebaut werden mussten, widrigenfalls sie von der Stadt eingezogen und zum Bau veräußert werden sollten. Im Jahre 1478 erhielten die Prälaten und Adeligen in Cilli und anderen Städten den Auftrag, ihre ödliegenden Häuser binnen Jahresfrist auszubauen und von ihnen Steuer zu entrichten, da sonst diese Häuser verkauft würden.

Herzog Rudolf IV. hatte auch die Steuerfreiheit der Herren und Prälaten bezüglich ihrer städtischen Häuser aufgehoben; aber sie wussten sich doch der Steuerzahlung wieder zu entziehen; wenigstens wurde in dem der Stadt Marburg 1378 verliehenen Privilegium bekannt gegeben, dass die Herren und die Juden, die dort ansässig sind, wie die Bürger Steuer zu zahlen haben. Verschiedene Umstände wirkten zusammen, dass auch in den folgenden Jahrhunderten in vielen Städten und Märkten Häuser baufällig waren oder leer standen.

Auch in Steiermark traten die Bürger, welche das gleiche oder ein verwandtes Handwerk betrieben, wie schon erwähnt wurde, zu Zünften oder Innungen zusammen; doch sind Satzungen solcher Vereinigungen, sogenannte Zunftordnungen, aus dem Mittelalter nur in geringer Zahl vorhanden und werden daher später besprochen werden. Das aber soll schon hier gesagt sein, dass durch den familienhaften Zusammenschluss von Meistern, Gesellen und Lehrlingen ein sittliches Verhältnis geschaffen wurde, dass unserer Zeit ganz abhanden gekommen ist; dass die Producenten, denen durch

die Zunftverfassung ein gleichmäßiger Arbeitsertrag gesichert war, sich in die Lage versetzt sahen, behaglich zu leben, und den Käufern die Sicherheit geboten war, gute Ware zu erhalten.

Der wichtigste auswärtige Handelsplatz war noch immer Venedig. Venetianisches Glas, Sammt und Seidenstoffe, farbige Tücher, die in der Lombardei erzeugt wurden, Arzneimittel wurden in Menge herbeigeführt, während vom Norden her die Wollstoffe Flanderns und gesalzene Fische ins Land kamen. Handel zu treiben war nur den Bürgern gestattet und manches Bürgerhaus ist in den besten Zeiten des Mittelalters durch Handelsgeschäfte zu großem Reichthum gelangt. Im Jahre 1377 wurde angeordnet, dass „niemand mehr, weder Prälaten, noch andere Pfaffen, noch Edelleut, Herren, Ritter oder Knecht, noch ihre Holden und Leute, noch die Juden keine Kaufmannschaft treiben sollen in unseren Städten, Märkten oder Dörfern in Steier, noch auf den Suntagmärkten, noch Feiertagmärkten". Im Jahre 1476 wurde angeordnet, dass Prälaten und die Adeligen nur ihren Bau- und Zinswein in ihren gewöhnlichen Tafernen ausschenken und dass die „Handwerker, so die Prälaten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte auf dem Lande bei sich haben, keine Kaufmannschaft treiben, noch dieselben Prälaten, noch die ihren, noch kein Jud keinerlei Kaufmannschaft mit Venedischer War, noch Tuch, Vieh, Eisen, noch Wein treiben sollen". Die Bürger trachteten überhaupt nach dem Handelsmonopol, wodurch es kam, dass die Preise stiegen. Sie kauften den Bauern Getreide, Wein und andere Waren billig ab und verkauften sie mit bedeutendem Gewinn. Die Salzarbeiter von Aussee beklagten sich im Jahre 1497, dass sie gezwungen würden, die Lebensmittel von den Bürgern zu kaufen „und nit von den Bauern" und fügten hinzu: „Wo die Bürger umb ein Pfenning von den Bauern kaufen, die trachten, dass sie es umb vier Pfenning wieder aus der Gewalt geben."

Die Aufsicht über den Handelsverkehr führte der vom Landesfürsten ernannte Hausgraf. Er hatte darauf zu sehen, dass die

erlaubten Straßen eingehalten, verbotene Waren nicht eingeführt, richtiges Maß und Gewicht angewendet wurde. Im Jahre 1435 wurde der Grazer Bürger Hans Mutten zum Hausgrafen ernannt; im Jahre 1489 bekleidete Hans Tullinger dieses Amt. Doch ist man über dieses Amt nicht genau unterrichtet; es scheint unter Karl II. in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eingegangen zu sein.

Zum Bau der Städte und Märkte wurde im Mittelalter viel Holz verwendet. Und da die Straßen eng waren und Feuerwehreinrichtungen nur selten bestanden, so nahm eine Feuersbrunst gewöhnlich einen großen Umfang an. Um solche Angelegenheiten kümmerte sich die Regierung während des Mittelalters nicht, denn da verwalteten die Städte sich vollständig selbst. Aber am Beginne der Neuzeit griff sie auch hier ein. „Als bisher", sagt ein Auftrag der Regierung an die Stadt Leoben vom Jahre 1523, „in viel Städten und Märkten mit Brunst täglichen großer und merklicher Schaden beschehen, aus der meisten Ursach, dass die Häuser mit hohen Hulzen und Schindeldachern auch viel Holzwerken nahent ineinander gebaut vnd die Rauchfäng nur unter und nicht über die Dächer geführt" sind, so soll jeder, der ein Haus baut, „die Mauern zu allen Seiten, desgleichen die Rauchfäng über das Dach dermassen" machen, dass man „in einer Noth oder Brunst darauf hin und wieder gehen und Rettung thun möge". Die „ungeschickt sorglich Gepäu von Holzwerk" sollen beseitigt und eine Feuerwehrordnung gemacht werden, damit jeder wisse, was er bei einer Feuersbrunst zu thun habe.[1]

Solange Landwirtschaft, Gewerbe und Handel in ihrer Entwicklung gleichen Schritt hielten, konnten diese Erwerbszweige gleichmäßig gedeihen. In Deutschland gewann aber in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters der Handel das Übergewicht; es bildeten sich Handelsgesellschaften, welche durch Aufkauf der Waren und

[1] Schmelzer, Die Massenburg. Jahresbericht des LG. Leoben 1894. S. 46.

deren Preissteigerung bald einen schweren Druck auf den Bürger und den Bauer ausübten, den Kleinhandel beherrschten und in Verbindung mit der hie und da entstandenen Großindustrie große Capitalien anhäuften. Dies führte sociale Schäden herbei, welche im sechzehnten Jahrhundert Anlass zu gewaltigen Bewegungen gaben. In Steiermark sind solche wirtschaftliche und sociale Wandlungen, wie sie sich in Deutschland vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert vollzogen, nur in geringem Grade bemerkbar; von der Association des Capitals im Compagniegeschäft hört man nichts. Aber wir wissen doch, dass das Bürgerhaus der Eggenberger eben durch Handels- und Wechselgeschäfte zu bedeutendem Reichthum kam, und von der Großindustrie der Pögl wird später noch die Rede sein.

3. Die Eisengewinnung.

Viele Bewohner der Steiermark fanden ihre Nahrung mit der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens. Es gab verschiedene Orte, wo Eisen gewonnen wurde, so zu Waldstein, in der Gollrad, zu Turrach, aber eine unerschöpfliche Quelle guten Eisens war und ist der Erzberg bei Eisenerz. Hier war die Eisengewinnung seit den Zeiten der Römer nie unterbrochen, doch genauere Nachrichten sind erst aus späteren Jahrhunderten vorhanden. Das Recht auf die Schätze, welche die Berge enthalten, stand dem Landesfürsten zu, der es verschiedenen Unternehmern lehenweise oder erblich überließ, wofür er das Berggefälle bezog.

Die Eisenerze wurden mit Grubenhunden aus den Stollen zum Absturzplatz und von da in Schweinshäuten auf „Schlaipfen" oder Schlitten zur Schmelzstätte gebracht; anfangs wurden sie in gemauerten Gruben mit Holzkohlen geschmolzen, dann legte man Öfen an, Maß- oder Stucköfen, endlich Hochöfen. Sie bedurften zum stärkeren Gebläse auch des Wasserrades und des Wassergefälles, wurden also an Bächen angelegt, und seitdem nannte man alle

Eisenschmelzstätten, die man auch als Blahäuser, Blähhäuser bezeichnete, Radwerke, und ihre Besitzer Radgewerken oder Radmeister; zu einem Radwerk hatte ein Radmeister gewöhnlich mehrere Gruben oder Schachte am Erzberge; doch ließ er gleichzeitig nur in drei oder vier arbeiten. Das Erzeugnis des Schmelzprocesses hieß Rauheisen. Die Eisenklumpen, die man erhielt, hießen Maße, vom lateinischen massa, d. h. Menge. Am Erzberg entstanden zwei Ortschaften: Innerberg des Eisenerzes oder Inneres Eisenerz, jetzt Eisenerz, und Eisenerz vor dem Berg oder Vordernberg.

Die weite Umgebung des Erzberges war mit Wäldern bedeckt, welche theils landesfürstlich waren, theils Privatbesitzern gehörten, wie den Stiften Admont und Göß. St. Gallen im Walde war der größte Pfarrort. Diese Wälder lieferten die für die Herstellung des Rauheisens nöthigen Kohlen. An den Bächen lagen Hammerstätten, wo das Rauheisen zu „geschlagenem Zeug" oder Stahlstangen ausgeschmiedet wurde. Rauheisen und geschlagenes Zeug gieng mittels Flößen auf der Enns nach Steier, von Vordernberg und von den Hämmern in der Umgebung dieses Ortes nach Leoben.

Im Jahre 1314 gebot Herzog Friedrich der Schöne, das in Vordernberg erzeugte Eisen nicht über den Präbühel oder nach Rottenmann zu führen, sondern nach Leoben zu bringen, wo es weiter verkauft werden sollte. Ungefähr hundert Jahre später (1415) erhielten die Leobner vom Herzog Ernst dem Eisernen die Erlaubnis, auch das in Eisenerz erzeugte Eisen nach Leoben zu bringen. Die Bürger konnten alles Rauheisen gemeinsam kaufen und verkaufen, jeder Bürger konnte sein Geld einlegen und Gewinn ziehen; doch blieb den Radmeistern in Innerberg die Freiheit, ihr Eisen auch nach Österreich zu verkaufen. So entstand in Leoben eine Gesellschaft von Bürgern, die sich mit dem Eisenhandel beschäftigte, und das Eisen gieng als Leobner Eisen in die weite Welt. Der Gewinn wurde nach dem Verhältnis der Geldeinlagen der Bürger vertheilt. Als die Bürger von Vordernberg neue

Hämmer errichteten und das Eisen selbst in den Handel brachten, mussten sie sich vor Herzog Friedrich 1436 verantworten. Im Jahre 1492 wurde der Verschleiß von Eisenerz der Stadt Steier zugewiesen. Bei dieser Ordnung blieb es lange Zeit; was Leoben für das Eisen von Vordernberg war, wurde Steier für das Eisenerzer Eisen.

Die Aufsicht über das gesammte Eisenwesen führte ein landesfürstlicher Amtmann. Er hatte darauf zu sehen, dass die Radgewerken gut arbeiten, musste die Schmelzöfen untersuchen, die richtige Abwägung des Eisens, die Maut und die Wege beaufsichtigen. Auch hatte er dafür zu sorgen, dass die Wälder nicht „verödet“, sondern wieder „gezügelt“ wurden. Die Abwägung des Eisens auf der landesfürstlichen Wage besorgte ein Rauheisenwäger, der das Gewicht dem Mautner und dessen Gegenschreiber anzusagen hatte.

4. Die Bauern.[1]

Seit den ersten Habsburgern besaßen viele Grafen, Freie und Dienstmannen oder Dienstherren auf ihren Gütern neben der niederen Gerichtsbarkeit auch die hohe oder Landesgerichtsbarkeit, so dass sie auch Todesurtheile fällen konnten. Güter, mit denen die hohe Gerichtsbarkeit verbunden war, hießen vorzugsweise Herrschaften. Außerdem hatten die Herrschaftsbesitzer auch die Fischerei und die niedere Jagd, das sogenannte „kleine Wildbret“ oder das „Reißgejaid“ und mitunter das Tafernrecht, d. i. das Recht, Tafernen oder Gasthäuser zu errichten und zu erhalten. Als die Ritter größeren Grundbesitz erwarben und Stimme auf den Landtagen erlangt hatten, genossen auch sie die Vorrechte des hohen Adels.

Die Bauern erscheinen unter der Bezeichnung Urbarsleute, Unterthanen, Erbholden, Hofstätter, Rück- oder Hintersassen, arme Leute. Die bäuerlichen Besitzungen waren oft schon getheilt worden,

[1] A. Mell, Beiträge zur Geschichte des Unterthanwesens in Steiermark. Mitth. 40. 41.

so dass es neben ganzen Huben auch halbe und Viertelhuben gab. Eine Hube, die von einem Hintersassen nicht allein bewirtschaftet, sondern auch bewohnt wurde, hieß eine behauste Hube, oder eine Hube, „darin der Rauch aufgeht“. Die verschiedenen Besitzrechte der Bauern an ihrem Grund und Boden hatten sich im Laufe der Zeit zu zwei Hauptbesitzformen umgestaltet, zum Erb- und Kaufrecht und zum Freistift. [1]

Die zu „Kaufrecht“ den Unterthanen anheimgegebenen Gründe blieben im erblichen Besitz der Unterthanenfamilie, so lange diese die Gründe nicht „veröden“ ließ, d. h. ordentlich bewirtschaftete. Der Verkauf der Hube oder des Hofes konnte nur mit Erlaubnis der Herrschaft erfolgen; das Gut musste zunächst den Verwandten und Nachbarn „angefailt“ werden und erst dann durfte es Auswärtigen, d. h. nicht im Herrschaftsgebiete ansässigen Unterthanen, zum Kaufe angeboten werden. Sowohl der Käufer als auch der Verkäufer musste den dritten, zehnten oder zwanzigsten Pfenning der Verkaufssumme, sowie gewisse Veränderungsgebüren als Schreib- oder Siegelgeld (Laudemium) entrichten. Der Inhaber eines Kaufrechtsgutes konnte also zu Gunsten einer nicht erbberechtigten Person über sein Gut verfügen; Erbrechtsgüter dagegen blieben einer Unterthanenfamilie und deren Nachkommen so lange erhalten, bis kein Erbe mehr vorhanden war, worauf der Herrschaftsbesitzer das Gut als ihm heimgefallen einzog.

Den zu „Freirecht“, „Freizins“ oder „Freistift“ verliehenen Unterthansgründen mangelt das Erbrecht, wenn auch die Herrschaften die Erbfolge duldeten, was ja auch zu ihrem Vortheile war. Beim Abzuge oder Tode des Inhabers eines zu Freirecht verliehenen Gutes standen der Herrschaft größere Rechte zu, als bei dem zu Erb- und Kaufrecht anheimgegebenen Grunde. Es ist selbstverständlich, dass der Inhaber eines Erb- oder Kaufrechtgutes besser wirtschaftete als ein Freistifter; denn alles, was er im

[1] A. Mell, Die Lage des steierischen Unterthanenstandes seit Beginn der neueren Zeit. Weimar 1896.

Laufe der Jahre am Gute besserte, sei es an den Baulichkeiten oder sei es an den Grundstücken, kam ihm und seiner Familie zugute; der Freistifter konnte das Gefühl der Unsicherheit niemals loswerden. Er wirtschaftete daher gewöhnlich nur so viel, als es zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse und zur Leistung der mannigfachen Abgaben und Dienste unbedingt nöthig war.

Alle diese Unterthanen waren der Grundherrschaft zu Zins und Diensten verpflichtet. Unter Zins verstand man alle Abgaben, ob sie in Geld oder in Naturalien zu leisten waren. Sie erscheinen in den Urbaren unter sehr verschiedenen Namen. Da gab es vor allen Kleindienste, auch Kucheldienste genannt, d. i. Abgaben von Lebensmitteln und Hausbedürfnissen, wie Eier, Hühner, Flachs oder Haar, Schmalz u. dgl. Bergrecht war der Zins, den ein Bergholde von seinem Weingarten entrichtete. Es gab ferner viele Pfenningdienste, die auch als Ablösung von Naturalleistungen gezahlt wurden. Solche waren Berg-, Fisch-, Haar- (Flachs), Küchen-, Mahl-, Weinpfenninge. Der Zins wurde auch von allen Feldfrüchten und dem ganzen Viehstande gegeben. Es wurden also Abgaben geleistet von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen, Rüben, Heu, sowie von jeder Viehart. Sehr häufig wurden „Lamms- und Schafbäuche" gefordert. Von bearbeiteten Producten mussten abgeliefert werden Brückendielen, Bretter, Fassreifen, Most, Bier, Honig, Wachs, Butter, Käse, Leinwand u. dgl.

Es ist selbstverständlich, dass sich diese Leistungen nach der Ortsbeschaffenheit richteten und dass einzelne Unterthanen nur die eine oder andere Verpflichtung traf. Diese Abgaben stellten keine übermäßige Belastung dar. Es gab aber auch Leistungen, die in den Urbaren nicht verzeichnet waren, die sogenannten Ehrungen. Die konnten allerdings dem Gutsherrn Anlass zu weitgehenden Forderungen geben, die zur Bedrückung des Unterthanen führten. Siedelpfenninge entrichtete der Unterthan beim Besitzesantritt seiner Hube. Manche Herrschaften nahmen auch von der

Hinterlassenschaft eines verstorbenen Unterthanen das Sterbrecht (das Mortuar), d. i. ein Stück Vieh, das als Besthaupt oder Sterbochse bezeichnet wurde. Die Wahl stand dem Gutsherrn zu. Es kam eben fast alles auf die Einsicht des Herrschaftsbesitzers an. Einzelne, noch mehr aber die Verwalter und jene, welche Herrschaften als Pfand innehatten, forderten mehr, als in den Urbaren verzeichnet oder Gewohnheit war, und riefen dadurch Unzufriedenheit hervor. Der Edelmann Wolf von Stubenberg ermahnte um 1500 seine Söhne mit den Worten: „Haltet eure armen Leute gut; was sie euch schuldig sind, das nehmt und hütet sie vor Steuer und nehmt keine Sterbochsen, darum bitte ich euch.“ Und auch sonst wurden die Herren zu „Bescheidenheit und Maß“ ermahnt. Am besten gieng es den Unterthanen der geistlichen Herrschaften, so dass das Wort galt: „Unterm Krummstab ist gut leben.“

Mit der Zeit erscheint auch der Zehent. Er war ursprünglich eine Abgabe, die Kirchen zu leisten war, gieng aber mit der Zeit durch Schenkung, Kauf oder Tausch auf weltliche Grundherrn über. Der Ausdruck „Zehent“ wurde für Abgaben überhaupt üblich.

Außer den genannten Abgaben waren aber auch Frondienste, d. h. Herrendienste oder Robot, zu leisten. Darunter verstand man Dienste, welche der Unterthan mit seiner Person leisten musste. Die Robot war gemessen oder ungemessen. Der Unterthan musste bei der Jagd als Treiber dienen, fischen, alle Felddienste leisten, also ackern, düngen, den Samen entweder aus der eigenen Fechsung oder aus dem herrschaftlichen Kasten auf den den Acker führen, säen, ernten. Dazu kamen Arbeiten auf den Wiesen, im Krautgarten, in den Weingärten und im Walde. Beschwerlich waren die Robotfuhren, die Spannrobot, die der Unterthan mit seinem Vieh verrichten musste. Der Unterthan, dessen Hube mit einen gemessenen Robot belastet war, musste eine bestimmte Anzahl von Arbeitstagen seiner Herrschaft zur Verfügung stellen. Dies konnte nicht als eine Bedrückung des Bauern erscheinen.

Die zeitlich ungemessene Robot wurde zur Bewirtschaftung einzelner im Eigenbetriebe der Grundherrschaft rückbehaltenen Gütercomplexe gefordert. Da kam es freilich vor, dass der Unterthan die Zeit, die er zur Bebauung der eigenen Hubengründe nöthig hatte, der Herrschaft widmen musste. So blieb die Zeit der Fechsung des Heues oder des Getreides für die Herrschaft und den Unterthan die gleiche, und „der Bauer, dessen Besitz mit ungemessenem Robot belastet war, hatte in erster Linie den herrschaftlichen Wiesen und Äckern seine Person und in den meisten Fällen auch sein Arbeitszeug wie die Bespannung zur Verfügung zu stellen, ob er auch bei der Einbringung der Ernte seines Grundherrn die seiner eigenen vernachlässigen musste, und bei Elementarzufällen, wie Regen und Fröſten, seine Pflichttreue mit einem theilweisen oder völligen Verlust seiner eigenen Ernte zu bezahlen hatte. Folgte der Bauer aber dem Rufe des Amtmannes zur Robot nicht, so wurde er mit bedeutenden Geldstrafen belegt, hatte das Versäumte nachzuholen, und verfiel schließlich als Robotrenitenter sogar der Gefahr, von seiner Hube abgestiftet zu werden." In Bezug auf die ungemessene Robot hieng also das Wohl und Wehe der unterthänigen Bevölkerung ganz besonders von der Güte oder Härte der Gutsherrschaft ab. In manchen Urbaren war die Last der Roboten einigermaßen gemildert, insofern für sie eine Art Entschädigung festgestellt war.

Die Hungersbacher in der Herrschaft Pfannberg waren verpflichtet, den „Wein in die Keller auf die Ganten zu legen, davon gibt man ihnen von jedem Fass zwei Viertel Wein und ein Suppen". In der Pfarre St. Dionysen ob Bruck gab man jedem Hubmann „zu dem Frühstück ein Brot, ein Viertel Dienstkäs, zu dem Mittentag Kraut und jedem ein Stuck Fleisch darinnen und ein Prein, zu der Jausen jedem ein Brot, ein Viertel Dienstkäs".

Die Robot wurde gewöhnlich vom Amtmann der Herrschaft, der in den slovenischen Gegenden Župan hieß, angesagt, oft auch von der Kanzel verkündigt.

Die Rechte und Pflichten der Herrschaften und der Unterthanen waren in den Dorfrechten, Pantaidingen, Taidingen oder Weisthümern[1] aufgezeichnet und wurden in den regelmäßig abgehaltenen Verhandlungen der Unterthanen verkündet. Diese Versammlungen, in denen Vertreter der Herrschaft, Anwalt oder Amtmann den Vorsitz führten, werden auch Taidinge genannt. Wer zu klagen hatte, konnte hier auftreten. Geboten war den Unterthanen, die Dienste zur rechten Zeit zu leisten, zu Georgi, St. Gilgen und St. Niklas. Wer das Dienstgetreide nicht in den Kasten ablieferte, sondern verkaufte, musste fünf Pfund 60 Pfenninge Strafe zahlen. Man findet manchen, heißt es in den Satzungen von Obdach, der das schlechte Getreide in den Kasten abliefert, und „das gute führt er auf den Wochenmarkt oder verkaufts sunst heimlich"; ein solcher musste die gleiche Strafe zahlen. Diebstahl wurde sehr hart bestraft und der „Zauberei und Mörderei" gleichgestellt. Brandlegung bedrohte das Hoftaiding von Gschaid bei Birkfeld mit dem Feuertode „ohne alle Gnade". Verboten war, schädliche Leute zu beherbergen, in den Obstgärten und herrschaftlichen Wäldern Bäume zu fällen oder zu jagen. Wer Obstbäume aus Neid oder Hass abhackt, der „ist verfallen 32 Pfund Pfenninge oder die rechte Hand auf dem Stock zu einer Strafe verfallen abzuhacken". Unbefugte Jagd und der Fischfang in dem herrschaftlichen Wasser wurde mit der Zeit immer strenger bestraft. Ein solcher Frevler wird nach dem Taiding von Reichenau und in der Prein aus dem 16. Jahrhundert mit Kerker bestraft. „Will er ledig werden, so gebe er zu Wandl sechs Pfund Denare oder beide Augen; begreift man ihn aber bei der Nacht so thue man ihm desgleichen; will er ledig werden, so gebe er zehn Pfund Denare oder die Augen". Mit Erlaubnis der Herrschaft konnten schädliche Thiere gejagt werden. „Wer auch mit Erlaubnis Fux, Mäder, Lux, Tär oder Piber zu Handen brächt, der soll die Bälg der Herrschaft zubringen, dem soll es

[1] Steirische und kärntische Taidinge, herausgegeben von H. Bischoff und A. Schönbach, Wien 1881.

nach Billigkeit bezahlt werden". Verboten war die Verletzung der Zäune, das Versetzen der Rainsteine, das Schimpfen und Raufen. Im Wolkensteiner Taiding heißt es: „Welcher die Mark- oder Rainsteine verkehrte oder ausgrübe, den soll man an der Stelle, da der Markstein gestanden ist, mit dem Haupte bis an den Gürtel eingraben und die Füße auskehren. Desgleichen, wer einen Markbaum abschlägt, den soll man mit dem Hals auf den Stock nageln". Sehr strenge wurde die Verletzung des Hausrechtes bestraft. „Wer der ist, der mit Frevel einem in sein Haus lauft, ihm das öffnet und mit werhafter Hand freventlich wirft oder schlägt, der ist der Herrschaft verfallen fünf Pfund und dem Richter ein Pfund Pfenninge." Selbst der Lauscher am Fenster oder an der Thür wird bestraft, denn er ist ein schädlicher Mensch, und der Hausherr, der ihn tödtet, geht ohne Strafe aus, wenn er dabei ohne Übereilung vorgegangen ist. Verboten war, bei Juden Geld aufzunehmen, die Kinder ohne Vorwissen der Herrschaft zu verheiraten „sunderlich aus der Herrschaft", endlich großer Aufwand bei Hochzeiten. „Es soll sich keiner überladen mit kostbarlicher Hochzeit zur Vermeidung künftiger Geldschuld und Armut; ungefähr vier Tisch erlaubt die Herrschaft bei der Pen (Strafe); als oft einer mehr Tisch hat über das Erlauben, als oft ein Pfund Pfenning zur Buße."

Diese Bestimmung wurde wenig beachtet. Ein Berichterstatter vom Ende des Mittelalters erzählt von einem Bauern in Steiermark, der zur Hochzeit seiner einzigen Tochter zweihundert Gäste einladen konnte. Während aber die Brautleute und die Gäste sich in der etwas entfernten Kirche befanden, überfielen Landsknechte das Bauernhaus, verzehrten das Hochzeitsmahl und tranken den Keller leer, so dass die von der Kirche Heimkehrenden nichts Genießbares vorfanden.

Über Diebstahl, Mord und Brand, überhaupt „umb solche Sachen, die den Tod berühren", hatte nur der Landrichter zu urtheilen, der den Blutbann hatte.

Bezüglich der Abstiftung ist in dem Taiding der Herrschaft St. Gallen, die dem Stifte Admont gehörte, festgesetzt: Ein Hintersasse, der sein Gut vernachlässigt, wird vom Amtmann zweimal an seine Pflicht gemahnt. Wenn er sich nicht bessert und sein Gut auch nicht verkauft, so verkauft es der Amtmann einem, der ihm gefällt, doch so, „dass demselben Mann, der da abfahren muss, das Geld eingehe, darumb es verkauft wird, vorbehalten, was drauf gangen ist".

Außer den Zinsungen, welche der Herrschaft geleistet werden mussten, waren die Bauern von rechtswegen zu keiner Steuerleistung verpflichtet; denn die Steuerpflicht ruhte auf den Grundherren und Güterbesitzern und sollte nicht auf die Bauern überwälzt werden. Aber manchmal wurden doch auch von den Bauern Steuern für den Landesherrn bewilligt und eingehoben. Auf dem Völkermarkter Landtag im Jahre 1470 wurde beschlossen, eine allgemeine Steuer einzuheben. Es hatten zu zahlen „ein Bauer, der auf einem ganzen Hof sitzt, 24 Pfenninge, der auf einer Huben oder Lehen sitzt, zwölf, der in einer Herberg oder Hofstatt sitzt, acht Pfenninge und ein jedes Weib den halben Theil von ihres Manns Anslag, ein Knab, eine Jungfrau, auch ein Kind vier Pfenninge, ein Dienstbot, Knecht und Dirn, Tagwerker oder Tagwerkerin sieben Pfenninge".

5. Münze. Preise und Löhne.

Für das Geldwesen war die Münzordnung des Herzogs Albrecht II. vom 10. December 1339 von großer Wichtigkeit.[1] Darin werden zwei Münzstätten genannt, die zu Graz und die zu Zeiring, die dem Landschreiber und dem Münzmeister unterstanden. Unter diesen standen auch die Münzhausgenossen, welche der Münztechnik kundig sein mussten. Drei von ihnen hatten das Amt der

[1] A. Luschin, Das Münzwesen in Steiermark während des Mittelalters. Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, 1874.

Zainmeister, drei das der Schrotmeister und zwei waren Setzer. Den Zainmeistern kam die Legierung des Silbers und das Ausgießen des geschmolzenen Metalls in dünne Barren oder Zaine zu, die Schrotmeister hämmerten das Metall aus und schnitten das Silberblech sodann mit der Scheere, die Setzer setzten die Münzstempel auf die Schrötlinge auf. Außerdem werden noch der Versucher oder Wardein, und der Eisenhüter genannt, von denen der erstere die Einhaltung des vorgeschriebenen Schrotes und Kornes prüfte, der zweite die vom Eisengraber (Graveur) angefertigten Münzstempel verwahrte und den Setzern übergab.

Die Einrichtungen, welche Albrecht II. in seiner Münzordnung traf, blieben lange in Geltung; doch traten die Grazer Pfenninge nach und nach stark hinter den Wiener Pfenningen zurück, so dass also in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters das gebräuchlichste Geld neben den Grazer Pfenningen der Wiener Pfenning war. Obgleich sich der Verkehr steigerte, dachte man in Österreich doch nicht daran, größere Silbermünzen zu prägen; daher nahm man gerne die böhmischen Groschen, die seit 1300 zu Kuttenberg geprägt wurden, und noch lieber die zu Florenz, Genua und Venedig in Italien und die in Ungarn geschlagenen Goldgulden auf. In Österreich wurden unter Albrecht II. und Rudolf IV. ebenfalls Goldgulden geprägt, aber nach Rudolfs Tode hörte die Prägung von Goldmünzen für lange Zeit wieder auf. Die Einbürgerung der Goldmünzen führte um 1330 einen Sturz des Silberpreises herbei, der auch in Steiermark verheerend gewirkt zu haben scheint; doch dauerte diese Geldkrisis nicht lange und es stellte sich für die Folgezeit das Verhältnis des Goldes zum Silber wie 1 : 11.

Als im fünfzehnten Jahrhundert die Herzoge von Baiern fast ganz wertlose Pfenninge prägten, von denen viele nach Österreich gelangten, wurden auch in den Münzstätten des Kaisers Friedrich III. und in denen seiner Gläubiger, die das Recht der Münzenprägung erhalten hatten, gehaltlose Pfenninge geprägt, die, wie schon erwähnt wurde, kaum mehr eine Spur von Silber ent-

hielten. Der Handel stockte, die Preise der Lebensmittel und die Löhne giengen in die Höhe und die Münzpächter und Speculanten bereicherten sich. Die Schinderlinge wollte niemand nehmen, denn sie „waren nur kupferne“. Wenn aber einer „behaimisch Groschen oder alt Pfenning hatt, der fand zu kaufen, was ihm noth war, so gab man ein guett Mahl oder ein Paar Schuech umb ein behaimisch Groschen“. Dass mit dem Verfalle der Münze der Grazer Bürger Balthasar Eggenberger in Zusammenhang steht, ist schon berichtet worden.

Der Preis der Waren und die Löhne der Arbeiter wurden im Mittelalter öfter festgesetzt. Wir haben beispielsweise einen Tarif aus dem Jahre 1460.[1] In Graz wurde von Zeit zu Zeit eine Brottafel veröffentlicht, „so dann allenthalben in Stät und Märkht geschickt sol werden“. Nach dieser Tafel hatten sich die Bäcker zu richten, doch konnten sie auch den „gemeinen Kauf des Traids, nemlich angesehen die Maß, so dann allenthalben ist“ berücksichtigen.

Eine gewöhnliche Mahlzeit im Gasthause bezahlte man mit acht Pfenningen. Das Pfund Rindfleisch kostete zwei Pfenninge bis fünf Heller; ein Kalb kostete vierzig, ein Lamm zwanzig, ein gemästeter Kapaun wie ein Hase zehn, ein Pfund Schmalz sechs Pfenninge.

Ein Paar Schuhe zahlte man mit sechzehn, ein Paar rothe Stiefel mit fünfzig Pfenningen. Der Schneider bekam für die Herstellung eines einfachen Rockes zweiunddreißig, für ein paar Beinkleider acht bis zehn Pfenninge; ein Maurer oder ein Zimmerer bekam Taglohn im Sommer 18, im Winter 14, ein Stein- oder Mörtelträger acht Pfenninge. Hiebei beachte man, dass ein Viertel Korn vierzig, eine „Feldgans“ acht, eine gemästete Gans sechzehn, zehn große Rüben einen Pfenning kosteten. Ein Weingarthauer wurde täglich mit sechs bis acht Pfenningen entlohnt. Für sie musste

[1] „Satzung der Pfenwert in der Steyrmark.“ Steiermärkische Geschichtsblätter II (1881), S. 65.

festgesetzt werden: „Es sullen der Landschreiber, Burgermaister, Richter und Rath in Stätten und Märkten darob sein, damit die Hauer zu rechter Zeit, als des Morgens umb sechs, in dem Weingarten sein und zum Abend umb sieben wieder daraus gehen.“

Die Theuerung veranlasste im Jahre 1497 die „Bergleut, Pfannhauser und Holzleut“, also die Arbeiter zu Aussee, beim Kaiser um Erhöhung ihres Taglohnes zu bitten, der sechs bis acht Pfenninge betrug. Sie erzählen, dass das Getreide, überhaupt „alle Pfennwert, Fleisch, Schmalz, Khäs, auch alle Handwerk erhöht“ wurden, so dass, wenn ihr Lohn nicht erhöht würde, die „Arbeiter der obbenennten Mängl halben da nit bleiben“ könnten. Sie beklagen es, dass ganze Wochen nicht gearbeitet werden könne, weil jetzt Kärnten mit Salz von Hall und mit Meersalz versorgt werde, dass in Rottenmann auf Getreide eine Maut gesetzt sei, dass sie gezwungen werden, Wein, Getreide und andere Lebensmittel von den Städten zu kaufen, während sie es doch von den Bauern billiger bekämen, dass ihnen endlich das Fischen und Jagen verboten werde.

Ob diese Lohnbewegung Erfolg hatte, weiß man nicht.

6. Wissenschaft und Kunst.

Noch immer standen die theologischen Wissenschaften im Vordergrunde. Ein fruchtbarer Gelehrter war der Abt Engelbert von Admont. Er betrieb seine Studien in Prag und Padua und wurde im Jahre 1297 zum Abt des Klosters Admont gewählt. Sein Vorgänger in dieser Würde, Heinrich, war ein hervorragender Staatsmann gewesen, Engelbert dagegen widmete sich ganz der Verwaltung seines Stiftes und den Wissenschaften. Er schrieb in lateinischer Sprache eine große Zahl theologischer Werke und daneben auch einige anderer Art, so „über die Natur der Thiere“ und „über die Ursachen und Zeichen des Wechsels der Luft und der Zeiten“, die

jedoch, wie ein historisches Werk über Rudolf von Habsburg, nicht mehr erhalten sind.

Etwa seit den Zeiten Rudolfs von Habsburg begann man, die Urkunden in deutscher Sprache zu verfassen. Die Zahl der Schulen in den Städten, Märkten und Dörfern mehrten sich, wenn die Nachrichten hierüber auch nur vereinzelt auftreten.[1] Aus dem fünfzehnten Jahrhundert besitzen wir eine in deutscher Sprache geschriebene Chronik des Geschlechtes und der Stadt Cilli, die wahrscheinlich um 1435 ein Minorit des Klosters in Cilli begonnen und dann bis zum Erlöschen des berühmten Geschlechtes fortgesetzt hat.[2]

Im dreizehnten Jahrhundert verbreitete sich auch in Steiermark eine neue Bauweise, welche man den gothischen Stil nennt. Die gothischen Kirchen sind äußerlich kenntlich durch den Spitzbogen bei Gewölben, Thüren und Fenstern, und durch die Schlankheit und größere Zierlichkeit der Thürme und des gesammten Aufbaues.

Diese neue Bauweise wurde zuerst in Frankreich geübt, und der in Frankreich entstandene Karthäuserorden brachte sie nach Steiermark. Das Karthäuserkloster Seiz wurde mit Mönchen aus dem Mutterkloster Chartreuse besetzt und so zeigt das Kirchlein zu Spitalitsch, des Hospitals des Klosters Seiz, die Anfänge der gothischen Kunst. Auch die Kirche des „Hospitals am Cerewald“ (Spital am Semmering), dessen Verwaltung die Karthäuser 1259 übernahmen, zeigen die Formen des gothischen Stils, ebenso die Leechkirche in Graz, welche der deutsche Orden zu Ende des 13. Jahrhunderts erbaute. Außerdem hat Steiermark noch eine große Zahl gothischer Kirchen aufzuweisen. Es machte sich mit der Zeit das Bedürfnis geltend, die Pfarrkirchen zu vergrößern; da aber die Mittel zu Neubauten nicht überall vorhanden waren, so begnügte man sich mit Erweiterungsbauten, die in dem neuen Stile

[1] F. v. Krones, Zur Geschichte des Schulwesens in Steiermark bis 1570, Mitth. 34.

[2] F. v. Krones, Die Freien von Saneck und ihre Chronik als Grafen von Cilli. Graz 1883.

ausgeführt wurden. Zu den ältesten und schönsten gothischen Kirchen gehört die Stadtpfarrkirche von Murau, die durch Otto von Liechtenstein 1300 entstanden ist. Das Mittelschiff ist bedeutend überhöht und Strebebögen spannen sich von den Strebepfeilern zu den Wänden des Mittelschiffes. Der Thurm, unten vier-, oben achteckig, ruht auf den vier Pfeilern der Vierung; der Steinhelm ist noch undurchbrochen und schwer lastend. Von dem Cistercienser-Kloster in Neuberg im Mürzthale, gegründet im Jahre 1327, sind noch der schöne Kreuzgang und die Kirche, jetzt Pfarrkirche, erhalten.

Zu den schönsten Kirchen gehört die Wallfahrtskirche zu Straßengel, deren kühn veranlagter Thurm die Aufmerksamkeit der Kunstkenner erregt. Sein oberstes Geschoss ist durchbrochen, über die Fenster erheben sich durchbrochene Giebel, zwischen denen Erzstatuen stehen. Der Helm steigt in acht schlanken, gegen einander geneigten Pfosten auf. Den Bau dieser Kirche begann der Abt Hartwig von Rein um 1340, die Mittel dazu gewährten das Stift, die Stände und Sammlungen im Lande.

Die größte Kirche des Landes ist die des Benedictinerstiftes St. Lambrecht, deren Schiffe von zweiundzwanzig Pfeilern getrennt werden. Der gothische Bau wurde im 14. und 15. Jahrhundert in diese Form gebracht.

Andere gothische Kirchen sind zu St. Erhard zu Breitenau, St. Maria am Pöllauberge, Maria-Neustift bei Pettau. Die älteste gothische Kirche in Graz ist die Leechkirche; außerdem stammen auch die Stadtpfarrkirche zum heil. Blut, die Franciscanerkirche, die zu St. Leonhard und der Dom aus gothischer Zeit. In der Nähe der Burg stand schon im zwölften Jahrhundert die Ägidius-Pfarrkirche, vom Kirchhofe umgeben, wo auch Land- und Gerichtstage abgehalten wurden. An ihrer Stelle ließ Kaiser Friedrich III. in den Jahren 1449 bis 1456 einen Dom erbauen, dessen Baumeister nur dem Hauptthore einigen Schmuck angedeihen ließ und im Innern seine Kunst besonders in der Construction

der Gewölbe zeigte.[1] Ein steirischer Baumeister war Hans Jersleben (1430), dessen Bild in der schönen Spitalskirche von Oberwölz angebracht ist; einen anderen lernt man an der Kirche zu St. Marein bei Knittelfeld kennen, die eine sehr schöne, ja prunkvolle Vorhalle aufweist. An einer Wand ist ein Kopf dargestellt mit der Inschrift im Spruchbande: Niklas von Admond, Maister der Kirchen 1445. Niklas Velbacher erscheint in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts öfters in Urkunden des Stiftes Admont.

Aus der gothischen Bauzeit hat sich ein einziges Privatgebäude erhalten, der sogenannte Fürstenhof in Bruck, der aber eigentlich Kornmesserhof genannt werden sollte.[2] Es hat gegen den Hauptplatz zu eine offene Laube, die aus sechs von Säulen getragenen Arcadenbögen besteht; darüber befindet sich im ersten Stock eine Gallerie nach Art der venetianischen Loggien. Die Brüstung dieser Gallerie, die nur theilweise erhalten ist, ist sehr schön gearbeitet, und das Maßwerk zeigt große Mannigfaltigkeit in den Motiven. Dieses schöne Haus wurde von einem Mitgliede der reichen, mit der Familie Pögl verschwägerten Bürgerfamilie Kornmesser, Pangraz Kornmesser, um 1505 erbaut. Die Kornmesser besaßen freie Hofstätten, Sägen, Eisenschmieden und Güter in der Umgebung von Bruck oder in weiterer Entfernung; Pangraz erhielt für eine dem Kaiser Maximilian geliehene Geldsumme die über der Stadt gelegene Burg Landskron und das Brucker Stadt- und Landgericht sammt der Maut daselbst als Pfand und in Pflegschaft. Die Familie Kornmesser starb bald aus, und die Familie Pögel trat in das Erbe ein.

Die gothischen Kirchen waren oft mit Fresken geschmückt, aber die meisten sind später übertüncht worden. Das Bild, das sich an der südlichen Außenseite des Grazer Doms befindet, ist schon kurz erwähnt worden.[3] Die Composition und die Ausführung dieses

---

[1] J. Graus, Der Ägidiusdom zu Graz. „Kirchenschmuck" V (1874).

[2] J. v. Zahn, Über den sogenannten Fürstenhof zu Bruck. Mitth. 35, 3 ff. Vgl. auch v. Zahns Styriaca I 114.

[3] H. Schwach, Das große Wandgemälde an der Südwand der Domkirche zu Graz im „Kirchenschmuck" II (1871).

Bildes wird außerordentlich gerühmt. Es scheidet sich in zwei Haupttheile, die durch ein erklärendes Schriftband getrennt werden. Der obere Theil enthält die Darstellung des Himmels und der Erde, der untere Theil in drei Bildern die Strafen: Heuschreckennoth, Krieg und Pest. Im oberen Theil ist die heilige Dreifaltigkeit dargestellt, bei welcher die heilige Maria und Johann der Täufer Fürbitte für die sündige Menschheit einlegen; hinter diesen sind die Patriarchen, die Evangelisten und die Heiligen versammelt. Die irdische Welt ist durch den Papst, dem zunächst die Heiligen Franz und Dominik dargestellt sind, die geistlichen Würdenträger und die Laien vom Kaiser bis zum Handwerker herab veranschaulicht. Besonders großartig, so urtheilt ein Kenner,[1] und in Deutschland ohne Beispiel, ist die obere Composition. Die Fülle von Ideen, der Reichthum der typischen Gestalten, die Abgewogenheit der Composition suchen wir vergeblich an gleichzeitigen deutschen Werken, man muss nach Italien gehen, um ähnliches zu entdecken. Nur ein deutscher Meister, der in Italien die Kunst studierte, kann dieses herrliche Werk geschaffen haben.

Von diesem Bilde ist noch zu bemerken, dass es die älteste Ansicht der Stadt Graz enthält. Sie befindet sich in dem mittleren der drei unteren Bilder, der Darstellung der Verheerung durch die Türken. Wir sehen das eiserne Thor, die Stadtmauer von da bis zum Thurm am Grillbüchel, wo später die Dietrichstein'sche Bastei erbaut wurde. Man sieht auch den Schlossberg mit der Straße, die auf denselben führt; an der Stelle, wo jetzt ein Kreuz steht, stand ein Wartthurm; man sieht weiter den Thurm, der heute Uhrthurm heißt, mit dem Thore, das später das erste Schlossthor genannt wurde, nachdem der Wartthurm niedergerissen war. Auf dem Plateau stand das alte Schloss, umgeben von einer Ringmauer mit Thürmen.[2]

---

[1] J. Wastler, Das Kunstleben am Hofe zu Graz unter den Erzherzogen Karl und Ferdinand. Seite 5.

[2] Wastler, Die ältesten Ansichten von Graz. Mitth. 40. S. 280.

Graz besitzt aus dem fünfzehnten Jahrhundert auch schöne gothische Tafelbilder; in der Leechkirche befindet sich ein Votivbild des Ritters von Stuchwitz, Comthurs des deutschen Ordens: die Madonna im Rosenhag mit dem heiligen Christoph und dem knienden Donator. Aus dem Jahre 1457 stammt das sogenannte „Grazer Dombild", das einst Hochaltarbild gewesen zu sein scheint. Es stellt die Kreuzigung Christi vor und ist ausgezeichnet durch die Charakteristik der zahlreichen Figuren. Ungefähr aus derselben Zeit stammen der Flügelaltar in der Spitalkirche zu Aussee und die fünf Flügel des Altarwerkes zu Pettau.

Eigenthümliche Werke der Steinsculptur zeigen die Tragsteine (Consolen) der Gewölbrippen im Kreuzgange zu Neuberg. So sind vorhanden Löwe, Adler, Ochs und Engel, die sich als Symbole der vier Evangelisten leicht erklären lassen. Man findet da unter anderen auch einen Löwen, der mit offenem Rachen vor seinen Jungen steht. Diese Darstellung bedeutet die Auferstehung Christi aus dem Grabe; denn von dem Löwen glaubt man, dass er das todt zur Welt gebrachte Junge am dritten Tage nach der Geburt durch seinen Anhauch zum Leben bringe. Auch der Pelikan ist dargestellt, der sich die Brust öffnet, um mit seinem Blute seine Jungen ins Leben zu rufen; er ist das Sinnbild des Heilands, der für die Menschheit sein Blut hingegeben hat.

Kunstvoll gearbeitete Kirchengefäße aus den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters, besonders Kelche und Monstranzen, verwahren unsere Klöster in größerer Zahl, ein aus Bronze gearbeiteter Luster aus dem fünfzehnten Jahrhundert befindet sich in der Stadtpfarrkirche von Murau; schöne Schlösser, Beschläge, Bänder, Gitter und Geländer aus Eisen zeigen, dass die Eisenschmiedetechnik vielfach geübt wurde. Auch die Holzschnitzerei wurde künstlerisch betrieben. Als Werke der figuralen Holzsculptur seien erwähnt die Flügelaltäre von Gröbming, von St. Lambrecht und von St. Martha zu Marein bei Knittelfeld. Die Chorstühle der Stadtpfarrkirche zu Pettau vom Jahre 1446 sind eine tüchtige Arbeit, und das Landes-

museum verwahrt noch den sogenannten Krönungswagen des Kaisers Friedrich III. Von diesem Alterthum ist nur der Wagenkorb mit der Überwölbung erhalten; zwei wilde Männer halten Wappen, der eine den gekrönten Schild Portugals, des Heimatlandes der Kaiserin Eleonore, der andere den österreichischen Bindenschild. In der Mitte befindet sich das Reichsadlerwappen und über demselben sind die Buchstaben A, E, I, O, U und die Krone angebracht. Auch Glasgemälde kann Steiermark aus alter Zeit aufweisen, so in der Kirche in der Vorstadt Wasen von Leoben, und in der zu Breitenau, in der zu Straßengel, in der Magdalenenkirche zu Judenburg sowie in der Leechkirche in Graz. Zu Breitenau befindet sich hinter dem Hochaltare ein Fenster mit fünfzehn Darstellungen, darunter der Herzog Albrecht III. mit seinen Frauen. Der Herzog ist kniend dargestellt, in voller Rüstung und mit einem Zopfe, der in einer verzierten Kapsel über den Rücken hängt.

In den Nonnenklöstern wurde auch in dieser Zeit noch die Seidenstickerei eifrig betrieben, wenn auch von Kunstwerken dieser Art nur wenig erhalten ist. Das Kloster Admont besitzt eine in technischer Beziehung hoch geschätzte Mitra, die auf glänzendem Goldgrunde Heilige des Benedectinerordens zeigt.

7. Sitten.

Die Nachrichten über Sitten und Gewohnheiten sind dürftig. Wie es in höheren Kreisen bei festlichen Anlässen zugieng, kann man aus der Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten ersehen, welche im Jahre 1295 in Graz stattfanden. Damals wurde nämlich hier die Tochter des Herzogs Albrecht I., Anna, mit dem Markgrafen Hermann von Brandenburg vermählt. Der Markgraf wurde natürlich mit großem Gepränge empfangen. In seine Herberge sandte man ihm kostbare Kleider, und auch die vierundzwanzig Knechte, die er mitgebracht hatte, wurden mit neuen Kleidern versehen. Eine Anzahl Knappen wurde zu Rittern geschlagen, und ein glänzendes Turnier gab ihnen Gelegenheit, ihre

Gewandtheit in der Waffenführung vor einem Kreise auserlesener Gäste zu zeigen. Nach dem Turnier kleideten sich die Ritter in leichte Kleider und giengen zur Tafel, worauf sie zu Hof ritten. Man fand die Herzogin mit ihrer Tochter und ihren Frauen im Baumgarten, und da hatte jeder Gelegenheit, die minnigliche Braut zu bewundern. Darauf segnete der Bischof von Seckau die Ehe des Markgrafen mit der Herzogstochter ein. Am andern Tage erst kam der Großvater der Braut, der Graf Meinhard von Görz, dem man im Prunkzuge entgegenritt. Noch sechs Tage dauerte das Fest. Ritterspiele wechselten mit Tanz und den Freuden der Tafel, im Garten der Burg ertönten die Harfen, Fiedeln, Flöten, Pfeifen, Posaunen, Trompeten, Schalmeien und Hörner. Mit freigebiger Hand spendete Herzog Albrecht den Gästen allerlei Geschenke, Silber, Ross und Gewand.

Wie die Bürger der Stadt Graz die herzogliche Familie und die fremden Gäste geehrt und in welcher Weise sie an dem Feste theilgenommen haben, davon berichtet der Reimchronist Ottokar, der diese Festlichkeiten beschrieben hat, nichts.

Im ausgehenden Mittelalter machte sich in allen Ständen ein Verfall der Zucht, ein Hang zu übermäßiger Genussucht und zu Gewaltthätigkeiten bemerkbar. Das Leben des Clerus entsprach im vierzehnten und besonders im fünfzehnten Jahrhundert nicht immer den kirchlichen Vorschriften. Es war ein Nachtheil, dass hohe geistliche Würdenträger oft mehrere Pfründen besaßen, dass Pfarrer ihre Pfarrei verließen und einen Stellvertreter einsetzten, der nur einen Theil der pfarrlichen Einkünfte bezog, dass es häufig zu Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Weltlichen kam. Die Kriegsnöthen fügten Kirchen und Klöstern großen Schaden zu, und wenn ein Kloster an einer befahrenen Straße lag, so wurde es von Gästen — Herren, Rittern und Beamten — nie leer. Darunter litt die Wirtschaft der Klöster und das sittliche Leben ihrer Bewohner.

Auf den Provinzialconcilien, welche die Salzburger Erzbischöfe häufig abhielten, wurden die alten strengen Vorschriften über das

kirchliche Leben erneuert und neue erlassen, aber sie nutzten nur wenig. Die Secte der Waldenser, welche zuerst gegen Missbräuche, die sich in die Kirche eingeschlichen hatten, dann aber auch gegen Glaubenslehren auftraten, fanden ihren Weg auch nach Österreich, wo die Stadt Steier ihr Hauptsitz wurde.[1] Auch in Steiermark zeigten sich solche Ansichten. Im Jahre 1312 gebot der Patriarch Ottobonus von Aquileja dem Prior Gottfried von Seiz, mit Strenge gegen die Ketzer in Untersteier vorzugehen. In Steier erbten sich diese Irrlehren fort; in den Jahren 1365 bis 1380 und später wurde gegen sie mit scharfen Maßregeln eingeschritten. In Steiermark wurden Waldenser in der Umgebung von Hartberg vorgefunden.

In diesen Zeiten wurden häufig Wallfahrten unternommen und zwar auch in weite Ferne, wie nach Rom, nach Aachen, wo man viele Heilthümer aufbewahrte, nach Köln und Trier. Ein reicher Bürger von Steier ordnete in seinem Testamente 1479 an, dass „seiner Seel zu Hilf und Trost“ von seinen Erben oder deren Stellvertretern eine Romfahrt, eine Aachfahrt, eine Fahrt nach Maria-Zell, eine nach St. Wolfgang, eine zur Leonhardskirche und eine nach Tamsweg gemacht werde. Die Wallfahrer beichteten und communicierten vor Beginn der Fahrt, empfiengen aus den Händen des Priesters Stab und Tasche und einen Pass, der ihnen die Anwartschaft auf ein ausgiebiges Almosen eröffnete. Lange Zeit war Aachen der beliebteste Wallfahrtsort. Dahin zogen viele Pilger aus Innerösterreich und Ungarn, besonders Slovenen, die aber als „Hungarn“ oder „Wiener“ bezeichnet wurden. Man hat sich am Rhein die Fragen aufgeschrieben, die man an diese Fremdlinge stellte, um ihre Heimat zu erkunden. Wer die Fragen: Ste vi Slovenci? Seid Ihr Slovenen? Od kóth ste vi? Woher kommt Ihr? Kam greste vi? Wohin zieht Ihr? verstand und Antwort gab, gehörte dem slovenischen Volke an. Im Jahre 1454 war in Aachen ein solcher Andrang von Pilgern,

[1] Ilwof, Die Waldenser in Österreich. Österr.-ungarische Revue 1871.

unter denen sich viele Windische und Ungarn befanden, dass aus Vorsorge die Stadtthore geschlossen und jeder Nation ein besonderer Raum angewiesen wurde, von dem aus sie die Heilthümer sehen konnte. Im Jahre 1524 brachten etliche Ungarn, die aber vielleicht Südslaven waren, große Bären von Pferdeslänge mit, die sich aufrichteten und nach der Musik tanzten. „Diese Bären blieben nach der Heilthumsfahrt lange Zeit zu Köln und in der Umgebung, bis dass die Leute zuletzt mit den Bären ihre Mörderei im Lande antrieben und also die Bären vertilgt wurden".

Die Aachenfahrten wiederholten sich jedes siebente Jahr und dauerten bis in die Zeit Maria Theresias, welche sie untersagte.[1]

Die den Lehren der katholischen Kirche und ihren Vertretern feindliche Stimmung, die sich zur Zeit der Waldenser auch in Steiermark zeigte, ist nicht mehr ganz verschwunden. Von Zeit zu Zeit wurde das Volk von der Kanzel aus auf die geistlichen Strafen aufmerksam gemacht, denen die verfielen, die sich gewisser Verbrechen und Vergehen schuldig machten. Die Ketzer und solche, die „päpstliche Auffatzung (Verordnung) widerreden und widerklaffen mit Frevel" wurden mit dem päpstlichen Banne belegt. Minder hart wurden die bestraft, welche nicht wenigstens einmal im Jahre beichteten oder ihre Beichte theilten, d. h. einen Theil ihrer Sünden einem Geistlichen, den andern Theil einem zweiten Geistlichen offenbarten, solche, die das Vaterunser und den Glauben nicht kannten und „nicht lernen wollen", die ihrem Pfarrer nicht gehorsam waren, die „Gott und sein Heiligschaft verspotten", die wider die Predigt und das Wort Gottes zu reden wagten. In Untersteiermark gab es auch solche, die dem hussitischen Grundsatze huldigten, dass es nicht gleichgiltig sei, ob ein guter oder schlechter Priester das Abendmahl spende.[2]

---

[1] A. von Luschin-Ebengreuth, Die windische Wallfahrt an den Niederrhein. Rheinische Monatsschrift IV.

[2] Schönbach, Untersteirische Bannbestimmungen. Beiträge z. Kunde steir. Geschichtsquellen 13.

Von Zeit zu Zeit ertönten Klagen über großen Aufwand in der Kleidung. Zum Jahre 1336 wird in einer Chronik berichtet: „Einige Leute ließen sich den linken Ärmel von einem andern Tuch verfertigen, als das war, aus welchem der Rock gemacht war. Einige hatten beide Ärmel von gleicher Weite, andere verzierten den linken auf mancherlei Weise theils mit Bändern von verschiedenen Farben, theils mit silbernen Röhrlein an seidenen Schnüren. Einige trugen auf der Brust ein Tuchstück von verschiedener Farbe, mit silbernen und seidenen Buchstaben geziert". Bald trug man die Kleider so eng, dass man sie nur mit Hilfe anderer oder mittels Auflösung einer Menge kleiner Knöpfchen ausziehen konnte, bald wieder so weit, dass man dazu eine unglaublich große Menge Tuch benöthigte. Lange waren die Schleppkleider beliebt. Man trug auch gern Kleider, die aus verschiedenfarbigen Stofftheilen zusammengesetzt waren, und behängte sie mit klingenden Schellen. Man schminkte sich, trug falsches Haar und erhöhte die Kopfbedeckung, den Sturz, so dass ein Drahtgerüste den Bau zusammenhalten musste. Die Schuhe endeten in spitzige und aufwärts gebogene Schnäbel.

Dem in bürgerlichen Kreisen eingerissenen Luxus suchten die Bürger der steirischen Städte und Märkte selbst im Jahre 1439 durch einige Satzungen zu steuern. Dies ist auch in den deutschen Reichsstädten wiederholt geschehen, aber diese Vorschriften haben weder dort noch hier viel genutzt. Niemand in den Städten und Märkten sollte auf dem Rocke eine Pelzverbrämung tragen dürfen, nur ein Tuchbesatz und ein Silbergürtel unter drei Mark Silber wert war erlaubt. Den Frauen wurden die Schleppen verboten; ein Frauenrock durfte nur so lang sein, dass „er auf die Erde stöss"; ihr Gürtel durfte nur einen Wert von zwei Mark Silber haben. Zum Kindtaufschmaus sollten nur höchstens zwölf Frauen geladen werden; bei einer Hochzeit durfte man nur sechs Tische zurüsten und an jedem Tische nur für acht Personen decken. Wer über Land heiratete, sollte seine Habe nur mit vierzehn Pferden befördern; wer mehr verwenden würde, sollte zu einer Strafe

von vier Pfund verhalten werden, von denen zwei dem Heimatsorte des Bestraften zufallen, zwei in Graz hinterlegt werden sollten, „zu aller Stat und Märkt Notdurft". Somit war eine allgemeine steirische Städtecasse beabsichtigt gewesen, von deren Zustandekommen man aber nichts weiß.

Allgemein war die Unsitte, sich selbst Recht zu verschaffen, die zugefügte Unbill selbst zu strafen. Ebenso allgemein waren das Fluchen und die Trunksucht. Im Jahre 1517 rief der Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein die St. Christoph-Brüderschaft ins Leben; die Mitglieder wollten sich des Fluchens und des übermäßigen Zutrinkens enthalten und andere zur Mäßigkeit bewegen. Kein Mitglied sollte „bei Gottes Leichnam, Marter, Blut noch seinen heiligen Leiden schwören, denn es hat einer sonst viel ander böser Flüch genug" für seinen Bedarf übrig. Wer sechsmal in einem Monat fluchte, wurde aus dem Verein ausgeschlossen. Die Mitglieder wählten den heiligen Christoph zu ihrem Beschützer, dessen Bild sie am Hute, am Halse oder sonst auf sichtbare Weise trugen. Etwa achtzig Edelleute von Innerösterreich verpflichteten sich mit Unterschrift und Siegel zur Einhaltung der Bundessatzungen. „Alle die im Land Steier in der Gesellschaft sein", wollten einige bestimmte Tage im Jahre zusammen kommen, den Gottesdienst besuchen, dann aber „alle bei einander in einem Haus essen". Einen Erfolg hatte diese Verbindung nicht, die sich schon nach dem Tode des Gründers auflöste.

Die Erziehung der adeligen Jugend war von der in früheren Jahrhunderten nicht merklich verschieden. Noch immer wurde auf die Ausbildung der körperlichen Kräfte und Fertigkeiten das Hauptgewicht gelegt, und die Kenntnis des Lesens und Schreibens war wenig verbreitet. War ein adeliger Knabe zwölf Jahre alt, so brachte man ihn in die Dienste eines „Herrn"; er musste nun Rosse warten und die Waffen in Stand halten oder nachtragen. Die Beischrift eines alten Bildes, welches einen „Spießjungen" zu Pferde darstellt, lässt ihn sagen:

Ich wart der Roſs und dien zu Tiſch,
Meim Junkern thue ich aufblaſen;
Zu aller Schalkheit bin ich friſch,
Daſs mir oft blut Maul und Naſen.
Es ſchadt mir nichts, ich pfeif ihm dran,
Zuweil wird mir das Reiten ſauer,
Gut Koſt und Kleid davon ich han,
Doch hab's ich beſſer dann ein Bauer.

Größer geworden, gelangte er wohl auch in den Dienſt des Kaiſers oder einer fürſtlichen Perſönlichkeit, und wurde auch als Botſchafter mit Mandaten und Briefen zu Fürſten, Grafen und in Städte geſchickt, wodurch er Land und Leute kennen lernte, oder er nahm Kriegsdienſte bei irgend einem berühmten Feldherrn oder auch im Grenzgebiete gegen die Türken.[1]

Es gab freilich auch Eltern, welche ihren Söhnen eine tiefere geiſtige Bildung zutheil werden ließen; dieſe jungen Männer ſollten nicht „mit dem Spieß ihre Nahrung gewinnen", ſondern „mit der Feder", aber ſie wurden wegen ihres vielen Wiſſens von ihren Standesgenoſſen häufig verſpottet.

Bezüglich der im fünfzehnten Jahrhunderte in Steiermark herrſchenden Rechtsanſchauungen ſei bemerkt, daſs man bei Todtſchlägen bemüht war, den Schuldigen mit der Verwandtſchaft des Getödteten zu vergleichen. Verwandte beider Theile oder gute Freunde ſetzten feſt, was der Thäter an frommen Werken für die Seele des Erſchlagenen, an Entſchädigung für deſſen Familie und an Bußwerken leiſten ſollte. Es wurde ihm alſo die Zahlung einer Entſchädigungsſumme auferlegt; er muſste „Seelämter", Meſſen für den Erſchlagenen leſen laſſen und denſelben in knieender Stellung und nackt bis zum Gürtel beiwohnen, in Begleitung mehrerer Männer, die, wie er, brennende Kerze trugen, auf dem Grabe des Erſchlagenen beten, Geld opfern und endlich auch Wallfahrten nach Rom, Maria-Zell und Aachen unternehmen.

[1] A. Luſchin v. Ebengreuth, Studien zur Geſchichte des ſteiriſchen Adels im ſechzehnten Jahrhundert. Mitth. 23.

Dritter Zeitraum.

Der Übergang zur Neuzeit. Maximilian I.

Auch in den ersten Jahren der Regierung Maximilians I. wurde Untersteiermark von Türkenhorden heimgesucht; doch haben sich diese Drangsale unter seiner Regierung nicht wiederholt.

Maximilian schuf für die Regierung seiner Erbländer eine neue Einrichtung. Schon im Jahre 1493 setzte er für die Herzogthümer Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain ein „Regiment“, d. h. eine Regierung ein, die aus einem Hauptmann und mehreren Statthaltern und Räthen bestand, und zuerst in Wien ihren Sitz hatte. Außerdem wurde in Wien eine Rechnungskammer, d. h. eine Finanzbehörde und in Wiener-Neustadt ein oberstes Gericht eingesetzt. So standen jetzt die fünf Herzogthümer unter drei obersten Behörden für die politische Verwaltung, das Finanzwesen und die Justiz, wodurch eine engere Verbindung zwischen ihnen hergestellt wurde. Mit diesen Einrichtungen waren zwar die Steirer nicht zufrieden, weil sie für die Selbständigkeit ihres Landes fürchteten, aber eine Änderung wurde nicht vorgenommen.

Aus der Regierungszeit Maximilians sind zwei Ereignisse von Bedeutung hervorzuheben.

1. Die Vertreibung der Juden.

Alle Völker, die wirtschaftlich wenig entwickelt sind, haben eine große Abneigung gegen den Capitalzins, der ihnen als ein hassenswerter Gewinn des Müßigen auf Kosten des Arbeitenden erscheint. Da die katholische Kirche das Zinsnehmen verbot, das sich immer mehr entwickelnde Wirtschaftsleben aber der Darlehensgeschäfte nicht entbehren konnte, so traten die Juden als Geldleiher auf. Die Unsicherheit dieses Geschäftes aber brachte es mit sich, dass sie hohe Zinsen, selbst mehr als achtzig Procent, forderten, und dies machte sie überall verhasst.

Auch in Steiermark waren seit alten Zeiten Juden ansässig. Sie sind wohl schon in den Römerzeiten von Italien her in unserem Lande erschienen. Besonders stark war Judenburg, ein wichtiger Handelsort, von Juden bevölkert; sie wohnten zahlreich in Judendorf bei Graz, wo sie Weinhandel betrieben, und in Graz selbst hatten sie ein Ghetto zwischen der Bürgergasse, die jetzt Herrengasse heißt, und der Schmiedgasse. Sie konnten zwar Häuser erwerben, aber das Bürgerrecht wurde ihnen nirgends zuerkannt; sie waren wie überall, so auch in Steiermark „landesfürstliche Kammerknechte", d. h. sie waren verpflichtet, Steuern in die landesfürstliche Kammer zu zahlen. Verachtung und Hass wurden ihnen reichlich entgegengebracht, aber der Verkehr mit ihnen konnte nicht vollständig verhindert werden. Auf der Synode, die im Jahre 1267 in Wien beisammen war und an der auch die Kirchenfürsten von Aquileja und Salzburg theilnahmen, wurden bezüglich der Juden folgende Bestimmungen getroffen: Alle Juden sollen wie in früheren Zeiten einen gehörnten Hut tragen; der Jude, der ohne einen solchen Hut getroffen wird, soll zu einer Geldstrafe verurtheilt werden. Die Juden sind verpflichtet, den Pfarrern ihrer Wohnsitze denselben Nutzen zu leisten, welchen jene von den Christen bezögen, wenn diese die Wohnstätten der Juden innehätten; daher ist jeder Jude zur Leistung des Zehnten verpflichtet. Badstuben und Weinschenken der Christen dürfen Juden nicht besuchen, sie dürfen keinen christlichen Diener halten und auch nicht zur Einnahme von Mauten und zu öffentlichen Ämtern zugelassen werden. Während der vierzigtägigen Fasten dürfen die Juden kein Fleisch offen nach Hause tragen. Diese Beschlüsse sollten von den Kanzeln aller Pfarrkirchen verlesen werden.

Nach den untersteirischen Bannbestimmungen, die von Zeit zu Zeit von der Kanzel herab dem Volke eingeschärft wurden, waren dem bischöflichen Bann verfallen „alle, die den Juden dienen, bei ihnen wohnen oder ohne zwingenden Grund mit ihnen reden, essen oder trinken". Aber die Juden wurden auch in Steiermark sehr geldkräftig und arbeiteten auch hier mit eigenem wie mit fremdem Gelde; denn

manche Christen übergaben den Juden Geldsummen, welche diese gegen Zinsen verliehen und nöthigenfalls auch mit Klage und Execution wieder hereinbrachten. Das Salzburger Provincialconcil vom Jahre 1300 gebot der Geistlichkeit, solche Christen anzuzeigen, damit sie bestraft werden könnten. Und im fünfzehnten Jahrhundert wurde jedem mit dem Banne gedroht, der den Juden Geld gab, um durch sie zu Wucherzinsen zu gelangen. Da in dem genannten Jahrhundert der Wohlstand infolge der vielen Unglücksfälle, welche das Land trafen, sehr gesunken war, finden wir viele Adelige, Bürger und selbst Bauern den Juden stark verschuldet. Im Jahre 1478 wird erwähnt, dass die Stadt Judenburg „an Häusern und Bürgern fast in Abnehmen" gekommen sei „durch die Jüdischheit". Eben damals verkündete Kaiser Friedrich III., dass er auf die „Jüdischheit" in Steiermark, Kärnten und Krain 3000 Pfund Pfenninge als Steuer gelegt und die Eintreibung dieser Summe dem „langen Aram" und Muschel, Merchleins Sohn, aufgetragen habe.

„Es gab im Mittelalter", sagt ein Forscher,[1] „kein Kloster, das nicht irgend welche Verbindlichkeiten gegen die Juden gehabt, keinen Edelmann, der nicht mehr oder minder den Juden in der Tasche gelegen hätte, ja selbst der hörige Bauernstand war ihnen mehr verpflichtet, als der wirtschaftliche Vortheil der Grundherren es gutheißen konnte."

Von Zeit zu Zeit machte man sich der Judenschulden ledig. So wissen wir, dass der Edle Moriz Willmer im Jahre 1427 in der Synagoge zu Judenburg die Aufforderung erließ, dass alle, welche Schuldscheine von ihm besäßen, sich binnen dreißig Tagen melden sollten, da er diese Scheine einlösen wolle; wer dies nicht thue, verliere sein Recht und seinen Anspruch. Als sich nach dreißig Tagen niemand gemeldet hatte, stellte die Synagoge dem genannten Edelmann eine Urkunde aus, in der es heißt, dass alle

[1] Zahn, Über eine jüdische Urkunde des fünfzehnten Jahrhunderts. Mittheilungen 11.

Schuldscheine Willmers, die etwa noch vorgewiesen würden, „null und nichtig, ohne Wert und ohne Giltigkeit vor Gericht“ seien.

Nicht so leicht konnte sich der den Juden verschuldete Bauer wieder aufhelfen; man trachtete daher, diese Verschuldung zu verhindern, fand aber dazu kein anderes Mittel als das Verbot. Nach dem steirischen Landrechte durfte ein Jude einem Bauer nur auf eine bewegliche Pfandsache Geld leihen, auf Grund und Boden nur mit Erlaubnis des Gutsherrn. Den Unterthanen des Stiftes St. Lambrecht wurde ausdrücklich untersagt, „von den Juden Geld auf Grund oder Brief“ zu nehmen, aber dieses Verbot wurde wenig beachtet. Am stärksten waren die Unterthanen des Stiftes Rein den Juden verschuldet. Im „Judenbuche“ dieses Klosters sind alle Klosterbauern angemerkt, welche mit ihren Gütern den Juden verfallen waren, und ebenso die Vergleiche, durch welche das Kloster sich die Gründe und deren Renten erhielt. Im Jahre 1478 befahl Kaiser Friedrich III. den Juden, die Bauernschulden auf die Aufforderung des Abtes von Rein diesem zu melden, worauf sie von dem Hab und Gut der Bauern innerhalb Jahresfrist bezahlt werden sollten. Welcher Jude die Aufforderung des Abtes zu einem Vergleiche nicht beachten würde, sollte sein Recht verlieren, das ihm keine gerichtliche Klage wieder verschaffen könnte.

Von blutigen Verfolgungen der Juden in Steiermark hört man wenig. Im Jahre 1312 soll in Fürstenfeld und Judenburg das Volk über die Juden hergefallen sein. Wie anderwärts erzählte man sich auch in Steiermark, die Juden hätten die Hostie geschändet. Zum Jahre 1338 erzählen die Annalen des Cistercienserstiftes Neuberg: „Die Juden wurden in verschiedenen Gegenden von den Christen erschlagen, und sie tödteten sich gegenseitig, sobald sie nicht hoffen konnten, davonzukommen.“ Manchen Schriftstellern des Mittelalters ist es nicht recht, dass die Juden von den Fürsten beschützt wurden. Weil Albrecht I. die Juden beschützte, meint einer, ließ Gott seine Ermordung zu. In den Artikeln, über welche sich die Städte und Märkte um 1439 einigten, erscheint auch einer, nach

welchem den Juden „allerley Kaufmannschaft (d. h. der Handel) in Städten und in Märkten, auf dem Lande und auf allen Jahrmarkten" verboten werden sollte. Sonderbar ist die Bestimmung in demselben Artikel, dass die Juden gleich den Christen von allem, was sie über Land führten, Maut und Zoll geben müssten; nur „todte Juden" sollten mautfrei sein. In derselben Zeit sollen die Juden aus Graz vertrieben worden sein; vielleicht mussten sie damals ihre Häuser in der innern Stadt (im untern Theile der Herrengasse, gegen das eiserne Thor zu) verlassen, denn nachher erscheinen sie in der Gegend der heutigen Karlau angesiedelt.

Im allgemeinen schenkte Kaiser Friedrich den Klagen der verschuldeten Christen wenig Gehör, da er die Geldkraft der Juden gut zu schätzen wusste, aber sein Nachfolger Maximilian beachtete sie mehr. Da die Stände sich bereit erklärten, dem Kaiser für die entfallende Steuer seiner allzeit dienstfertigen „Kammerknechte" die Summe von 38.000 Gulden zu zahlen, so erließ er im März 1496 den Befehl, dass die Juden das Land Steiermark für immer verlassen sollten. Als Ursachen dieser Maßregel gibt die Urkunde des Kaisers die Unthaten der Juden und ihr betrügerisches Verfahren gegen die Christen an. Es sind uns, heißt es darin, mehrmals „merklich und schwer Unehre, Laster und Schmach von unser Jüdischheit" zu Ohren gekommen, ferner, dass die Juden „junge christliche Kinder jämmerlich gemartert, getödt, vertilgt, ihr Blut von ihnen genommen und zu ihrem verstockten, verdammlichen Wesen gebraucht". Überdies war dem Kaiser und den Prälaten, Herren, Rittern, Städten uud Märkten mitgetheilt worden, dass „diselb Jüdischheit ihr Vorfordern und sie mit falschen Briefen, Insiglen und in anderem Wege, in und außerhalb Rechtens in mannigfaltig Weise betrogen und viel mächtiger und ander Geschlecht damit in ganz Verderben und Armut gestürzt hätten". Nicht die religiöse Abneigung der Geistlichkeit, noch das Zahlungswiderstreben des Adels allein vertrieben die Juden, sondern vor allem der schädliche nationalökonomische Einfluss, den sie ausübten.

Bis zum Dreikönigstage 1497 sollten die Juden das Land verlassen haben, und kein Jude sollte sich mehr darin ansiedeln und Handel treiben dürfen. Doch zog sich die Auswanderung der Juden bis zum Jahre 1510 hin.

Es heißt wohl, dass Steiermark mit der Judenaustreibung seine Steuerfreiheit einbüßte. Es ist richtig, dass die Landesherren, die auch früher die Länder zu Steuerleistungen herangezogen, doch in ihren Kammerknechten, den Juden, ihre Hauptgeldquelle sahen. Da diese versiegte, mussten die Landtage regelmäßiger als sonst Steuern bewilligen. Allein wie die Verhältnisse sich entwickelt hatten, wäre es auch ohne die Vertreibung der Juden zu regelmäßigen Steuern gekommen. Immerhin aber mag der Bauernaufstand vom Jahre 1515 mit der Maßregel der Judenvertreibung im Zusammenhange stehen.

Etwas Außergewöhnliches war die Vertreibung der Juden aus Steiermark nicht; im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts war ihre Ausweisung auch in mehreren anderen Ländern vor sich gegangen.

2. Der Bauernaufstand.

Im Jahre 1515 wüthete in Untersteier und theilweise auch in Mittelsteier ein Bauernaufstand.[1]

Die Ursachen dieser Bewegung waren wirtschaftlicher Natur. Infolge der häufigen Kriege waren in Untersteier, Krain und Kärnten viele bäuerliche Besitzungen verwüstet worden; viele Bauern hatten ihr Leben eingebüßt, manche hatten sich verlaufen und die, welche ihre Felder wieder bestellten, waren verarmt. Es gab genug Herrschaften, die ihren Unterthanen durch den Nachlass der Giebigkeiten und durch Unterstützungen wieder aufzuhelfen suchten, aber viele thaten es nicht, oder konnten es nicht thun; denn auch das

[1] F. M. Mayer, Der Bauernaufstand des Jahres 1515. Wien 1883. — A. Mell, Die Lage des steirischen Unterthanenstandes seit Beginn der neueren Zeit u. s. w. Weimar 1896.

Erträgnis der Herrschaften war durch die Türkeneinfälle und die Kriege mit den Ungarn stark geschmälert worden. Überdies waren die Bedürfnisse des Adels größer geworden, und die Geldkraft der Juden konnte nicht mehr in Anspruch genommen werden. Dazu kam, dass die Geldforderungen der Landesfürsten immer häufiger wurden; die Herrschaften aber hoben die Steuern, die auf ihre Güter geschlagen wurden, von ihren Unterthanen ein. Sie suchten daher ihre Bodenrente, die sich in Zinsen und Dienstleistungen darstellte, zu erhöhen und verlangten von ihren Unterthanen größere Leistungen an Zehenten und Roboten, nutzten ihre Rechte, das Recht auf Jagd, Fischerei, Gerichtsgebüren, auf den Nachlass der verstorbenen Unterthanen strenger aus und legten selbst neue Mautstätten an. Sie hielten sich also nicht an das, was in den Urbaren verzeichnet stand, nicht an das Althergebrachte, sondern verlangten mehr. Dies war auch in anderen Ländern der Fall. Um 1500 sagt Hans Rosenplüt in Nürnberg: „Alle Jahre erhöhen die Grundherren den Bauern die Gült.“ Besonders thaten dies jene, welche landesfürstliche Güter im Pfandbesitze hatten; diese kümmerten sich am wenigsten um das Gedeihen der Bauern, sie sorgten vielmehr nur dafür, in kurzer Zeit recht viel Nutzen aus dem Pfande zu gewinnen.

Dass diese Neuerungen, welche den Bauern das Leben erschwerten, als Äußerungen der Willkür, des Übermuthes und der Habsucht angesehen wurden, ist begreiflich. Sie erzeugten demnach allenthalben Unwillen und Hass gegen die Obrigkeiten und führten endlich zur offenen Empörung. Die Bauern verlangten die Beseitigung der „neuen Fündlein“ und Wiederherstellung der stara pravda oder der alten Gerechtigkeit, das will sagen, sie forderten, dass die Grundherren mit den seit alten Zeit in den Urbaren verzeichneten Giebigkeiten zufrieden sein und alle Forderungen, die darüber hinaus giengen, abstellen sollten.

Der Aufstand brach im Frühjahr 1515 in Krain aus, wo der gewaltthätige, bei seinen Genossen wie bei den Bauern allge-

mein verhasste Gutsherr Georg von Thurn von den Bauern erschossen wurde. Das Feuer der Empörung war damit angefacht und griff rasch um sich, da genug Zündstoff vorhanden war.

Der Aufstand verbreitete sich auch nach Untersteier; an der Sottla, an der Sann und bis gegen Graz und Gleisdorf kamen die Bauern in Bewegung; auch nach Kärnten verpflanzte sich die Empörung. Die Bauern belagerten und erstürmten Stadt und Schloss Rann und erschlugen fünfzig Personen, darunter neun Edelleute. Im Triumphe trugen sie die Köpfe der Erschlagenen etliche Tage umher.

Eine große Bauernversammlung fand etwa im Juni bei Gonobitz statt. „Der ganze Bund von Krain bis gen Pettau" stellte hier seine Beschwerden zusammen und übergab dieses Schriftstück den Abgeordneten, welche der Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein zur Verhandlung mit den Bauern entsandt hatte; die Abgeordneten sollten die Klageschrift dem Kaiser übermitteln, damit dieser erfahre, „was große Ungerechtigkeit und Beschwarung allenthalben von unser Obrigkeit beschehen ist". Die Hauptklage betraf die Steuern, die ihnen in einem Jahre oft zwei-, ja dreimal abgefordert wurden und „womit man uns ganz erschöpft und in Armut gebracht hat". Die Bauern waren der Überzeugung, dass diese großen Geldsummen nicht in die kaiserliche Kammer geflossen sind, sondern von den Gutsherren behalten wurden. Sie klagten ferner über die Vermehrung der Roboten und das Vorgehen bei Todesfällen. „Wann unser einer stirbt und mit Tod abgeht, so ist unser Herrschaft da und greift uns in unsere Häuser, nimmt Vieh, Getreid, Fleisch und was sie findet"; was sie beim Hause lässt, „müssen wir mit Geld ablösen, dadurch oft unerwachsene kleine Kinder (die Erben) ins Elend kommen und dienen müssen". Die Gerichtswändel (Strafgelder), heißt es weiter, sind übermäßig gesteigert worden; beim Zehent wurde das Maß wider altes Herkommen „höher gerückt", statt Most verlangen die Herrschaften lautern Wein, den Zehent schätzt jetzt nicht mehr die Gemeinde,

welche dabei nicht immer streng vorgieng, sondern der Pfleger oder seine Knechte und der Pfarrer. Geklagt wurde ferner über die neuen Mauten, die in vielen Dörfern und bei etlichen Kirchen aufgerichtet worden, sowie darüber, dass die Pfleger und Amtleute den Kreuzer nicht mehr zu vier, sondern nur zu drei Pfenningen annehmen; endlich wurden noch die Beschränkung der freien Jagd und Fischerei, des Holz- und Weiderechtes sowie die schlecht gehandhabte Gerechtigkeitspflege als Ursache der Unzufriedenheit angegeben.

Der Kaiser war weit entfernt — er befand sich in Augsburg — und konnte zunächst nicht helfen. Man verbreitete die Nachricht, er sei mit dem Vorgehen der Bauern einverstanden; diese überfielen daher die Schlösser und Klöster. So fielen u. a. Plankenstein bei Gonobitz, Hörberg, Wisell und das Frauenkloster Studenitz in die Gewalt der Aufständischen. Diese nahmen überall die vorgefundenen Waffen weg, benutzten oder vergruben das Pulver, vertheilten das Getreide und Vieh, leerten die Weinkeller und steckten die Gebäude in Brand.

Als sich alle Versuche, die Unruhen auf friedlichem Wege zu dämpfen, als erfolglos erwiesen hatten, wählten die Stände der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain den Georg von Herberstein zum Feldhauptmann. Er hielt sich damals zu Herberstein bei Pischelsdorf auf und eilte sofort in die von den Bauern beunruhigten Gegenden. Als er sich in Wildon befand, erhoben sich auch die Bauern in seinem Rücken. Er kehrte um und zersprengte mit der geringen Mannschaft, über die er verfügte, diese Bauernhaufen, dann besiegte er in Untersteier verschiedene Abtheilungen der Aufständischen, endlich schlug er die Hauptschar, welche das Schloss Obercilli inne hatte und einen Angriff auf die Stadt Cilli versuchte. Dies geschah in der ersten Hälfte des Juli.

Von da zog Herberstein nach Krain, wo es ihm ebenfalls gelang, den Aufstand niederzuschlagen. In Kärnten war die Ruhe schon früher hergestellt worden. In Steiermark scheinen die letzten

Kämpfe bei Rann stattgefunden zu haben, wo der Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein mit seinen wohlgerüsteten Reitern die schlechtbewaffneten Bauern überfiel und zersprengte. Die Haupträdelsführer, die in die Gewalt der Sieger gelangt waren, wurden in Graz hingerichtet. Der Kaiser hätte es gern gesehen, wenn die Stände die Beschwerden der Bauern untersucht und Gesetze geschaffen hätten, welche die Wiederholung solcher Unruhen unmöglich machten. Aber zu solchen Reformen, welche die Lage der Bauern verbessert hätten, ist es nicht gekommen. Ja, die Landstände erwirkten im Jahre 1518 bei dem Kaiser die Erlaubnis, die Steuern, die sie erlegen sollten, theilweise auf die Bauern zu überwälzen, was übrigens schon früher geschehen war.

3. Zur Charakteristik Maximilians I.

Maximilian I. hielt sich mehrmals in Steiermak auf und gieng dann immer zu seiner Erholung dem Jagdvergnügen nach. Er verfasste selbst ein Jagdbuch, in dem er mit Stolz die Jagdreviere beschrieb, die sich in seinem Lande befanden, und Verhaltungsmaßregeln beim Jagen und Fischen anmerkte; denn auch der Fischfang machte ihm Vergnügen, und er ordnete sogar an, dass bei Wildon Biber gehegt werden sollten. Er ist, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, „um nichts zorniger worden, als allein um Wildbrats Willen", und zum Zorn hatte er auch in Steiermark oft Ursache, denn die Leute waren überall sehr „jagerisch"; die vielen Verordnungen gegen die unbefugten Jäger waren von geringem Erfolge.[1]

Mit großer Sorgfalt rüstete sich der Kaiser zur Jagd aus. Den Kopf bedeckte in der Regel ein grauer Hut mit herabgeschlagener Krempe zum Schutze der Augen, im Winter eine wollene Kappe, die bis über die Ohren reichte. Sein Wams oder Leibrock war

[1] F. M. Mayer, Zur Geschichte des Jagd- und Forstwesens in Steiermark. Mitth. 28.

von grauer und grüner Farbe. „Grau und grün sollst du die Kleider haben", sagt der Kaiser selber; „sie sind die besten Farben für Hirsche und Gemsen." Er trug Handschuhe, die vorn an den Fingern abgeschnitten waren und stark gesohlte Schuhe, oben mit Rändern versehen, damit keine Steinchen hineinfallen können, unten mit starkem Eisen beschlagen. Als Waffen dienten das Jagdschwert, oder ein breiter, kurzer Degen, eine Armbrust, ein Stahlbogen und vor allem der Schaft mit einer gut gestählten Spitze. Ein Horn mit hellem Klange hieng ihm an der Seite. Zur Ausrüstung gehörte aber auch eine kleine Bütte mit Fleisch, Früchten, Käse, Brot und Wein. „Wie hat Max seine Gemsen, Hirsche und Rehe gekannt, ihre Gewohnheiten, ihre Lieblingsplätze und Lieblingsnahrung, die Veränderungen, denen sie unterworfen sind durch das Ausfallen der Haare und das Abwerfen der Geweihe, nach ihren Ursachen und den verschiedenen sie begleitenden Erscheinungen; wie ergreift es ihn, wenn er ein edles Wild wie die Steinböcke vor der Mordlust des Menschen dahinschwinden sieht! Und doch kann er die eigene Leidenschaft für die Jagd nicht zügeln." [1]

In Steiermark wurden viele Hirsche auf der Herrschaft Vasoldsberg bei Graz, um Cilli und ganz besonders in der weiten Umgebung von Eisenerz gehegt, wo sie mitunter selbst in den Markt hineinliefen. In Rottenmann hatte der Kaiser im „Zeugthurme" einen Kasten mit Jagdschäften, wie er sie für seine Jagden nöthig hatte; denn fast nur solche Wurfspeere verwendete der Kaiser bei der Jagd, Schießgewehre gebrauchte er noch nicht. Die Radmer, wo sich auch jetzt noch ein kaiserliches Jagdschloss befindet, nannte Maximilian die „Mutter des Wildbanns", und die kahle Fölzmauer bei Eisenerz ward als die „Mutter der Gemsen" angesehen. Hier durfte nie gejagt werden, das Gebirge war „gefreit", und deshalb ließ der Kaiser an einer Stelle einen goldenen Schild mit seinem Wappen anbringen; daher heißt der höchste Theil dieses

[1] Kirchlechner, Über Maximilian als Jäger. Linz 1885.

Gebirges noch heute der Kaiserschild. Auf der Fölz sahen die Forstknechte auch oft bis tausend Gemsen beisammen.

Am meisten Vergnügen machte dem Kaiser der Seestein beim Leopoldsteiner See. Denn dort, sagt ein Bericht, kann ein „Herr an einem Tag Gemsen am Seestein, Hirschen in der Seeau und gute Fische im See miteinander jagen und fahen, wie denn die kaiserliche Majestät selbst gesehen und probiert hat:" Sehr lustig war auch die Jagd auf dem sogenannten Honhart, denn da kamen die Gemsen sogar auf die Ebene und da konnte „auch ein Herr sie jagen, hetzen, auswerfen (mit dem Schaft werfen) und in den Netzen fahen oder schießen sehen und bedarff nicht steigen. Die kaiserliche Majestät ist auf der Senft darzu gefahren und hat es alles gesehen".

Auch auf dem oberen Murboden, von Judenburg nach Murau und gegen Scheifling und St. Lambrecht war die Jagd sehr ergiebig, wurde aber noch mehr durch Wilddiebe beeinträchtigt als um Eisenerz. Dort verschwinden, klagt der Bericht, die prächtigsten Hirsche, und nur ihre Felle kommen nachher wieder zum Vorschein, nämlich bei den Gerbern von Judenburg.

Maximilian hatte viele Kriege zu führen. Zu seiner Zeit machte das Fußvolk den Hauptbestandtheil der Heere aus, und der Kaiser verstand es, seine deutschen Fußsoldaten an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, so dass er der Vater der Landsknechte genannt wird. Auch für die Artillerie hatte er hohes Interesse. Er ließ viele Kanonen gießen und gab seinen „Hauptstücken" Namen, wie die faule Grete, Baldauf, Weckauf von Österreich, Gnad dir Gott, Nachtigall. Die schweren „Donnerbüchsen" konnten nur mit vielen Pferden fortgeschafft werden; eine, die eiserne Kugeln von 100 Pfund schoss, brauchte 33, eine andere 25 Pferde. Geschütze kleinerer Art hießen Falkaunen, Feldschlangen, Kartaunen; die Haubitzen und die Mörser hatten kurze und dicke Rohre. [1]

---

[1] Ilwof, Steirisches Eisen zu Wehr und Waffen in den Zeiten Maximilians I. und Ferdinands I. Mitth. 34.

Der Kaiser ließ, wie sein Nachfolger Ferdinand, in Steiermark oft Waffen, besonders Büchsen und Spieße anfertigen, am meisten in Eisenerz und Vordernberg, am Thörl bei Kapfenberg, in Mürzzuschlag und Cilli.

Die größte Waffenschmiede war die am Thörl zwischen Kapfenberg und Aflenz, die der Familie Pögl gehörte. Um 1460 lieferte Peter Pögl dem Kaiser Friedrich III. die ersten Hakenbüchsen sowie Eisenkugeln, Sebald Pögl erweiterte das Geschäft und wurde Großindustrieller. Er besaß fünf Eisenhämmer und drei Radwerke und hatte für Maximilian I. und Ferdinand I. immer zu arbeiten. Nach dem Vertrage von 1502 sollte er achtzig Gesellen für die Bedürfnisse des Kaisers beschäftigen. Im Jahre 1508 hatte er sechshundert eiserne Büchsen und fünfundzwanzig Kammerschlangen für das Zeughaus in Graz, sowie tausend Kugeln für verschiedene Geschütze zu liefern. So kam viel Geld in die entlegenen Thäler der oberen Steiermark. Der Kaiser bedachte seinen Waffenschmied auch mit mancherlei Gnaden; so gab er ihm im Jahre 1500 die Erlaubnis, in jedem der sechs folgenden Jahre dreißig Fass Wein und etwas Getreide maut- und zollfrei in Steiermark einzuführen, und 1508 verehrte er der Frau Pögls, einer geborenen Dietrichstein, vierzehn Ellen Damast zu einem Hofehrenkleide. Die Großindustrie verhalf der Familie Pögl zu großem Reichthum; die Pögl wurden als Freiherren von Reifenstein und Arberg in den Adelsstand erhoben.

So wie dem Begründer des Reichthums der Eggenberg Unredlichkeit vorgeworfen wurde, so auch dem Großindustriellen Pögl. „Unter Anmaßung von Privilegien und Bürgerrechten zu Leoben, Bruck und Vordernberg entledigte er sich aller landesfürstlichen Mautgebüren, umgieng mit seinen Eisenerzeugnissen alle für dieselben bezeichneten Straßen, missachtete die Freiheiten der Stadt Leoben beim Verkehr mit seinem Roheisen und beeinträchtigte auf alle Weise die landesfürstlichen Kammergefälle.“ Endlich wurde er zur Verantwortung nach Wien berufen, wo es zu einem Vergleiche

kam. Er zahlte an die Kammer einen Ersatz von 38.000 Gulden, musste seine drei Radwerke innerhalb eines Jahres und die fünf Hämmer nach dieser Zeit verkaufen. Dieser Vergleich war der Anfang vom Ende der Pögl'schen Eisenindustrie. Als Erben dieser Familie erscheinen nachmals die Stubenberg.

Ob Maximilian in Steiermark auch Kanonen gießen ließ, weiß man nicht. Sein Nachfolger Ferdinand I. ließ in Cilli eine Gießhütte erbauen, wo sein Geschützgießer Hans During Kanonen goss, und zwar theils aus alten Geschützen, die aus Laibach und Fiume hereingebracht wurden, theils aus neuem Metall. Auch in Graz goss During Geschütze.

Maximilian ließ auch oft Eisen und Blech aus Steiermark nach Innsbruck schaffen, wo Kugeln und Harnische daraus hergestellt wurden.

In Vordernberg ließ er auf eigene Kosten einen Schmelzofen (ein Blahaus) herstellen und den Leobnern befahl er, auf ihr Eisen ihr Stadtwappen, den Strauß, zu schlagen, damit man das gute Eisen erkenne. Der Strauß, der auch das Wahrzeichen Leobens ist, wurde damals mit dem Eisen in Verbindung gebracht. In seinem Buche über die Natur schrieb Konrad von Megenberg im Jahre 1350: „Der Strauß isst Eisen und verdaut es, denn er ist gar heißer Natur." Wie in Wien und anderen Orten ließ der Kaiser auch in Graz ein Zeughaus anlegen, zu dessen Hüter 1502 Kunz Locher bestellt wurde.

Vierter Zeitraum.

Reformation und Gegenreformation.

I. Ferdinand I.

1. Ferdinands Regierungsantritt. Der Bauernaufstand.

Maximilian hatte nur einen Sohn, Philipp den Schönen, welcher der Erbe der Niederlande war. Er vermählte sich mit der Infantin Johanna, welche in der Folge die Erbin von Spanien wurde. Philipp starb schon 1506 und hinterließ zwei Söhne, Karl und Ferdinand. Der ältere Prinz Karl war somit Erbe von Spanien und seinen Nebenländern sowie der Niederlande, und beide Prinzen waren Erben der österreichischen Länder. Im Jahre 1515 fand in Wien eine Zusammenkunft des Kaisers Maximilian mit dem König Wladislav von Böhmen und Ungarn statt; da wurde ausgemacht, dass Maximilians Enkel Ferdinand mit Anna, der Tochter Wladislavs, und Maximilians Enkelin Maria mit Ludwig, dem Sohne Wladislavs, verheiratet werden sollten, was nachmals auch geschehen ist.

Nach dem Tode Maximilians begab sich eine Gesandtschaft der österreichischen Lande über Venedig und Rom nach Spanien, um die Erben der Länder zu begrüßen. Steiermark war durch Siegmund von Herberstein und Hans Hofmann von Grünbühl vertreten. König Karl von Spanien, der inzwischen auch zum deutschen Kaiser gewählt worden war, hatte aber bereits Commissionen zur Entgegennahme der Huldigung ernannt; in Steiermark erschien die Commission im Jänner 1520; sie beschwor im Namen des Landesherrn die Freiheiten des Landes und nahm die Huldigung entgegen. Karl überließ die Verwaltung der österreichischen Länder seinem Bruder Ferdinand, der in Linz seine Hochzeit mit der Prinzessin Anna feierte. Im Jänner 1522 schlossen die Brüder zu Brüssel einen Vertrag, demzufolge die

österreichischen Länder dem Erzherzog Ferdinand zufielen. So entstanden zwei habsburgische Linien: eine österreichische und eine spanische.

In Süddeutschland war die Lage der Bauern eine so harte, dass die Unzufriedenheit unter der bäuerlichen Bevölkerung täglich wuchs, besonders seitdem sich die Lehren Luthers verbreitet hatten. Dass eine Volksbewegung sich vorbereitete, mochte mancher voraussehen, zumal auch sonderbare Vorzeichen zu sehen waren: Krähen und Raben kämpften so heftig in der Luft, dass ihrer viele todt zur Erde fielen. Im Jahre 1524 brach endlich in Schwaben ein Bauernaufstand aus, der auch nach Tirol und ins Salzburgische und von da endlich 1525 auch nach Oberösterreich und Obersteier übergriff. So folgte zehn Jahre nach der Bauernbewegung in Untersteier eine solche in Obersteier. Die leicht beweglichen Bergknappen und Holzknechte und, von ihnen beeinflusst, die Bauern in der Gegend von Schladming, Aussee, Admont, Eisenerz und Vordernberg erhoben die Waffen gegen ihre Obrigkeiten, um eine Änderung der bestehenden politischen, socialen und religiösen Verhältnisse herbeizuführen. Die einzelnen Bauernhaufen wählten sich ihre Anführer, dann überfielen sie die Edelsitze und die Klöster und nahmen, was sie da vorfanden; auch Admont kam in ihre Gewalt. Die Hauptleute der Bauern forderten die Äbte und Edelleute auf, zu erklären, ob sie Freunde oder Feinde der Bauern seien; darnach wollten sie ihr Verhalten gegen sie einrichten. Es muss aber hervorgehoben werden, dass viele Dörfer nur gezwungen den Aufständischen Gefolgschaft leisteten. Auch die Stadt Murau musste sich dem Bauernbunde anschließen und wurde hernach von ihrem Grundherrn, dem Liechtensteiner, mit 400 Pfund Pfenningen bestraft.

Nur mit Mühe konnte der Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein, welcher krank war, vom Erzherzog Ferdinand bewogen werden, den Oberbefehl über die Mannschaft zu übernehmen, die von den Landständen zusammengebracht wurde. Es

waren einige hundert Husaren, deutsche und böhmische Söldner zu Ross und zu Fuß. Er zog zunächst nach Leoben und von da ins Liesing- und Paltenthal. Zwar erlitt er bei Gaishorn große Verluste, und ein Theil der Söldner, die in der Eile angeworben worden waren, erwies sich untreu, aber es gelang ihm doch, die Gegend um Rottenmann und Irdning zum Gehorsam zu bringen. In Irdning erhielt er von den Bürgern der Bergstadt Schladming einen Brief, in dem sie ihn um Hilfe gegen die Salzburger Aufständischen baten, die vom Passe Mandling her ihre Stadt zu überfallen die Absicht hätten. Dietrichstein kam der Bitte nach, zog gegen Schladming und rückte in die Stadt ein. Hier schloss er mit den Bauern einen Waffenstillstand. Es verbreitete sich aber das Gerücht, er wolle in Schladming auf den Grafen Niklas von Salm warten, den der Erzherzog Ferdinand mit „einem großen Volk zu Ross und zu Fuß, auch etlichem Geschütz" ins Land geschickt hatte. Die beiden Kriegshauptleute wollten dann ins Salzburgische ziehen und dem Erzbischof Hilfe bringen. Auf dieses Gerücht hin drangen Bauernhaufen von Salzburg über den Mandlingpass gegen Schladming vor, um Dietrichstein vor seiner Vereinigung mit Salm zu überfallen. Dies gelang ihnen vollkommen; in der Nacht vom zweiten auf den dritten Juli drangen sie ungehindert in die Stadt ein, denn merkwürdigerweise waren die Thore der Stadt offen gelassen worden. Dietrichstein war eines solchen Überfalles nicht gewärtig und lag ruhig in seiner Herberge im Bette; denn die Gicht plagte ihn über die Maßen und eines seiner Beine war stark angeschwollen. Da brachten ihm seine Diener die Nachricht, dass die Feinde in der Stadt seien. Er stand auf, und während ihm der Harnisch angeschnallt wurde, befahl er einem Knappen, aus dem Fenster zu lugen. Der that's, aber rasch zog er den Kopf wieder zurück, denn er spürte das Eisen einer Hellebarde an seinem Halse. Die Aufständischen waren also wirklich in der Stadt und hätten den Landeshauptmann fast im Bette gefangen genommen. Dieser griff

zu seinem „Bratspieß“, ließ sich aufs Ross setzen und sprengte gegen den herandrängenden Bauernhaufen, aber seine eigenen Knechte kehrten sich gegen ihn, sein Hengst wurde niedergestochen, und er selbst erhielt einen Schlag auf den Kopf, dass er stürzte. Nun wurde er gefangen und mit ihm die adeligen Herren, die sich in seinem Gefolge befanden, und einige Söldner. „Herr!“ rief ihm einer der Aufständischen zu, „Eure Gegenwehr ist umsonst, euer Volk ist davon, wir haben Euer Geschütz, rückt nur hinein in den Freithof, wir wollen an Euch thun wie fromme, redliche Gesellen!“ Dietrichstein und seine Getreuen mussten sich auf den Friedhof begeben, wo sie im Kirchthurm festgehalten wurden; hernach brachte man den Landeshauptmann in die Herberge des Oberanführers der Aufständischen, Michl Gruber, doch versprach man ihm, ihn auf ritterliche Weise zu halten.

Bald darauf bildeten die Aufständischen auf dem Marktplatze einen Kreis, in den man den Landeshauptmann führte. Ein Knappe trat als sein Ankläger auf; er warf ihm verschiedene Unthaten vor, die er im Bauernkriege vom Jahre 1515 und bei seinem Zuge nach Schladming anbefohlen habe und stellte den Antrag, ihn zu spießen. Dies wussten die Söldner, die zum Feinde übergegangen waren, zu verhindern; die böhmischen Söldner aber, die mit ihm gefangen worden waren, wurden schonungslos enthauptet. Hierauf wurde Dietrichstein gefesselt und mit vielen Gefangenen ins Salzburgische geführt. Eine Chronik erzählt: „Die Bauern tractirten den Adel so übel, dass sie selbe bar und barweis rücklings zusammengebundtner, theils auf ihren Gurnen (Pferden), theils aber auf Wägen unter großem Spott und Gelächter in das von denen Bauern eroberte Bischof-Schloss Golling gefangener geführt haben.“

In Schladming fanden die Bauern „die Brandschatzung alle, so sie zuvor dem Herrn von Dietrichstein gegeben“ sowie „viel dahin geflüchte Güter des Adels, dies alles haben sie unter sich getheilt, und sind die Bauern all edel worden und die Adeligen Bauern. Allein diese Bauernhoffahrt währte nicht lang.“

Es rückte nämlich Graf Niklas Salm mit ständischen Truppen und Söldnern herbei und strafte die aufständischen Gegenden in furchtbarer Weise, am härtesten aber die Stadt Schladming, obwohl nicht alle Bürger sich dem Aufstande angeschlossen hatten. Er erstürmte sie und ließ sie vollständig zerstören. Die Bewohner wurden erschlagen, aufgehängt oder in die Flucht getrieben. Schladming verlor seine Rechte als Stadt und durfte nur als Markt weiter bestehen. Auch andere Orte wurden verbrannt wie Johnsbach, oder gebrandschatzt wie Eisenerz. So wurde die Empörung niedergeschlagen. Eine der Strafen, die den Bauern auferlegt wurden, bestand in dem Verluste ihrer Kirchenglocken. Die Bauern, die ihre Glocken gern behielten, erlegten dafür lieber Strafgelder.

2. Die Türkennoth.

Es war hohe Zeit, dass in den Alpenlanden Ruhe eintrat, denn das Jahr 1526 brachte dem Erzherzog Ferdinand eine schwere Aufgabe.

Damals erschien der Sultan Soliman II., der Große zubenannt, mit einem gewaltigen Heere in Ungarn und besiegte den jungen König Ludwig II. 1526 auf dem Felde bei Mohacs, verließ aber hierauf das Land wieder. Da König Ludwig, der auf der Flucht gefallen war, keine Erben hinterließ, so erhob, früheren Verträgen gemäß, Erzherzog Ferdinand, der Schwager des Gefallenen, Ansprüche auf die ungarische Krone; aber nur eine Partei wählte ihn zum König, eine andere erhob den Adeligen Johann Zapolya auf den Thron. Dagegen wurde Ferdinand in Böhmen einstimmig zum König gewählt.

König Ferdinand gelang es, Zapolya aus Ungarn zu vertreiben; aber zu dessen Schutze drang Sultan Soliman im Jahre 1529 in Ungarn ein; er hatte diesmal auch die Absicht, bis Wien vorzubringen und diese Stadt dem Halbmonde zu unter-

werfen. Die Wiener Bürger vertheidigten sich jedoch so tapfer, dass der Sultan ohne Erfolg abziehen musste. Streifscharen der Türken, Renner und Brenner, wie man sie nannte, erschienen auch in Steiermark, im Salza- und Ennsthal, sowie in den östlichen Grenzgebieten, bei Fürstenfeld, Hartberg, Neudau und Burgau.

Im Jahre 1532 gedachte der Sultan den Versuch, Wien zu erobern, zu erneuern, aber diesmal gelangte er nur bis zum Städtchen Güns, das ihm einen so kräftigen Widerstand entgegen setzte, dass er seinen Vorsatz aufgab und den Rückzug antrat. Dieser gieng durch Steiermark.[1] Unter furchtbaren Verheerungen zogen die Türken über Hartberg, Pischelsdorf und Gleisdorf gegen die Hauptstadt Graz. Die Gleisdorfer zündeten die Häuser, welche in der Nähe des Täbers standen, selbst an und hielten sich in diesem, während die Türken die übrigen Häuser vernichteten. Am 11. September näherten sie sich der Stadt Gradschas, wie sie die Hauptstadt von Steiermark nannten. Als der dichte Nebel, der die Gegend einhüllte, wich, schoss man vom Hauptschlosse auf sie und that ihnen großen Schaden. Die ersten Scharen zogen über den Ruckerlberg gegen Sanct Peter; als der Sultan erschien, befahl er seinen Janitscharen, vor der Stadt die Handrohre auf einmal abzuschießen, und zugleich mussten die Heerpauker und Pfeifer ihre Instrumente ertönen lassen. Die Reiterei umschwärmte die Stadt und versuchte sie durch einen Handstreich zu nehmen, aber eine Belagerung wurde nicht unternommen. Am anderen Tage überschritt eine Schar nahe der Stadt die Mur und wollte die Murvorstadt in Brand stecken, wurde aber vom Schlossberge aus durch Geschützfeuer daran gehindert. Das Hauptheer schwamm bei Fernitz über den Strom und lagerte sich bei Kalsdorf. So wurde, wie ein türkischer Bericht sagt, der große Fluss Mur, der bisher noch nie ohne Brücke übersetzt worden war, mit Gottes Gnade von dem siegreichen Heere ohne Brücke übersetzt. Auch auf dem Leibnitzer

[1] L. v. Beckh-Widmanstetter, Die angebliche Belagerung von Graz und die Schlacht bei Fernitz u. s. w. Graz, 1887.

Felde wurde gelagert und ein Versuch gemacht, Schloss Seggau zu nehmen, was jedoch nicht gelang. Der Feldhauptmann Hans Katzianer, Freiherr von Katzenstein, der in dieser Zeit mit dreitausend Mann von Wien her in Graz erschien, zog zwar den Türken nach, erreichte sie aber nicht. Am 16. September stand der Sultan vor Marburg. Die kleine Besatzung und die Bürger vertheidigten unter der Leitung des Stadtrichters Willenrainer die Stadt mit großer Tapferkeit, so dass der Sultan genöthigt war, unterhalb der Stadt zwischen Wildhaus am linken und Lemberg am rechten Ufer eine Brücke zu schlagen, auf der die feindliche Hauptmacht mit dem Sultan am 20. September den Fluss überschritt. Im weiten Draufelde und an den Hängen des Bacher giengen die Dörfer in Flammen auf, ja die Renner und Brenner fanden ihren Weg selbst bis nach Gonobitz, Cilli und in das Sannthal hinein. Auch das Pettauer Feld wurde schrecklich mitgenommen. An Pettau vorbei zog der Sultan nach Croatien. Eine türkische Nachricht berichtet in großsprecherischer Weise: „Von allen mit Glocken und Kreuzen gezierten Kirchen und Klöstern des Landes blieb keine Spur übrig als ein langer Streifen von Rauch, der sich als Säule in die Luft hob; der Qualm des Feuers der Rechtgläubigen verfinsterte mit Wolken die Sonne."

In späterer Zeit haben sich zwei Sagen über diesen Türkenzug gebildet. Katzianer soll die Türken bei Fernitz ereilt und ihrer achttausend erschlagen haben. An diese Schreckenszeit erinnert auch das aus Holz geschnitzte Bild eines Türken, welches aus einer kleinen Öffnung unter dem Dachgesimse des gräflich Saurau'schen Palastes in der oberen Sporgasse herausragt. Die Türken, so wird erzählt, besetzten die Stadt und belagerten den befestigten Schlossberg, wohin sich die Stadtbewohner zurückgezogen hatten. Ibrahim Pascha, der Großvezier und Schwager des Sultans, wohnte in dem erwähnten Palaste. Eine vom Schlossberg kommende Kanonenkugel warf ihm einmal den Braten aus der Schüssel. Darauf zog er ab.

Einige Wochen später, im October, zog ein Theil der christlichen Truppen, welche vor Wien gestanden waren, meist Italiener und Spanier, durch das Mürzthal und das obere Murthal nach Kärnten und weiter nach Italien. Die Verwüstungen, welche diese befreundeten Truppen auf diesem Wege anrichteten, kamen denen der Osmanen gleich. Mürzzuschlag, Unzmarkt, Scheifling und andere Orte giengen in Flammen auf. Zwar versprachen die Führer der zuerst durchziehenden Truppen Bezahlung der Lebensmittel, aber das Versprechen gieng nicht in Erfüllung; vielmehr plünderten die Soldaten die Ortschaften aus, nahmen sogar Kleider und Schuhe weg, vernichteten, was sie nicht mitnehmen konnten und schonten selbst die Kirchen und Kapellen nicht, so dass die Bauern meinten, die Durchziehenden wären Türken oder „tausend Teufel". Auch der Kaiser Karl V. und sein Bruder, König Ferdinand, zogen durch; sie sahen die Verwüstung, der Kaiser erklärte, das sei ihm „nit lieb", aber weder er noch sein Bruder vermochte den gequälten Bewohnern zu helfen.[1]

Die Türkengefahr erneuerte sich wieder im Jahre 1537. Damals forderte König Ferdinand eine neue, sehr hohe Steuer und umfassende Rüstungen; zugleich befahl er, die Befestigungen von Pettau, Marburg und verschiedener Schlösser zu verstärken, Waffen und Munition wurde überall angehäuft und die Ausfuhr des Saliters verboten. Der Feldhauptmann Katzianer sammelte die ihm von Deutschland, den Alpenländern und Böhmen zuströmenden Mannschaften und rückte bis Essek vor. Das steirische Aufgebot befehligte der Freiherr Hans Ungnad von Sonneck, von dem noch die Rede sein wird. Da aber Mangel an Lebensmitteln eintrat, im Heere keine Disciplin herrschte und unablässige Regengüsse den Boden in ein Kothmeer verwandelten, hatte das Unternehmen keinen Erfolg. Die Osmanen nahmen keine Schlacht an, und zur Belagerung fühlte sich Katzianer zu schwach; daher trat er den Rück=

[1] A. v. Luschin, Ein Truppendurchzug im sechzehnten Jahrhundert. Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1874.

zug an, der sich infolge des Mangels an Lebensmitteln und der fortwährenden Angriffe der Feinde so verlustreich gestaltete, dass er einer Niederlage gleichkam. Katzianer entfloh, ohne sich um das Schicksal seines Heeres zu kümmern; Ungnad rettete, was zu retten war. Dennoch ward er mit den anderen Befehlshabern, zu denen auch Albrecht Schlick gehörte, der Gegenstand bitteren Spottes. „Katzianer, Ungnad und Schlick, die möchten hangen an einem Strick", las man an den Kirchenthüren von Wien angeschlagen. Viele steirische Adelige aus den Familien Herberstein, Stubenberg, Trauttmansdorff, Lamberg u. a. fielen oder wurden gefangen. Katzianer, dem die Schuld an dem Unglücke zugeschrieben wurde, erbot sich vor einem Kriegsgericht zu erscheinen. Er wurde verhaftet, entfloh aber aus dem Gefängnisse, in dem er in Wien gehalten wurde, und flüchtete nach Croatien; da er im Verdachte stand, dass er in Unterhandlungen mit den Türken stehe, wurde er von Niklas Zriny ermordet. Ungnad aber wusste sich zu rechtfertigen.[1]

In das Land selbst kamen die Osmanen unter Ferdinand I. nicht mehr, aber gerüstet musste das Land dennoch immer sein. Sobald die Nachrichten aus den angrenzenden Gebieten einen Vorstoß des blutgierigen Feindes befürchten ließen, wurde das Landesaufgebot aufgestellt. Der Landtag des Jahres 1564 bewilligte 150.000 Gulden an Steuern, Gültpferden und Büchsenschützen, die nach der Größe des Besitzes und der Zahl der Unterthanen repartiert und von jedem einzelnen Besitzer aufgeboten wurden. Für hundert Gulden „Gülten", d. h. Einkommen an Geld und Zehnten, musste jeder Grundherr ein gerüstetes Pferd sammt Reiter stellen. Die Anzahl der Gültpferde, welche jeder Grundherr zu stellen hatte, war in dem „Anschlagbuch" verzeichnet, das auch das Einkommen jedes Gutsbesitzers von den Gülten enthält. Für die Büchsenschützen wurde ein eigener Anschlag verfasst, der sich auf die Anzahl der Unterthanen gründete.

[1] Steinwenter, Aus dem Leben des steirischen Landeshauptmanns Hans Ungnad-Weißenwolf. Marburg 1884.

So hatte beispielsweise der Abt von Admont, der am schwersten belastet erscheint, siebenunddreißig Gültpferde und fünfzig Büchsenschützen zu stellen; weniger stellten die Bischöfe, andere Äbte und Äbtissinnen, Priore, Pfarrer; eine Anzahl Kapläne stellten je einen Büchsenschützen. Von den weltlichen Familien stellten am meisten, zweiundfünfzig Pferde und hundertzweiundsechzig Schützen, die Stubenberg; dann folgten die Familien Windischgrätz, Saurau, Hofmann, Zackhl, Herberstein, Reiffenstein, Teuffenbach, Breuner, Trauttmansdorff, Regall, Stadler u. s. w. Schützen und Pferde mussten drei Monate lang im Felde erhalten werden; wenn sie länger dienen mussten, bekamen sie den Sold aus der allgemeinen Bewilligung.

Den Befehl über das Aufgebot zu Fuß und die Gültpferde vergab die Landschaft.

Einige Jahre später wurde von der Einzelstellung abgesehen; die Grundherren zahlten den auf sie entfallenden Betrag, und die Landschaft warb damit Truppen: drei Fähnlein Reiter, gewöhnlich Arkebusiere, und vier bis sechs Fähnlein deutscher Knechte.[1]

Wenn dann diese Söldner entlassen wurden, zogen sie in großer Zahl im Land umher und belästigten die Bewohner der offenen Orte und der Einzelgehöfte. Auch die Zigeuner waren damals zahlreicher und gefürchteter als heute; raubend und stehlend durchstreiften diese Leute das Land; alle Befehle, sie abzuschaffen und mit den strengsten Strafen gegen sie vorzugehen, erwiesen sich als nutzlos.

Zugleich versuchte man, in den Benachrichtigungsdienst, wie er seit langem bestand, Ordnung zu bringen. Der Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein gab 1522 den Viertelmeistern der Landbezirke Judenburg, Vorau, „enhalb“ der Drau und Mur Weisungen, wie es mit den Kreidschüssen gehalten werden solle. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gab der Landes-

[1] H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Das steirische Aufgebot von 1565. Mitth. 15.

verweser Georg Freiherr von Herberstein ähnliche Verordnungen. Sammelorte des Aufgebotes waren für das Viertel zwischen Mur und Drau Graz, für das „enhalb“ der Drau Marburg, für das Vorauer Viertel Fürstenfeld, für das Judenburger Voitsberg und für das Ennsthal Leoben. Als 1574 die Kreidfeuerstationen in der Gegend von Radkersburg besichtigt wurden, fand man die Holzstöße, die zur Zeit der Gefahr angezündet werden sollten, verfault und das Geschütz bestand an einem Orte aus drei alten eisernen Falkonets auf „erfaulten“ Lafetten.

3. Die Neubefestigung des Schlossberges und der Stadt.

Die Gefahren, von denen Steiermark fortwährend von Seite der Türken bedroht war, veranlassten die Stände, den König Ferdinand zu einer durchaus neuartigen Befestigung des Schlossberges und der Stadt zu bewegen.[1] Die neue Befestigung durch Bollwerke oder Bastionen konnte nur durch italienische Baumeister durchgeführt werden. Der Italiener Domenico de Lalio besichtigte im Auftrage des Königs die alten Befestigungen und wurde 1545 zum Oberbaumeister bestellt, später erhielt er den Titel „Ihrer Röm. Kays. Majestät Oberster Baumeister der fünf innerösterreichischen Lande“.

De Lalio begann seine Thätigkeit mit der Erbauung einer neuen Cisterne an Stelle der alten im Schlosshofe des hufeisenförmigen Schlosses auf dem Plateau. „Die Cisterne“, berichtet ein neuerer Forscher, „welche heute noch besteht, ist eines der größten Werke dieser Art. In einem 16 Meter tiefen und ebenso weiten, in Felsen gesprengten Kessel befinden sich fünf kuppelförmig überwölbte Brunnenschächte von 3·6 Meter Durchmesser und ein centraler von 2·3 Meter Durchmesser, von rauh behauenen Quadern aufgeführt. Zwischen den Schächten befinden sich die segmentförmigen, mit Kieselsteinen gefüllten Filterkessel.“ Das Regen-

[1] Wastler in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission 2c. N. F. 13.

wasser wurde in den Filterkesseln filtriert, sammelte sich zuletzt in dem centralen Brunnen und wurde durch zwei Zieheimer, später durch zwei Druckpumpen herausgehoben.

In den Jahren 1548 bis 1550 wurde ein zweites Werk ausgeführt, das den Schlossberg mit Wasser versorgen sollte. Es bestand darin, dass „außerhalb des Sackthores eine Wehre über die Mur gebaut, das Wasser also gestaut wurde, um das Gefälle für ein Wasserrad zu erlangen. An der Wehre wurde ein Brunnenhaus errichtet, in welchem außer dem Wasserrade die Maschine ihren Platz fand, die das Wasser hob und in eisernen Röhren auf den Schlossberg führte". Der Erbauer dieses Pumpwerkes war der Brunnenmeister Wenzel von Ponnischitz aus Böhmen, doch scheint sich das Werk nicht bewährt zu haben, da schon 1554 mit der Herstellung eines Brunnens begonnen wurde, der heute „Türkenbrunnen" genannt wird, weil man des Glaubens war, dass er durch gefangene Türken hergestellt worden sei. Die Wahrheit ist, dass er von deutschen Bergleuten ausgeführt wurde, denen einige gefangene Türken beigegeben waren. Im Jänner 1558 erreichten die Knappen das Grundwasser der Mur. Die Arbeit an diesem 94 Meter tiefen Brunnen kostete mit Ausnahme von Sand, Kalk und Handlangerlohn 2809 Pfund, „eine Summe, welche im Verhältnis der damaligen und jetzigen Material- und Lebensmittelpreise heute bei 28.000 Gulden repräsentiert". Das Wasser wurde wie jetzt in Eimern heraufbefördert.

Während dieser Bauten zur Wasserversorgung der Festung wurden auch verschiedene Bastionen und die Mauern zwischen denselben errichtet. Alle diese Arbeiten waren im Jahre 1560 abgeschlossen; der Schlossberg war mit Hilfe der Gelder, welche die Stände bewilligten, auf eine neue, italienische Art befestigt worden. Aber auch an der Befestigung der Stadt war gearbeitet worden, wozu auch die Stadt Geldsummen beisteuerte.

Vor dem dritten Sackthore in Graz ließ Ferdinand I. im Jahre 1530 eine Stückgießerei herstellen; der erste königliche Gießer war

Jörg Perger. In dieser Gießerei wurden auch Glocken gegossen, so die große Glocke der Pfarrkirche zu Kammern und zwei Glocken für das Stift zu Klosterneuburg. Die hier gegossenen Geschütze sollen größtentheils nach Ungarn gebracht worden sein.

Unter der Aufsicht de Salios, der inzwischen auch das Landhaus aufführte, bauten italienische Baumeister, die er herbeizog, an den Festungswerken von Marburg, Rann, Radkersburg, ferner in Kopreinitz und Kreuz.

Etwa von 1532 angefangen schufen auch die Eisenerzer ihre Pfarrkirche zur Veste um.[1] Die Friedhofmauern wurden erhöht und an ihnen sogenannte Mordgänge für die Vertheidiger angebracht; es wurden Schießscharten ausgebrochen, Thürme errichtet, Pechnasen angebaut, welche es möglich machten, die Stürmenden mit siedendem Wasser oder Pech zu überschütten.

4. Siegmund von Herberstein.

Ferdinand I. starb im Jahre 1564. Zwei Jahre später schied Siegmund von Herberstein aus dem Leben, ein Mann von hervorragender Bedeutung, dessen Andenken erhalten zu werden verdient. Das Stammschloss des Adelsgeschlechtes der Herberstein steht an der Feistritz bei Pischelsdorf; seit Otto von Herberstein, der um 1270 lebte, lassen sich die Mitglieder dieses Geschlechtes genau verfolgen. Siegmund wurde zu Wippach in Krain geboren, das einer Linie der Herberstein gehörte. Er wurde an der Stadtschule zu Wien für die Universität vorbereitet, die er mit großem Erfolge besuchte. Er kämpfte dann in Ungarn und gegen die Venetianer und unternahm hierauf im Dienste der Kaiser Maximilian und Ferdinand viele Gesandtschaftsreisen in ferne Länder, nach Dänemark, in die Schweiz, in die Niederlande, nach Frankreich, Spanien, Ungarn, Polen und Russland. In dem damals noch wenig gekannten Moskowiterreiche (Russland) war er zweimal,

[1] Krainz, Eisenerz und die Pfarrkirche St. Oswald. 1878.

1517 und 1526, und er veröffentlichte seine Erlebnisse und Wahrnehmungen in diesem Reiche in dem Werke „Moscovia“, das in viele Sprachen übersetzt und oft gedruckt wurde. Mit scharfem Auge hatte er alles beobachtet und außerdem hatte er, von seiner Kenntnis des Slovenischen unterstützt, russische Aufzeichnungen benutzen können. So war ein Werk zustande gekommen, das „der Wissenschaft zum erstenmale das geheimnisvolle Czarenreich erschloss, sie mit seiner Vorgeschichte, seinen Alterthümern, mit Land und Leuten, Verfassung und Verwaltung Russlands, mit seinem Kriegswesen, Handel und Verkehr, mit seinem häuslichen Leben, mit den Bräuchen, Sitten und Lustbarkeiten des Volkes vertraut machte“.[1]

Außerdem verfasste er seine Lebensbeschreibung und das Familienbuch der Herberstein, das uns mit der Vergangenheit dieses Geschlechtes bekannt macht. Siegmund von Herberstein war ein vielerfahrener, edler Mann, der von sich selbst sagen konnte: „Hab den Müssiggang geflohen, alle ehrliche Arbeit willig und gern angenommen, die Gesellschaften, so mich zu unnützen Freuden gezogen, gescheut, meinem Herrn mit ganzem Fleiß gedient, dessen, was ich erlernt, mich nicht geschämt, sondern noch mehr begehrt zu lernen.“

In seiner Lebensbeschreibung gedenkt er auch seiner Ahnen, und daran knüpft er die Worte: „Die alle habe ich nicht darum hier beschrieben, dass ich mich des Adels von der Geburt so hoch rühmen wollte. Denn das Lob des Adels gebürt nur denen, die dem Namen und adeligen Herkommen im Thun und Leben sich angleichen. Darum macht ein jeglicher, ob er gleich von adeligem Namen herkommt, sich selbst edel, wenn er mit seinem Thun und Wesen sich dermaßen, wie es einem Adeligen gebürt, hält.“ Er scheut sich nicht, der Überlieferung der Herbersteiner zu gedenken, nach der einmal zu Herberstein sieben Ritter gewohnt hätten, von denen nur einer Hosen getragen und dass „neun Herbersteinerinnen aus einem Mantel verheiratet seien“. Daraus ersieht man, meint

[1] Krones, Siegmund von Herberstein. Mitth. des hist. Vereines, 19.

er, wie sich das „weltliche Wesen mit der Zeit verändert. Jetzt will keiner ohne sieben Paar Hosen, auch keine ohne neun Mäntel zufrieden oder begnügt sein“.

Er sieht es mit Trauer, dass „etliche von alten ehrlichen und allermeist Herrengeschlechtern dahin gekommen sein, dass sie bei Lebzeiten oder nach ihrem Absterben nicht haben gehabt oder verlassen, womit ihre Gläubiger hätten mögen bezahlt werden; darum dann ihre Namen und Güter öffentlich an Gerichts- und Kirchenthüren angeschlagen sein werden, was billig ein ganzes Geschlecht schmerzen sollt“. Und daher mahnt er seine Nachkommen: „Haltet das Eure zusammen, sucht und verdienet mit Ehren, Fleiß, Arbeit und Mühe Mehreres, das rathe ich Euch treulich.“

II. Die Reformation.

1. Anfang und Fortschritt der Reformation unter Ferdinand I.

Das sechzehnte Jahrhundert ist von häufigen und erbitterten religiösen Kämpfen erfüllt.

Im Jahre 1517 war zu Wittenberg an der Elbe im Kurfürstenthum Sachsen der Professor Martin Luther gegen die Lehre der katholischen Kirche vom Ablasse aufgetreten, hatte dann auch andere katholische Lehren angegriffen und sich vom Papste gänzlich losgesagt. Er lehrte, durch die Erbsünde habe der Mensch seinen freien Willen verloren, so dass er nur durch den Glauben an die Verdienste Christi, der durch sein Leben und Sterben für die Sünden der Welt genug gethan hat, gerechtfertigt werden könne; als Sacramente erkannte er nur die Taufe und das Abendmahl; er verwarf die Messe, die Fürbitte der Heiligen, den Ablass, die Beicht und die Gelübde, weshalb er die Aufhebung der Klöster empfahl. Die Lehren, die er nach und nach entwickelte, fanden in den deutschen Landen viel Beifall und verbreiteten sich sehr schnell. Man nennt seine Anhänger Evangelische oder Protestanten.

Diese rasche Verbreitung wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht in der katholischen Kirche viele Missbräuche vorhanden gewesen wären, welche die Gemüther der Gläubigen der religiösen Neuerung geneigt machten. Wir schildern die Zustände in der katholischen Kirche der damaligen Zeit fast ganz mit den Worten eines katholischen Lehrbuches der Weltgeschichte.[1]

„Den übelsten Einfluss auf das Volk", heißt es dort, „übten die Ärgernisse, welche ein großer Theil des Clerus in Lehre und Leben gab. Wirkten auch eine Menge eifriger Seelenhirten pflichtgetreu in ihrem Berufe, so erregten andere Pfaffen (d. h. Weltgeistliche) und Mönche, durch ihren Lebenswandel, durch Habsucht, Geiz oder Unwissenheit großen Anstoß. Neben wirklichen Stätten strenger Zucht und heiligmäßiger Frömmigkeit glichen manche, besonders adelige Klöster, eher Häusern der Weltlust als der Weltentsagung. Der Reichthum der deutschen Kirche verführte nicht allein die Inhaber der Pfründen, also namentlich den höheren Clerus, zu Wohlleben und Sittenlosigkeit, sondern reizte auch zu Neid und weckte vielfach den Gedanken an Säcularisation des Kirchengutes. Die Verleihung der einträglichen Bischofsitze, Abteien und Canonicate an Unmündige, Ungebildete, Unwürdige, die durch ihre Familie Anspruch auf solche Stellen besaßen, die Häufung von Pfründen auf einen Nutznießer, auf der anderen Seite die Armut des nur auf Zehnten und Stolgebüren angewiesenen niederen Clerus bildeten einen Krebsschaden der Kirche. Das ungeistliche Leben an dem Hofe mancher Päpste gelangte allerdings weniger zur Kenntnis des Volkes; destomehr Erbitterung erzeugten aber die häufigen Gelderhebungen des römischen Stuhles, die sogenannten Annaten,[2] Reservationen,[3]

[1] Dr. Johann Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte, siebente Auflage, von Dr. S. Widmann, II. Theil. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1896, S. 369 ff.

[2] Unter Annaten versteht man die Geldsummen, welche der Besitzer einer Pfründe beim Amtsantritte nach Rom zu zahlen hatte.

[3] Die Päpste behielten sich (reservierten sich) die Besetzung von Bischofsitzen, Abteien und kleineren geistlichen Stellen vor.

Palliengelder,[1] auch die harten kirchlichen Strafen, die Verhängung des Bannes oder des Interdictes bei nicht kirchlichen oder unbedeutenden Veranlassungen, die gewinnsüchtige Ausnützung des Heiligen. Betrüger bettelten unter dem Scheine frommer Pilger und bethörten die Leichtgläubigen. Die Kirche sah sich wiederholt genöthigt, wider den schwärmerischen Wunderglauben einzuschreiten; die überhandnehmenden Wallfahrten konnten das Bedenken gut kirchlich Gesinnter erwecken; die Sucht, Reliquien zu besitzen, gab zu manchem Betruge Anlass. Den Unkirchlichen boten alle derartigen Missbräuche willkommene Zielscheiben zu ihren Angriffen in Spott und Ernst. Obwohl noch im Jahre 1500 Tausende zur Erlangung des Jubiläumsablasses nach Rom pilgerten, so rief doch die häufige Verkündigung von Ablässen, bei welchen würdiger Empfang der beiden Sacramente, der Beicht und Communion, Haupterfordernis, Verrichtung bestimmter Gebete und Almosen Nebenbedingungen waren, religiöse Gleichgiltigkeit gegen dieses Gnadenmittel hervor.

Bei den in allen Verhältnissen herrschenden Gegensätzen, den politischen, socialen, wissenschaftlichen und religiösen, stand eine gewaltige Umwälzung zu erwarten. Diese nahm eben mit Martin Luthers Auftreten ihren Anfang."

Auch nach Steiermark fanden die Lehren Luthers bald ihren Weg.

Hier hatten im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die Einfälle der Türken, die Kriege mit den Ungarn, die häufigen Fehden und Kämpfe der Adeligen die Sitten vielfach verschlechtert; Unglaube war eingerissen, und rohe Gesinnung, Trunk- und Spielsucht sowie andere Laster hatten weit um sich gegriffen. Auch die Geistlichkeit war in diesen Zeiten nicht mehr von dem strengen Pflichteifer erfüllt wie früher; viele Geistliche wandten sich einem weltlichen Leben zu und vernachlässigten ihre Berufspflichten; wenig junge Männer widmeten sich dem Studium der Theologie, so dass bald

[1] Gelder, welche die Erzbischöfe für die Verleihung des Palliums, einer wollenen Binde, nach Rom zahlten.

ein großer Mangel an gebildeten, ehrbaren Geistlichen eintrat. Und doch war der geistliche Besitz ungemein angewachsen. Im Jahre 1513 verbot Kaiser Maximilian den Geistlichen, liegende Güter von einem Laien ohne landesfürstliche Bewilligung anzukaufen und zwar deshalb, damit der Besitzstand der weltlichen Eigenthümer nicht noch mehr geschmälert werde, da der geistliche Stand bereits die Hälfte aller Gülten innehabe.

Die Zwistigkeiten, die in manchem Stifte herrschten, beeinflussten vielfach die Gesinnung der Gläubigen. In Admont wurden 1501 zwei Äbte gewählt, die gleichzeitig einige Jahre äbtliche Rechte ausübten. Dies gab dem Kaiser Maximilian Gelegenheit, den Bischof von Laibach Christoph Rauber, der auch Verwalter des Bischofs von Seckau wurde, zum Abt von Admont zu ernennen. Aber Rauber konnte wenig für das Kloster wirken, denn die Kaiser Maximilian, Karl V. und Ferdinand I. verwendeten ihn unablässig zu wichtigen Staatsgeschäften.

Hervorgehoben muss noch werden, dass die religiöse Bildung bei Adel und Volk sehr gering und die Seelsorge wie der Religionsunterricht überall vernachlässigt waren. Unter solchen Verhältnissen war es kein Wunder, dass auch in Steiermark viele Unzufriedene gerade in der Lehre Luthers ein Heilmittel sahen für die Gebrechen der Zeit.

Dazu kam, dass manche steirische Stadt, wie beispielsweise Leoben, in reger Handelsverbindung mit Deutschland stand, dass in die obersteirischen Bergwerksorte häufig Knappen aus Deutschland kamen, die mit den Lehren Luthers schon vertraut waren, und dass herumziehende Buchführer, das heißt Buchhändler, die Schriften Luthers weithin verbreiteten. König Ferdinand I. trat anfangs streng gegen die Anhänger Luthers auf; er verbot den Druck, Verkauf und das Lesen lutherischer Bücher; aber diese und andere Verordnungen nutzten nichts; die Zahl der Protestanten nahm überall zu. Wir erfahren, dass in Straßgang ein Geistlicher und in Leibnitz ein Schullehrer die neue

Lehre predigten. Diese zwei Männer wurden von dem Erzpriester in der unteren Steiermark Jakob Radkerspurger mit dem Kirchenbann belegt.

Als im Jahre 1528 eine allgemeine Kirchenvisitation vorgenommen wurde, zeigte es sich, dass es in Graz, Marburg, Radkersburg, Cilli, Windischgraz und besonders in Obersteiermark Geistliche gab, die im lutherischen Sinne predigten und verheiratet waren und dass sie viele Anhänger gewonnen hatten.[1] In Windischgraz traten einige Bürgersfrauen als Predigerinnen auf. Aus Seiz und Rein waren Mönche ausgetreten, drei Admonter Nonnen hatten sich verheiratet. In Graz predigte ein Kaplan und sein Genosse in der Stadtpfarrkirche, dem jetzigen Dom, und als ihnen der Stadtpfarrer dies verbot, in Privathäusern. Im Sack wohnte ein alter Schulmeister, der die Kinder lutherische Gesänge lehrte, die Bilder von Heiligen verbrannte und die Geistlichen bei der Messe störte. Ein anderer Schulmeister lehrte öffentlich den „neuen Glauben" und ein dritter, namens Pica, gab eine Sammlung von Predigten als „evangelischer Unterricht" heraus. Der Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein, der Bürgermeister Simon Arbeiter und andere angesehene Männer waren der Neuerung geneigt und schützten und förderten die Prediger. König Ferdinand bedrohte im Jahre 1527 mit Feuer und Schwert alle, die von den Lehren und Einrichtungen der Kirche abwichen, er befahl im Juli 1528, alle Drucker und Buchführer, die mit ketzerischen Schriften Handel trieben, zu ersäufen und ihre Waren zu verbrennen, und im November desselben Jahres gebot er ein strenges Vorgehen gegen abtrünnige Priester und Lehrer von Ketzereien; aber alles war umsonst.

So gab es also auch in Steiermark „Kirchenverbesserer" genug. Aber weitaus ärger war es in Deutschland, und selbst Luther muss darüber klagen: „Überall treibt jetzt der Teufel sein Spiel

[1] Robitsch, Geschichte des Protestantismus in der Steiermark. 2. Ausgabe. Graz 1865.

mit Rumpelgeistern und Rumorern. Dieser will keine Taufe haben, jener leugnet das Sacrament, ein anderer setzt eine Welt zwischen sich und dem letzten Tage. Etliche lehren, Christus sei nicht Gott, etliche sagen dies, etliche das, und sind schier so viel Secten und Glauben als Köpfe. Kein Rülze ist jetzt so grob, wenn ihm etwas träumt oder dünket, so muss der hl. Geist es ihm eingegeben haben und will ein Prophet sein.“

Von den Secten, auf die Luther hinweist, haben die Wiedertäufer am meisten von sich reden gemacht. Die Kindertaufe hatte für sie keinen Wert, daher tauften sie die Erwachsenen. Sie sagten, „Messe halten wäre Zauberei, das hochwürdige Sacrament wär nit, man betrüge die Leut; Christus wäre für niemand gestorben, denn für Adam und Eva; niemand soll Obrigkeit sein“. Die Wiedertäufer nannten einander Bruder und Schwester und ihre Verbindung die „Gemeinde Gottes“. Wo sie in größerer Zahl beisammen wohnten, führten sie die Gemeinschaft der Güter ein; Grund und Boden, Häuser und Wirtschaften gehörten der Gemeinde; der Ertrag der Arbeit floss in eine allgemeine Casse. Die Täufer bildeten also nicht nur eine Religions-, sondern auch eine Erwerbsgenossenschaft.

Auch in Steiermark tauchten sie frühzeitig auf. Schon die allgemeine Visitation von 1528 zeigte, dass es in einzelnen Orten Wiedertäufer gab. König Ferdinand gab dem Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein den Befehl, „die Wiedertäufer auszurotten und hierin niemand, er sei hohen oder niederen Standes, zu schonen“. In Bruck fand man neun Brüder und drei Schwestern. Die Brüder wurden gebunden auf den Richtplatz geführt. Sie waren in ihr Schicksal ergeben und sagten: „Heut wollen wir auf diesem Platz um des Wortes Gottes willen leiden und ihm unser Opfer leisten“. Darauf wurden sie auf einem „grünen Anger enthauptet“, die drei Schwestern aber wurden ertränkt.

Zur Auskundschaftung der Wiedertäufer bestellte man eigene Spione. In Graz kamen die Wiedertäufer im Hause eines Malers

zusammen; dieser erklärte bei der Gefangennahme, dass er von einem Priester getauft worden, nachher aber von seinem Irrthum abgestanden sei und offenen Widerruf geleistet habe. Sein Haus wurde niedergerissen, von einer anderen Bestrafung hört man aber nichts. Im Jahre 1534 wurden in Graz drei Brüder mit dem Schwerte gerichtet und vier Schwestern ertränkt. Sie verwarfen die Wasser- und Kindertaufe, sagten vom Abendmahl, dass Christus darin figürlich zugegen sei, und fügten hinzu: „Wie der Antichrist, der Papst, mit seinem Anhang das Nachtmahl Christi verwüstet hat und den fleischlichen Christum in das Brot zu bannen vermeint, das glauben wir nit.“ So haben sie, sagt die Wiedertäufer-Chronik, „alle sieben die himmlische Wahrheit beständiglich bis in den Tod bezeugt.“ Die Strenge, die man gegen die Wiedertäufer entfaltete, bewirkte, dass sie sich aus Steiermark verloren und wahrscheinlich nach Mähren zogen, wo sie Freiheit genossen.[1]

Dagegen gewann das Lutherthum eine weite Verbreitung.

Im letzten Jahrhundert des Mittelalters und im Anfange der Neuzeit ist, wie schon angedeutet, das Emporkommen mancher Bürgerfamilie bemerkbar, die durch Sparsamkeit, Fleiß und durch Handelsgeschäfte zu Reichthum gelangte. Manche reiche Bürger ließen ihre Söhne studieren; diese fanden Dienste am Hofe und wurden zuletzt in den Adelsstand erhoben. So bildeten sich neben dem alten Geburtsadel ein jüngerer Briefadel aus, dessen Mitglieder dem reicheren Bürgerstand entstammten. Aber auch der Geburtsadel fieng an, seinen Söhnen eine höhere geistige Ausbildung zu verschaffen nnd sie an Hochschulen zu schicken. Sie hatten den Grundsatz: „Denn Hab und Guet mag zerrinnen, wer Kunst hat, mag sie leicht gewinnen.“ Da die Wiener Universität um 1525 ganz herabgekommen war, so begaben sich die jungen Edelleute nach Wittenberg, Leipzig, Tübingen, selbst nach Rostock. Sie nahmen hier die Lehre Luthers auf und kamen in Begleitung

[1] Loserth, Wiedertäufer in Steiermark. Mitth. 42, 118 ff.

lutherischer Geistlicher, Prädicanten genannt, zurück, die zunächst als Hauskapläne oder Lehrer Verwendung fanden.

Der Übertritt zur evangelischen Lehre erfolgte damals nicht etwa durch eine öffentliche Erklärung; man besuchte nicht mehr die Kirche, empfieng nicht mehr die Sacramente und hielt sich an den Prädicanten. Nicht alle Adeligen, die sich mit den neuen Lehren befreundeten und sich ihnen zuwandten, thaten dies aus innerer Überzeugung, sondern oft genug deshalb, weil sie dadurch Gelegenheit fanden, geistliche Rechte und Güter in Besitz zu nehmen. Sie verweigerten der Kirche den Zins von Pacht- oder Lehengütern, weil dies der neuen Lehre zuwider war, hielten aber diese Güter fest. Sie entzogen ihren Patronatspfarren Stiftungen und Zehent und verboten auch ihren Unterthanen, den Geistlichen und den Kirchen Zins und Zehent zu reichen. Die Klöster, die von ihren Vorfahren gegründet worden, sahen sie als „Spitäler des gemeinen Adels" an, die zur Versorgung ihrer Kinder dienen müssten. Mancher Adelige suchte also durch Kirchengüter den entschwundenen Glanz seines Hauses zu erneuern, und selbst König Ferdinand war gezwungen, den Reichthum der Kirche in Anspruch zu nehmen. Zur Zeit der Türkennoth im Jahre 1525 verlangte er nämlich mit päpstlicher Bewilligung den vierten Theil des Wertes der Güter, der Kirchen und geistlichen Pfründen. Man nannte dieses Finanzgeschäft die Quart. Das Anlehen sollte freilich zurückerstattet werden, aber es ist nie dazu gekommen. Da Kirchen und Klöster die abverlangten Summen im Baren nicht aufbringen konnten, mussten sie Güter verkaufen oder verpfänden und kamen nachher nicht mehr in die Lage, sie einzulösen. Diese Gelegenheit benützten die Edelleute, katholische und protestantische, ihren Besitz auf billige Weise zu mehren. Dadurch verarmte manche Kirche und war dann umsomehr auf die Gunst des Gutsherrn angewiesen, der an Stelle eines katholischen Geistlichen einen Prädicanten einsetzte. So verbreitete sich die lutherische Lehre auch unter der Landbevölkerung immer mehr. Durch die Quart haben be-

sonders die Mitglieder der Familie Hofmann in Obersteier ihren Besitz vergrößert. Diese Familie hatte den Grund zu ihrem Reichthum und Ansehen zur Zeit Friedrichs III. durch die Verwaltung der landesfürstlichen Maut zu Rottenmann und die Pflege des Landgerichtes Wolkenstein gelegt. Friedrich Hofmann, der Gut auf Gut und Gült auf Gült häufte, war zudem mit Margareta aus der reichen Familie Püchler verheiratet, die unter anderem auch das Schloss Grünbüchel bei Rottenmann besaß. Auch dieses Schloss gieng auf Friedrich Hofmann über, dessen Sohn Hans Ritter und Freiherr genannt wurde und in den Pfandbesitz des landesfürstlichen Schlosses und der Herrschaft Strechau gelangte, die nach einigen Jahren in sein volles Eigenthum übergiengen. Dieser Johann Hofmann Freiherr zu Grünbüchel und Strechau gelangte durch die Quart in den Besitz von Gütern der Klöster Kremsmünster, Rottenmann, Rein, Seckau und der Dominicanerinnen in Graz. Er stand bei König Ferdinand in großem Ansehen und wandte sich in seinem späten Alter dem Lutherthum zu.

Dass auch auf andere Weise Klostergüter in den Besitz des Adels gelangten, zeigt die Geschichte des Hans Ungnad, Freiherrn von Sonneck.[1] Er stammte aus der Familie Weißenwolf, welche aus Franken in Kärnten eingewandert und da zu Ansehen gekommen war. Sie war mit der Herrschaft Sonneck im Jaunthale Kärntens belehnt, erwarb Besitzungen in Kärnten, Krain, Croatien und Steiermark, hier Plankenwart, Hirscheck, Pack u. a. Hans Ungnad war in Krain geboren und bei König Ferdinand sehr beliebt; er wurde Vicedom in Cilli und 1530 Landeshauptmann von Steiermark. In den Kriegen mit den Türken erwarb er sich manches Verdienst; er kämpfte unter Katzianer in Slavonien und wurde 1540 oberster Feldhauptmann der niederösterreichischen, windischen und croatischen Lande. In dieser Stelle oblag ihm besonders die Vertheidigung der windisch-croatischen Grenze gegen die Angriffe der Türken.

[1] Gasparitz, Hans Ungnad und das Stift Reun. Mitth. 36.

Dieser Hans Ungnad war es, der sich der Güter des Stiftes Rein bemächtigen wollte.

In diesem Stifte, in dem sich nur sechs Ordensbrüder befanden, hatte der Abt Johann Zollner, ein Verwandter des Besitzers von Massenberg bei Leoben und Amtmannes von Vordernberg Veit Zollner, schlecht gewirtschaftet; als eine Visitation vorgenommen werden sollte, hatte er auf seine Würde verzichtet und war 1533 nach Regensburg entflohen. Der Convent wählte hierauf den Weltpriester und Vicar von Gratwein, Huetensteiner, zum Abte, ließ sich aber von Hans Ungnad bewegen, seinen Sohn Ludwig, der noch ein Knabe war, zum Coadjutor des Abtes mit dem Rechte der Nachfolge und einem Jahresgehalte von 300 Pfund Pfenninge anzunehmen. Als Huetensteiner nach einigen Jahren starb, betrachtete sich Hans Ungnad als den rechtmäßigen Herrn des erledigten Stiftes, übernahm die Verwaltung der Stiftsgüter und führte sie zu seinem Vortheile, bis endlich König Ferdinand im Jahre 1549 die Verzichtleistung des jungen Ungnad auf seine Würde und die Wahl eines neuen Abtes anbefahl. Zum Abte wurde nunmehr der Stadtpfarrer von Cilli Martin Durlacher gewählt, der jetzt erst Cistercienser wurde. Aber auch der neue Abt war ein Freund des Landeshauptmanns Ungnad, der auch jetzt noch viele Vortheile von dem Stifte zog und den Abt bewog, einen von seinen anderen Söhnen, der ebenfalls noch unmündig war, zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge als Abt anzunehmen. Als König Ferdinand im Jahre 1555 von diesen Abmachungen erfuhr, setzte er der Ausnützung des Stiftes durch Ungnad ein Ende.

Bald darauf wanderte Hans Ungnad, der einstweilen den evangelischen Glauben angenommen hatte, aus Steiermark aus und begab sich nach Wittenberg, ließ sich aber dann im Herzogthum Württemberg nieder. Abt Durlacher aber war jetzt eifrig bemüht, sein Stift in einen guten Zustand zu bringen, und König Ferdinand, der durch Wiederbelebung der alten Klöster dem weiteren Umsich-

greifen der lutherischen Lehre einen Damm entgegensetzen wollte, unterstützte sein Streben und Wirken in kräftiger Weise.

Die Zahl der Protestanten nahm also immer mehr zu und war um die Mitte des Jahrhunderts in Graz so groß, dass seit 1552 keine Frohnleichnams-Procession mehr veranstaltet werden konnte. Der gebildetste und reichste Theil des Volkes gehörte dem Protestantismus an, von adeligen Familien vor allem die Schärfenberg, Windischgrätz, Hofmann, Praunfalk, Stubenberg, Thanhausen, Teuffenbach, Dietrichstein, Herberstein, Gleispach, Triebenegg, Graßwein u. a. Im Jahre 1549 trat die steirische Landschaft in Verhandlungen zum erstenmale als eine geschlossene protestantische Corporation auf.

Ferdinand hoffte immer wieder, dass die Einigkeit der Kirche durch Zugeständnisse, die den Protestanten gemacht würden, herbeigeführt werden könnte, und deshalb machte er durch den Bischof Roman von Gurk dem damals in Trient in Südtirol versammelten Concil den Vorschlag, die Fastengebote abzuschaffen und die Communion unter beiden Gestalten sowie die Priesterehe zu gestatten. Aber seine Vorschläge fanden keinen Beifall.

Im Jahre 1555 kam in Deutschland zu Augsburg der Religionsfriede zustande. Er gewährte den protestantischen Ständen Augsburger Confession Religionsfreiheit und politische Rechtsgleichheit mit den katholischen Ständen. Die Landesherren erhielten das Recht, die Religion ihrer Unterthanen zu bestimmen; doch sollten jene Unterthanen, die sich dem Religionszwange nicht fügen wollten, das Recht der Auswanderung haben.

In der letzten Regierungszeit Ferdinands I. erfolgte in Steiermark die Anlegung der Landmannschafts-Matrikel. Der neue Briefadel, von dem schon die Rede war, verlangte in dieser Zeit auch Theilnahme an der Berathung und Verwaltung der Landesangelegenheiten. Viele Mitglieder des alten erbgesessenen Adels dagegen waren durch Misswirtschaft und die veränderte Zeitlage arg heruntergekommen. So bot beispielsweise Wolf Engel=

brecht von Auersperg im Jahre 1554 seinem Schwager Wolfgang von Stubenberg seine in Steiermark gelegenen Güter zum Kaufe an, „dann ich mir die nit getrau zu erhalten aus vielen beweglichen Ursachen, nemblich dass ich von beiden Häusern (nämlich Stattenberg und Wildhaus) gar keinen Genuss hab, sondern bei zweien Jahren her jährlich in die 1000 Gulden einbueßen mues, sonderlich von wegen der überschwenglichen großen Steuern, welches in die Läng keinen Bestand haben kann sambt dem, dass der Pfleger aigener Nutz und Unfleiß oberhand genommen".

Der alte erbgesessene Adel suchte nichtadelige Personen, welche bürgerliche Gewerbe betrieben hatten und unter bürgerlicher Jurisdiction standen, die aber in den Besitz von Gütern gelangt waren, ihren Kreisen fern zu halten und ließ im Jahre 1563 die „Landmannschafts-Matrikel" anlegen. An den Landtagen durfte von da an nur theilnehmen, wer in dieser Matrikel eingetragen war; die Aufnahme in dieses Verzeichnis hieng von der Bewilligung der „Herren und Landleute" ab.

Ferdinand theilte die österreichischen Lande unter seine drei Söhne: dem ältesten, Maximilian, gab er Österreich, Böhmen und Ungarn, dem zweiten, Ferdinand, Tirol und Vorderösterreich, dem dritten, Karl, die inneröstereichischen Länder, also Steiermark, Kärnten und Krain mit Görz, Triest und Istrien. Am 25. Juli 1564 schied Ferdinand aus dem Leben.

2. Weitere Fortschritte der Reformation unter Karl II.

Karl, der jetzt die Regierung in Steiermark übernahm, war damals vierundzwanzig Jahre alt. Er war ein sittenstrenger Mann, der seine Kenntnisse auch durch Reisen in fremden Ländern erweitert hatte. Die Stände, welche der Mehrheit nach Protestanten waren, hatten ihm schon am 20. März 1564, also noch zu Lebzeiten seines Vaters, gehuldigt. Sie hatten es durchgesetzt, dass hiebei in der Eidesformel statt der Worte „und alle Heiligen" der Ausdruck „das heilige Evangelium" gebraucht wurde.

König Ferdinand hatte einmal andere Pläne mit seinem Sohne Karl gehabt. Er unterhandelte mit dem englischen Hofe wegen einer Heirat Karls mit der Königin Elisabeth von England, die jedoch dem anglicanischen Glaubensbekenntnisse angehörte.

Als im Jahre 1560 Maria Stuart von Schottland, welche mit dem Könige Franz II. von Frankreich verheiratet war, Witwe wurde, trug ihr Bruder, der Cardinal Karl von Lothringen, dem Kaiser die Hand der verwitweten Königin für seinen Sohn Karl an. Ferdinand stimmte zu; die Einwilligung der Stände Schottlands glaubte man gewinnen zu können, von Frankreich fürchtete man keinen Widerspruch, und der Papst war der Sache gewogen. Kaiser Ferdinand ließ sich herbei, über den Ertrag der Länder, die er seinem Sohne Karl bestimmt hatte, hinaus dessen künftiger Gemahlin noch jährlich 100.000 Gulden zuzusichern. Die Königin Maria Stuart sollte dann wieder Ansprüche auf England erheben und dieses Land der Königin Elisabeth streitig machen. So schien eine Verbindung der katholischen Mächte gegen das anglicanische England in Aussicht zu stehen. Aber es ist nicht dazu gekommen, vielmehr wurde der Plan einer Heirat zwischen Karl und Elisabeth noch einmal aufgenommen und nach dem Tode Ferdinands auch von dessen Sohn, dem Kaiser Maximilian II., weiter verfolgt. Der Kaiser hoffte, wenn sein Bruder Karl König von England würde, dessen österreichische Länder zu erwerben. Auch ein Cardinal forderte Karl auf, diese Angelegenheit mit Entschiedenheit zu betreiben; Elisabeth sei jung und schön, und wenn ihr als Glanzpunkt ihrer Tugenden der katholische Glaube fehle, so sei eben der Erzherzog berufen, diesen Mangel zu beseitigen und die Königin in die Arme der katholischen Kirche zurückzuführen. Aber die Angelegenheit kam doch wieder ins Stocken. Im Jahre 1570 bewarb sich Erzherzog Karl um die Hand Marias, der Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern. Zu derselben Zeit eröffnete die Königin von England noch einmal in Wien ihren Wunsch, in Unterhandlungen wegen einer Heirat mit dem Erzherzog einzutreten. Aber man ließ sich nicht mehr darauf ein.

Die Trauung Karls mit Maria fand am 1. September 1571 in Wien statt; von dort begab sich das neuvermählte Paar nach Steiermark. Über diese Hochzeit haben wir von dem damaligen Registrator der Landschaft Wenzel Sponrib eine „wahrhafte Beschreibung, was von der fürstlichen Durchlaucht Erzherzogen Karls zu Österreich hochzeitlichen Heimfürung in der Hauptstadt Graz in Steyer vom 17. August bis auf den 8. September des Jahres 1571 sich ereignet". Dieses Werk erschien 1572 bei Zacharias Bartsch.

Von Bruck an der Mur an fuhr das erzherzogliche Ehepaar mit seinem Gefolge zu Schiffe bis zur Weinzettelbrücke. Doppelhaken und Kanonen, die man auf dem Schlosse Göfting aufgestellt hatte, donnerten den Ankommenden entgegen. An der Brücke stand der Landeshauptmann Hans von Schärffenberg mit Prälaten und Edelleuten, denen sich auch adelige Damen zu Pferde angeschlossen hatten, zum Empfange des Herrscherpaares bereit. Der Zug bewegte sich von hier langsam gegen die Stadt; der Erzherzog ritt, die Erzherzogin saß in einem mit Goldstoff überzogenen Wagen, der von sechs Schimmeln gezogen wurde. Diesem Wagen folgten viele andere sowie auch eine schwarzsammtene Sänfte, die von zwei Maulthieren getragen ward. Beim eisernen Thore, auf einer weiten Wiese, stand die Bürgerschaft in Waffen; hier begrüßte der Bürgermeister Michael Straßburger an der Spitze des Magistrats das Herrscherpaar. Der Zug bewegte sich dann durch die reichgeschmückte Herrengasse nnd über den Hauptplatz in die Sporgasse. Am Eingange der Sackstraße war ein künstlicher Brunnen „mit dem Bacchus und seiner ganzen Gesellschaft" aufgerichtet; der Brunnen sprudelte Wasser hervor, das sich aber in dem Augenblicke, in dem sich das Herrscherpaar nahte, in weißen und rothen Wein verwandelte, „darumb dann die Leut sich fast zerrissen und ein groß Getimmel gemacht". Endlich gelangte der Zug zur Domkirche; durch sieben Triumphpforten, die mit Wappen, Sprüchen und Versen versehen waren, war er durchgegangen.

Sieben Tage dauerten die Festlichkeiten. Die Stände gaben zum Hochzeitsgeschenke 25.000 Gulden und eine „Credenz", die aus silbernen Tafelaufsätzen, Schüsseln, Tellern, Pokalen u. dgl. bestand und einen Wert von 15000 Gulden hatte.

Die Ehe Karls mit der baierischen Prinzessin wurde eine wahre Musterehe.

Erzherzog Karl setzte für seine Länder mehrere Centralbehörden ein. Ihm zur Seite stand der geheime Rath mit dem Hofkanzler; die Hofkammer verwaltete sämmtliche landesfürstliche Einkünfte. Dazu kam seit 1578 der Hofkriegsrath.

Kaum waren die Hochzeitsfestlichkeiten zu Ende, als der Erzherzog die Last der Regierung zu fühlen begann. Ohne Zweifel wäre er gern den protestantischen Ständen mit Strenge entgegengetreten, da sie sich immer mehr als Herren des Landes betrachteten und ihrem Glauben eine immer größere Verbreitung zu verschaffen suchten. Da er aber zur Vertheidigung der südöstlichen Landesgrenze gegen die Türken fortwährend große Geldsummen nöthig hatte, welche ihm die Stände bewilligen mussten, so sah er sich genöthigt, gegen die protestantischen Adeligen milde zu verfahren. Dies stärkte das Gefühl ihrer Macht und Bedeutung, und dadurch kam es zu einem Kampfe zwischen der landesfürstlichen Gewalt und den Ständen, der ebensowohl religiöser wie politischer Natur war. Der Kampf gieng fort, auch wenn die Landtage nicht versammelt waren. Seit der Zeit Maximilians I. wurde als bleibender Geschäftsführer des Landes ein Ausschuss der „Verordneten" gewählt, der etwa die Stellung hatte, welche heute den Landesausschüssen zukommt. Die Verordneten mussten die Landtagsbeschlüsse ausführen und das Wirtschaftswesen des Landes verwalten. Im Kampfe mit der Regierung zeigten sie sich ebenso muthig als ausdauernd.

Ferdinand I. hatte in Croatien, das die Vormauer Krains und der Steiermark war, eine Anzahl von Orten befestigt und mit Besatzungen versehen und die Stände der inneröſterreichischen Länder,

besonders der Steiermark, hatten dazu Geldbeiträge geliefert und selbst Truppen gestellt. In diesen Grenzländern hatte Ferdinand auch Uskoken d. s. Slaven, die vor den Türken aus der Balkanhalbinsel über die Save geflohen waren, angesiedelt und ihnen die Grenzvertheidigung zur Pflicht gemacht. So waren vorzugsweise zwei Grenzgebiete entstanden: die croatische und die windische Grenze. Die windische (Warasdiner) Grenze reichte von der Save bis zur Drau, und an sie schloss sich die Mur- oder Zrinyinsel, das Dreieck zwischen Drau und Mur mit dem wohlbefestigten Csakathurn. Nördlich von der Mur begann die ungarische Grenze. Auch auf steirischem Gebiete selbst waren Uskokenansiedlungen entstanden, so am östlichen Abhange des Bacher, auf dem Pettauer Felde und zu Wernsee an der Mur.

Auch Karl II. musste diesen Grenzgebieten seine Sorge zuwenden und zu ihrem Schutze jährlich mehr als 250.000 Gulden aufwenden.

Auf den Landtagen, die Karl versammelte, handelte es sich fast immer nur um Geldforderungen zum Schutze der Grenze, die aber stets mit den religiösen Angelegenheiten in Verbindung gebracht wurden, so dass eigentlich diese den Hauptgegenstand der Landtagsverhandlungen ausmachten. Die Protestanten sprachen die Hoffnung aus, der Erzherzog werde sie bei ihrer Confession ungestört lassen, da das Gewissen und der rechte Glaube keiner Creatur, sondern allein dem allmächtigen Gott unterworfen sei; er werde lutherische Geistliche auch in den Städten und auf dem Lande zulassen. Immer wieder verlangten die Stände eine gesetzliche Anerkennung ihrer Religion.

Im Jahre 1572 gab der Erzherzog auf dem Landtage zu Graz eine Erklärung ab, welche die Protestanten nur einigermaßen befriedigte.[1] Er versicherte, dass er „die vom Herren- und Ritterstand sammt ihren Weib, Kind, Gesind und angehörigen Religions-

[1] J. Loserth, Die steirische Religionspacification 1572 — 1578. Graz 1896.

verwandten, niemand ausgeschlossen, in Religionssachen wider ihr Gewissen nit bekummern, beschweren oder vergewaltigen, voraus aber ihre Prädicanten unangefochten und unverjagt, also auch ihre Kirchen und Schulen uneingestellt lassen“ wolle. Er stellte nur die Bedingung, dass auch die Herren und die Ritter ihn und seine Religionsgenossen in der Religion, in Gütern und Rechten „ungeschwächt, unbetrübt, unangefochten und unabpracticiert bleiben lassen“.

Der Erzherzog hatte also den Ständen Religionsfreiheit gewährt. Aber diese waren mit dieser Religionspacification nicht ganz zufrieden; sie wünschten, dass der Erzherzog die Versicherung nicht für sich allein, sondern auch für seine Erben und Nachkommen gebe, und setzten selbst eine schriftliche Versicherung mit diesem Zusatze auf. Aber der Erzherzog strich, unwillig über diese Eigenmächtigkeit, den Zusatz „Erben und Nachkommen“ aus.

Den Bürgern in den landesfürstlichen Städten und Märkten machte der Erzherzog kein solches Zugeständnis, sondern er behielt sich die Verfügung über die Religion seiner Bürger vor. Der Adel war zwar für die Bürger eingetreten, weil diese auch einen Theil der Landschaft ausmachten und von dieser nicht abgesondert werden könnten, und die Bürger hatten erklärt, dass sie sich in Religionssachen vom Adel nicht trennen würden. Aber Karl II. verweigerte es standhaft, den Bürgern, „seinen Kammerleuten“, zu gewähren, was er dem Adel zugesagt hatte. Daher handelte es sich auf den folgenden Landtagen darum, auch dem Bürgerstande Religionsfreiheit zu erringen.

Da es in Steiermark keine guten Prediger gab, so berief Karl einige Mitglieder des Jesuitenordens nach Graz. Dieser Orden, auch Gesellschaft Jesu genannt, war um 1540 entstanden und hatte sich in kurzer Zeit große Verdienste um die katholische Kirche erworben. Besonders zeichneten sich seine Mitglieder als gute Prediger aus. Karl hatte schon längere Zeit mit dem Rector des Jesuitencollegiums in Wien unterhandelt, und im October 1572 trafen einige Jesuiten von Wien in Graz ein. Er hatte neben der

damaligen Stadtpfarrkirche St. Ägidi ein geräumiges Haus für das Collegium und die zu errichtende Schule zu bauen begonnen, wozu auch die Prälaten des Landes Beiträge lieferten. Die Jesuiten erhielten die Stadtpfarrkirche St. Ägidi mit dem Pfarrhause zum Eigenthum; dafür wurde die Katharinenkirche, welche an der Stelle des jetzigen Mausoleums stand, zur Stadtpfarrkirche erklärt. Eine Änderung trat im Jahre 1586 ein. Karl II. übertrug damals die Stadtpfarre in die Dominicanerkirche „zum heiligen Blut" und bestimmte das Dominicanerkloster zum Stadtpfarrhofe. Dem Convente der Dominicaner wurde dafür die Pfarrkirche zum heil. Andreas in der Murvorstadt sammt dem Pfarrhof eingeräumt, wo sie in den Jahren 1624—1627 eine neue Kirche und ein neues Kloster erbauten.

Schon im Jahre 1573 eröffneten die Jesuiten unter dem Rector Heinrich Blyssem eine Lehranstalt, die einen starken Zulauf fand und aus der das jetzige erste Staatsgymnasium hervorgegangen ist. Im Jahre 1574 errichtete der Erzherzog in der Färbergasse ein Convict für arme talentvolle Kinder, das von seinem Sohn Ferdinand erweitert wurde und daher Ferdinandeum genannt ward. Karl II. gründete noch ein zweites Convict, das für Studierende der Theologie und Söhne der Adeligen bestimmt war. Zugleich sah er darauf, dass die Prädicanten aus seinen Städten und Märkten entfernt wurden. So gab er im Jahre 1576 seinem Hauptmann und Vicedom in Cilli, Hans von Helfenberg, den Auftrag, die Prädicanten aus Cilli auszuweisen. Auch der Archidiacon und Pfarrer zu Tüffer, Polydorus von Montagnana, befahl den Cilliern im Namen des Erzherzogs und des Patriarchen von Aquileja, die Prädicanten zu entfernen. Als der Erzherzog im Jahre 1576 durch die Stadt Leoben reiste, ließ er die gesammte Bürgerschaft vor sich kommen und befahl ihnen, dass „Ihr meine Befelch mehrers vor Augen habt und euren sectischen vermeinten Prädicanten alsbald wegthuet und kein seines gleichen weder inner noch außer der Stadt weiter aufnehmet, euch auch

in Religion-Sachen an unser Landschaft nit hänget". Eine Entgegnung der Bürger hörte er nicht an. Es wurde hierauf zwar ein katholischer Pfarrer eingesetzt, aber die Bürger forderten diesen auf, „sie unbetrübt zu lassen", und nahmen an der Frohnleichnamsprocession nicht theil. Unter solchen Umständen hatte die Thätigkeit des katholischen Pfarrers keinen Erfolg, und er wollte zweimal seine Stelle aufgeben, was jedoch weder der Kirchenpatron, der Abt von Admont, noch der Erzherzog zuließen. Erst im Jahre 1599 gaben die Leobner ihren Widerstand gegen die Verfügungen des Landesfürsten auf. In ähnlicher Weise gieng es in den meisten Städten und Märkten zu.

In den siebziger Jahren waren die protestantischen Stände mit der Herstellung einer höheren Schule beschäftigt.

Im Jahre 1541 hatte man erkannt, dass „die alten Herren und Landleut, so in einer ehrsamen Landschaft Sachen erfahren gewest", in großer Zahl vom Tode dahingerafft worden, ohne dass man dafür gesorgt hätte, die „jungen vom Adl widerumb in Pflanzung der Tugend, Sitten und sonderlich was zu der Seel Seligkeit dient, zu lernen und studieren zu lassen". Die Söhne auf auswärtige Hochschulen zu schicken, passte auch nicht jedem, schon der großen Kosten wegen; es erschien daher zweckmäßiger, „die Kinder der Mitglieder und Befreundten der Herren und Landleute (Landstände) viel lieber mit geringen Unkosten allhie zu unterweisen und zu lernen, als dass sie es mit verdoppeltem großen Gelt in frembde Lande schicken und dennoch, wann sie gleich eine guete Zeit ausgewesen, wenig oder gar nichts erlernt haben." Es handelte sich also den Ständen um eine Kirche und eine höhere Schule.

Die Stände hatten seit 1494 in der Herrengasse ein Haus, „Kanzlei" genannt, zu dem auch eine Kapelle mit einem gestifteten Gottesdienste gehörte. Aus diesem Hause und dazu gekauften anderen Gebäuden entstand das L a n d h a u s, in dem auch eine Kapelle errichtet wurde. In dieser Kapelle richteten die Stände

den evangelischen Gottesdienst ein, so dass sie die erste evangelische Kirche wurde; auch eine Schule wurde im Landhause unterhalten. Da aber die Räume für eine größere Versammlung zu klein waren, so ersuchten die landschaftlichen Verordneten den Stadtpfarrer Andreas Gigler, ihren Landschaftskaplan in der Stadtpfarrkirche predigen zu lassen. Dies wurde nicht gestattet; daher wandten sie sich an Seifried von Eggenberg, den Enkel des Balthasar Eggenberg, mit der Bitte um Überlassung des Eggenberger Stiftes. Seifried lieh nicht allein die Stiftskirche, sondern auch das anstoßende Stockwerk und die zum Gottesdienst nöthigen Kleider und Geräthe bereitwillig her.

In dieser Stiftskirche hielt der landschaftliche Prediger Schelhin für den Adel den Gottesdienst, auch predigte er für eine größere Zahl von Zuhörern unter dem großen Lindenbaume, der vor der Kirche gegen das Murthor und die Murgasse hin stand. Da aber die Stände eine Kirche als Eigenthum haben wollten, so erkauften sie im Jahre 1568 trotz der Einsprache der Regierung das ganze Eggenberger Stift, also sowohl die Kapelle wie auch das Spital um 4500 Pfund Pfenninge und hundert Ducaten in Gold.[1] Sie vergrößerten die Kirche und kauften im Jahre 1589 von dem Bürger und Orgelmacher Caspar Sturm zu Ulm eine Orgel um 800 Gulden, an welcher der Meister mit drei Gehilfen anderthalb Jahre gearbeitet hatte. Sie ließen durch den Baumeister Franz Marmoro (Marbl) ein weitläufiges Schulgebäude mit Wohnungen für die Lehrer und Schlaf- und Speisezimmern für die adelige Jugend, die hier unterrichtet werden sollte, aufführen. Zur Einrichtung der Schule berief man den berühmten Professor David Chyträus aus Rostock, der 1573 nach Graz kam und eine Schulordnung verfasste. Zum ersten Rector wurde Hieronymus Osius aus Leipzig berufen, der die Schule am 1. Juni 1574 eröffnete.

[1] Peinlich. „Die Egkennperger Stifft zu Graz", 1875. S. 43, ff. — Peinlich, Zur Geschichte des Gymnasiums zu Graz. 1866.

Reichlich gespendete Legate ermöglichten den unentgeltlichen Unterhalt von Stipendiaten, deren Zahl auf 32 festgesetzt war und aus denen man den Nachwuchs für den landschaftlichen Schul- und Kirchendienst zu erzielen hoffte. Außerdem wurden adelige und bürgerliche Kostzöglinge aufgenommen, so dass ein dreifacher Tisch geführt werden musste, einer für den jungen Adel, ein zweiter für die theologischen Stipendiaten, und ein dritter für die armen Studenten. Im Gebäude befand sich eine eigene Pfisterei (Bäckerei).

Die landschaftliche Stiftsschule war eine Art Gymnasium mit einer Vorbereitungsschule, welche Knabenschule hieß. Die eigentliche Lehranstalt zählte vier Classen; die vierte Classe hatte den besonderen Zweck, den Übertritt zur Universität zu erleichtern, weshalb in derselben auch hebräische Sprache und Theologie, römisches Recht, Geschichte und philosophische Fächer und Mathematik gelehrt und altclassische Lectüre getrieben wurde. Die Naturwissenschaften bildeten weder an den protestantischen, noch an den katholischen Schulen einen Gegenstand des Unterrichtes. Die lateinische Sprache wurde nicht als todte, sondern als lebende Sprache betrachtet; aber in den Geist der heidnischen Classiker einzuführen, war nicht die Aufgabe der Schulen; es kam darauf an, durch tägliche Übung die Schüler dahin zu bringen, dass sie die lateinische Sprache in Wort und Schrift beherrschten.

Auf den Unterricht im Gesang und in der Musik wurde großer Wert gelegt; hatten doch die Stände schon 1545 einen Italiener aus Venedig nach Graz berufen, und mit der Verpflichtung angestellt, die adelige Jugend wällisch tanzen und die dazu tauglichen Knaben die Laute schlagen zu lehren.

Die jungen Adeligen wandten sich meist der juridischen Abtheilung zu, und für manche musste die juridische Bildung ausreichen, die sie an der landschaftlichen Stiftsschule in Graz empfiengen. Die Lehrer wurden meistens aus Deutschland berufen und von den Ständen besoldet.

Die meisten Gelehrten und Schulmänner kamen von den hohen Schulen zu Straßburg, Jena, Wittenberg, Heidelberg, Rostock und Tübingen. Bei der Berufung gieng man mit großer Sorgfalt zu Werke; aber es fanden viele in Steiermark ein Unterkommen, mit denen man bald unzufrieden wurde.

Die Einrichtung der Schule war gut; aber die Instruction, die dem Rector gegeben wurde, und die Reverse, die man von allen Angestellten verlangte, werfen ein eigenthümliches Licht auf die Sitten der Zeit. Sie sollen „alles unnöthige, ärgerliche Gezänke und unbescheidene Reden, so etwa an den Orten, wo sie früher gewesen, von etlichen Theologen mögen im Gebrauche gewesen sein und womit die Landschaftskirche und Schule bisher unbetrübt war, mit allem Fleiß fliehen und meiden", und „sich öffentlicher Weinhäuser, leichfertiger Gesellschaft, Spieles, Haderns, unnöthigen Disputierens, Zankens und dergleichen gänzlich enthalten". Die Aufsicht über das gesammte Schulwesen stand den Inspectoren zu; neben dem obersten Inspector, Scholarchen, gab es Subinspectoren, von denen gewöhnlich der eine der Pastor der Stiftskirche, der zweite ein Doctor der Rechte, der dritte ein Doctor der Medicin oder ein Landesbeamter war.

Mit der Eröffnung der Stiftskirche und Schule setzten die Stände eine oberste Kirchenbehörde, ein Ministerium, ein, an dessen Spitze sie den gelehrten, aber streitsüchtigen und rechthaberischen Dr. Jeremias Homberger aus Hessen stellten. Dieser Mann hatte also die Rechte eines Superintendenten; er ordinierte die Prediger und war bestrebt, der Ungleichheit in den kirchlichen Übungen ein Ende zu machen.

Zur Zeit, da die Stände den Grund zu ihrer Stiftsschule legten, befand sich der Landesfürst auf einer Reise nach Spanien. Kaiser Maximilian II., dessen Tochter Anna sich mit Don Carlos, dem Sohne des Königs Philipp II. von Spanien verehelichen sollte, hatte ihn gebeten, dahin zu reisen, um ihm genaue Nachrichten über den spanischen Hof zu bringen; denn es war die Nachricht

eingelaufen, dass der König seinen Sohn habe verhaften lassen und im Gefängnisse halte. Auch als die Nachricht kam, dass der Prinz Don Carlos gestorben sei, unternahm Erzherzog Karl die Reise. Er verließ Graz am 24. October 1568 und segelte von Genua nach Spanien. Die Verhandlungen mit dem spanischen König betrafen Steiermark nicht. Im Juli 1569 traf er wieder in Graz ein.

Im Jahre 1573 war Untersteiermark von einem Bauernaufstande bedroht. Der Aufstand begann in Croatien auf der Herrschaft Sosseb, welche Franz Tahy als Pfand innehatte. Die „Bauernschinderei" dieses gewaltthätigen Herrn trieb die Gutsunterthanen zur Selbsthilfe. Sie brachen im Februar 1573 los, ihr Anführer war Elias Gregoritsch. Die Abgaben an die Gutsherren sollten aufgehoben, deren Widerstand mit Gewalt gebrochen werden; aber dem Kaiser Maximilian II. wollten sie getreu bleiben. Bei Rann schlugen die Aufständischen ein Lager auf; in Steiermark kamen nur die Bauern in der Gegend von Montpreis und Tüffer in Bewegung, aber die Sorge der Stände war doch groß, denn es gieng das Gerücht, die Rebellen wollten auch andere Gegenden des Landes zum Aufruhr bringen; überdies befürchtete man auch, die Osmanen würden die Unordnung zu einem Einfalle benützen. Die Stände sammelten daher Truppen, die unter dem Befehle Georgs von Schrattenbach dem Bauernhaufen bei Peilenstein eine Niederlage beibrachten, worauf wieder Ruhe eintrat. Um solchen Aufständen vorzubeugen, ordnete der Erzherzog eine Revision der Urbare an.

Die Zugeständnisse, welche der Erzherzog im Jahre 1572 dem Adel gemacht hatte, führten den Frieden nicht herbei. Die Schmähungen und Zänkereien dauerten fort. Viele Prädicanten, die in Steiermark ein Unterkommen gefunden hatten, waren eben Leute, die wegen ihrer Streitsucht und Unverträglichkeit in deutschen Landen keine Stellung erlangt hatten oder ihres Amtes wieder entsetzt worden waren. Zwei dieser Prädicanten, die sich durch ihre

Schmähungen ganz besonders hervorthaten, wurden damals von den evangelischen Schulinspectoren vorgeladen und scharf getadelt. Es wurde ihnen ernstlich verboten zu verleumden und fluchen, „welches zu keiner Erbauung gereicht, sondern vielmehr eine Ungeschicklichkeit der Prädicanten ausweist“.

Unaufhörlich verlangten die Protestanten die Ausweisung der Jesuiten, welche ehrliche Leute beim Erzherzog verschwärzten und den Evangelischen das Begräbnis in ihren Friedhöfen verweigerten. Die Jesuiten, so hieß es, meinten, den Anhängern Luthers dürfen keine Zusage und keine Treue gehalten werden. „Es will sich anlassen, als ob etwa eine Inquisition im Land angerichtet werden sollte.“ Die Protestanten behaupteten, der fremde Orden sei die Ursache der „durch Gottes Strafgericht verhängten Türkengefahr.“ Aber eben dieser Türkengefahr verdankten sie ihre bisherigen Erfolge; dies erkannte man auch, wie sich denn einmal ein protestantischer Edelmann vernehmen ließ: „Der Türk ist unser Glück, sonst würde man anders mit uns umbgehen“. Immer wieder verlangten die Protestanten eine schriftliche Assecuration, d. i. Versicherung ihrer Religion oder deren gesetzliche Anerkennung, und vor allem die Ausdehnung der Assecuration auf den Bürgerstand.

Für den 1. Jänner 1578 berief der Erzherzog die bevollmächtigten Ausschüsse seiner Länder Steiermark, Kärnten, Krain und der Grafschaft Görz nach Bruck a. d. Mur. Sie sollten über die Mittel der Landesvertheidigung berathen, aber der Erzherzog sah voraus, dass die protestantischen Stände vor allem wieder die Assecuration verlangen würden. Vielleicht war es damals, dass 21 angesehene Bürger verschiedener Städte und Märkte zusammentraten und eine Bittschrift an die Herren und Ritter aufsetzten, in der sie diese baten, dahin zu wirken, dass sie in Religionssachen nicht von ihnen getrennt würden. Sie erzählen darin, dass schon ihre Voreltern in den Jahren 1541, 1542 und 1556 diese Bitte an König Ferdinand gerichtet hätten, und zwar durch Simon Arbeiter, Bürgermeister von Graz, Christoph Daucher,

Richter zu Bruck, Koloman Holzmann, Richter zu Marburg, Michel Einpacher, „auch Bürgermeister zu Graz“, und Ulrich Kurz, Richter zu Radkersburg. Ferdinand habe die Bürger vom Adel nicht abgesondert und ihnen „kein Harl gekrümmt“.

Die Stände baten, der Erzherzog wolle die „Assecuration geben, dass meniglich in Landen, hoch und nieder Stands, also auch in Städten, Märkten und auf dem Gäu, die sich zu dieser christlichen Confession unbezwungen bekennen, unbetrübt und unangefochten gelassen, niemandem wider sein Gewissen nichts Beschwärlichs auferlegt, sondern weil ein jeder seines Thuns und Lassens vor dem strengen Gericht Gottes für seine Person und kein anderer an seiner statt Rechenschaft wird geben müssen, dass ein Theil sowohl als der andere bei seiner Meinung bleibe, Prediger und Schulen uneingestellt bleiben, die Pfarrer die armen Leut mit den Begräbnissen nit sperren und alles in Ruhe verbleibe bis zu einer allgemeinen christlichen Vergleichung in deutschem Land“. Der Landmarschall Hans Friedrich Hofmann hielt bei Überreichung dieser Schrift „eine ausführliche, sehr bewegliche“ Rede.

Nach langen Verhandlungen, welche den Landesfürsten belehrten, dass die Stände nicht nachgeben und nichts bewilligen würden, wenn sie nicht die Religionsassecuration erhielten, gab der Erzherzog am 9. Februar mündlich die Erklärung ab, dass er an der Religionspacification vom Jahre 1572 festhalten wolle unter der Bedingung, dass die evangelischen Prediger das Schmähen und Lästern einstellen. Dann fügte er hinzu: „doch behalte ich mir bevor die Disposition bezüglich der Religion in meinen Städten, Märkten und eigenthumblichen Gütern, doch nit der Meinung, dass ich die Prädicanten und Schulen zu Grätz, Laibach, Klagenfurt und Judenburg will vertreiben. Auch will ich die Bürger nit beschweren in ihren Gewissen, wie ich ihnen bisher von wegen der Religion nit ein Harl gekrümmt, das will ich hierfüro auch nit thun; aber dass sie ihres Gefallens in die Städt und Märkt Prädicanten aufnehmen sollen, das kann ich auch nit leiden. Aber

ich will sie in ihren Gewissen unbekummert lassen. Darauf können sie sich wohl verlassen".

Diese Erklärung gab der Landesfürst, wie gesagt, mündlich. Die protestantischen Stände schrieben sie auf und setzten insgesammt ihre Namen darunter. Der Versuch, den Erzherzog zu bewegen, dass er seine Erklärung auch für seine Nachkommen verbindlich mache, wurde diesmal nicht unternommen.

Für die Protestanten war es auch von Vortheil, dass sich die Vertreter der vier Lande in manchen Punkten einigten, in denen Verschiedenheiten bestanden hatten. Sie hatten beschlossen, dass „man sich einhellig vergleichen solle, damit in diesen Landen unter und bei denen, welche der Augsburgischen Confession zugethan, ein Einträchtigkeit nit allein in den Hauptpunkten christlicher Lehr, sondern auch in den Ceremoniis und anderen Gottes- und Kirchendiensten sich erhalte". Die Protestanten aller vier Länder wollten an der Augsburger Confession festhalten und keine der vielen Secten, die im Laufe der Zeit entstanden waren, anerkennen, die gottesdienstlichen Handlungen in gleicher Art vornehmen und kirchliche Oberbehörden (Ministerien) bestellen. In allen kirchlichen Fragen bildeten somit diese Länder ein einheitliches Ganzes. Endlich wurde beschlossen, in Graz eine Buchdruckerei zu gründen.

Das ist die berühmte Religionspacification vom Jahre 1578. Was hatten die Protestanten erreicht? Der Adel behielt die freie Religionsübung auf seinen Schlössern und Gütern wie bisher; der Erzherzog dagegen behielt sich die Disposition über die Religion seiner Bürger vor, welche also nicht berechtigt waren, Prädicanten zu bestellen. Sie konnten der protestantischen Religion angehören, aber diese Religion auszuüben konnte der Erzherzog verbieten. Er versprach nur, die Prädicanten in Graz und Judenburg zu belassen, weil in diesen landesfürstlichen Städten viele Adelige wohnten.

Es wären demnach die Zusagen des Erzherzogs vom Jahre 1578 von denen, die er im Jahre 1572 gemacht hatte, nicht sehr

verschieden gewesen. Es scheint aber, als wenn man im Jahre 1578 die Meinung gehabt hätte, dass auch den Bürgern freie Religionsübung gestattet worden sei. Denn das strebte der Adel jahrelang an; es bedankten sich „neben den gehorsamsten Landleuten die von Städten und Märkten gar demüthig dieser Gnaden und väterlichen Erläuterung, dass sie und ihre Mitverwandten nit weniger als andere in ihrem Gewissen befriedet und versichert seien“. Die Protestanten gaben ihrer Freude über die Zusicherung des Erzherzogs rauschenden Ausdruck und nannten die Pacification ihr „höchstes Privilegium und edelstes Kleinod“. Die Bürger waren also der Meinung, dass sie nicht allein die protestantischen Kirchen in Graz und Judenburg, sondern auch die übrigen Kirchen des evangelischen Adels straflos besuchen dürften, und auch die Prälaten glaubten, dass dies bewilligt worden sei. Der Auslegung des Satzes: „Ich will sie in ihrem Gewissen unbekümmert lassen“ durch die Bürger wurde im Jahre 1578 nicht widersprochen. Aber gewiss ist, dass er, besonders im Zusammenhange mit den vorhergehenden Sätzen, anders ausgelegt werden konnte.

Von großer Wichtigkeit konnte der Umstand werden, dass die Zugeständnisse vom Jahre 1578 nicht bloß für Steiermark, sondern auch für Kärnten, Krain und Görz galten. Dies vor allem rief am päpstlichen Hofe ungewöhnliche Bestürzung hervor. Der Papst Gregor XIII. musste fürchten, dass Luthers Lehren, wenn sie in den österreichischen Alpen- und Karstländern feste Wurzeln gefasst haben würden, auch nach Italien vordringen könnten. Er beschloss daher, den Erzherzog zum Widerrufe seiner Zugeständnisse zu bewegen.

3. Anfänge der Gegenreformation.

Der Papst machte dem Erzherzoge ernste Vorwürfe darüber, dass er dem Adel und den Städten freie Religionsübung nach dem Augsburger Bekenntnisse zugesagt habe, und schickte einen Nuntius,

Felician Ninguarda, nach Graz, der ihn zum Widerruf der Zugeständnisse bewegen sollte. Der Nuntius kam seiner Pflicht in kraftvoller Weise nach; er sagte, der Erzherzog sei im Banne, dem alle verfielen, welche den Ketzern ihre Unterstützung gewährten. Auf den Erzherzog wirkten auch seine Gemahlin Maria, die Bischöfe von Seckau und Gurk sowie der Hofkanzler Dr. Wolfgang Schranz ein; er erklärte sich zum Widerrufe geneigt, doch wollte er vorher auch die Meinung seines Bruders Ferdinand von Tirol und die seines Schwagers, des Herzogs von Baiern, einholen. Der Herzog von Baiern war der Meinung, dass der Erzherzog die dem Adel gewährten Zugeständnisse jetzt nicht zurücknehmen könne, ohne große Gefahren heraufzubeschwören, dass er aber alle übrigen Landesbewohner von der protestantischen Lehre fernhalten müsse. Er legte sogar den Entwurf eines Decretes vor, das an die Städte und Märkte geschickt werden sollte. Ferdinand von Tirol war ungefähr der gleichen Meinung. Sein Bruder müsse seinem Versprechen treu bleiben, aber keinen schonen, der die an die Zugeständnisse geknüpften Bedingungen nicht halte; die Prädicanten müssen aus den Städten und Märkten, die sich der Erzherzog vorbehalten, entfernt werden; überhaupt dürfe dieser über die gewährten Zugeständnisse nicht hinausgehen.

Der Erzherzog, der sich in seinem Gewissen sehr beunruhigt fühlte, wünschte noch eine mündliche Besprechung mit katholischen Fürsten. Daher fanden im October 1579 zu München Berathungen statt, an denen Ferdinand und der Herzog von Baiern theilnahmen. Hier wurde ausgesprochen, dass die Zugeständnisse von 1572 und 1578 widerrufen werden sollten, da der Erzherzog gar nicht das Recht gehabt, sie zu machen. Ein öffentlicher Widerruf sei aber wegen der Türkengefahr nicht möglich, daher müsse langsamer vorgegangen und gegen die Protestanten solche Mittel angewendet werden, welche geeignet seien, ihre Macht nach und nach zu untergraben. Vor allem müssen die Geistlichkeit, die Städte und Märkte sowie die Pfandinhaber von den Herren und Rittern vollständig

getrennt werden, um diese zu schwächen und allgemein verhasst zu machen. Die Übung der Religion sei nur dem Adel und dessen Angehörigen zugestanden worden, und die Prädicanten des Adels dürften deshalb ihre Wirksamkeit nicht auf die Bürger ausdehnen. Vom Hofe seien alle Protestanten, aus den Städten und Märkten sämmtliche Prädicanten zu entfernen; den Bürgern müsse streng verboten werden, protestantische Kirchen und Schulen zu benützen; gegen Prädicanten, welche auf der Kanzel „skalieren", sei einzuschreiten, die „Usurpation pfarrlicher Rechte", der Bau neuer protestantischer Kirchen sei hintanzuhalten. Zwischen dem Kaiser, Tirol, Baiern und Innerösterreich soll ein festes Bündnis geschlossen werden, der Papst werde seine Mithilfe nicht versagen. Gegen die Rebellen sei unnachsichtig vorzugehen; keiner werde belehnt, die Lehen confisciert. Die landesfürstlichen Einkünfte sollen durch Erhöhung der Salzpreise vermehrt, die Leibwache verstärkt, die Befestigung des Schlossberges zu Graz in gutem Stand erhalten, Munition angehäuft werden.

Karl II. gewann aus den Münchener Berathungen Stärke und Kraft; nach den in München aufgestellten Grundsätzen versuchte er nunmehr zu handeln, er blieb ihnen treu, auch wenn der Erfolg seines Vorgehens für ihn nicht immer tröstlich war. Denn auch die Protestanten handelten zielbewusst. Sie gestalteten infolge seiner Zusagen ihre Kirchenverordnung immer fester; nach und nach wurden neue Kirchen, Bethäuser, Friedhöfe und Schulen theils auf Kosten der Landschaft, theils durch einzelne Edelleute errichtet oder geplant, und zwar nicht in den Städten, wohl aber bei ihnen, so bei Rottenmann auf dem Grunde des Hofmann von Grünbüchel, bei Marburg zu Windenau, bei Cilli zu Scharfenau und bei Leibnitz zu Grottenhof. „Kein Stadt und Markt", heißt es in einem Berichte, „ist nit bald in Steyr gewesen, neben welchem die lutherischen Landherren nit hetten Prädicanten, entweder bei den neuerbauten Kirchen, oder in ihren Schlössern gehalten, durch welchen unchristlichen Eifer sie verhofft, den katholischen Glauben

zu vertilgen". Und diese Kirchen waren auch sehr gut besucht. Ein protestantischer Bericht meldet, dass zum Gottesdienste in der Grazer Stiftskirche oft 7000 Menschen zusammenkamen, von denen die meisten vor dem Thore stehen mussten: Bürger, Hofleute und Landbewohner. Auch die protestantische Kirche zu Judenburg sei gut besucht, während die katholische leer bleibe, und die Kirche im Ennsthale werde auch von vielen Leuten aus dem Salzburgischen aufgesucht.

Die Errungenschaften spornten die Evangelischen zu neuem Eifer an. Jetzt wurde in den landesfürstlichen Städten selten mehr ein Katholik in den Rath gewählt; die Handwerkszünfte in Graz gelobten, keinen katholischen Gesellen länger als vierzehn Tage zu behalten, und der Stadtrath verfügte, dass kein Bürger einem Jesuitenschüler Herberge geben dürfe.

Die Maßregeln, die der Erzherzog seit 1580 den Münchener Abmachungen gemäß traf, hatten nicht immer Erfolg und machten ihn mitunter wieder zaghaft; es klingt fast wie eine Rechtfertigung seines Vorgehens, wenn er einmal gestand, er habe durch seine Nachgiebigkeit den Papst, den Kaiser und die katholischen Fürsten beleidigt; er habe deshalb „durch scharfe Brevia und Drohungen, auch eigene Nuntios und in ander Weg allerlei von diesem und jenem Ort anhören müssen", ja er sei in den Verdacht gekommen, als sei er selbst von der katholischen Kirche abgefallen. Mit Schmerz sah er, wie gering sein Ansehen bei dem protestantischen Adel war, wie wenig seine Befehle beachtet wurden. Er sagte es den Ständen einmal ins Gesicht, dass es sich ihnen nicht um die Religion handle, sondern darum, dass „sie das Land nach ihren Affecten regieren, gubernieren und selbst Landesfürsten sein" wollen. Sie verspotten seine Anordnungen, rief er in seiner bitteren Stimmung aus, als ob er „ein gemalter oder papierner Landtsfürst wäre".

Diese Erfahrungen machte der Erzherzog im Laufe der nächsten Jahre. Sie bestärkten ihn in seinem Entschusse, an den Münchner Beschlüssen festzuhalten, mit deren Ausführung er im Jahre 1580

begonnen hatte. Als nämlich in diesem Jahre der Rector Marbach Graz verließ, beriefen die Verordneten an seine Stelle den Magister Caspar Kratzer; der Erzherzog verbot jedoch seine Anstellung, weil er ein aus dem Jesuitencollegium in Wien ausgetretener Scholastiker war, und erzwang auch seine Entfernung.

Dagegen hatte der Erzherzog mit einer zweiten Maßregel kein Glück.

Er erließ am 10. December 1580 den Befehl, dass in allen Städten, Märkten, Dörfern nur die katholische Religion ausgeübt, und nur den Herren und Landleuten, die in Graz wohnen, einen oder zwei Prädicanten zu halten gestattet sein solle. Den Predigten dieser Prädicanten in der Stiftskirche sollen nur die Herren und Landleute beiwohnen dürfen. Gegen dieses Decret legte die Landschaft Verwahrung ein. Der Landmarschall Hans Friedrich von Hofmann sagte in seiner Ansprache an den Erzherzog: „Die Krone unserer Freiheiten und unser höchster Schatz ist unsere Religion, sie bekennen und ausüben zu dürfen. Was sollen uns die anderen Freiheiten, wenn einer uns diese nimmt?“ Die Stände erklärten, dass sie sich gegen jeden Angriff auf ihre Kirche und Schule wehren werden. Es blieb dem Erzherzog nichts übrig, als nachzugeben: am 1. Februar 1581 zog er das Decret zurück und erklärte, dass in Religionssachen alles im alten Stande verbleiben solle.

Andere Maßregeln hatten dagegen Erfolg. Aus seinem Rathe und seinem Hofstaate entließ der Erzherzog alle Evangelischen. Als der Prediger Dr. Christoph Frei einmal die Katholiken Maulhelden, Mameluken, Sacramentshalbierer und Abgötterer nannte, die Verehrung der Heiligen verspottete und behauptete, die „Papisten“ giengen mit dem Plane um, unter den Evangelischen ein allgemeines Blutbad anzurichten, forderte der Erzherzog so entschieden seine Ausweisung, dass ihn die Verordneten aus Graz entfernen und als Prediger nach Judenburg versetzen mussten.

Schon im Jahre 1580 hatte die Regierung den Grazer Bürgern befohlen, ihre Söhne nicht in die Stiftsschule, sondern in die

Schule im Jesuitencolleg zu schicken, und sogar statistische Erhebungen angeordnet, um zu erfahren, wie viele Bürgerssöhne an fremden Orten und in protestantischen Schulen studierten.

Am 9. März 1582 erschien ein Decret, das dem Herren- und Ritterstande die Religionsübung in der Stiftskirche zu Graz, in der Martinskirche zu Judenburg sowie in ihren Schlössern, Häusern und Kirchen beließ, dagegen betonte, dass in allen landesfürstlichen Städten, Märkten und Dörfern nur die katholische Religion ausgeübt werden dürfe. Und ein zweites Edict vom 23. April gebot den Bürgern von Graz, „des Stiftes der Landleut und ihres Religionsexercitiums müßig zu gehen“. Übrigens solle niemand in seinem Gewissen beschwert werden. Da hiedurch den protestantischen Bürgern die Ausübung ihrer Religion unmöglich gemacht war, versuchten es die Bürger, mit einem Bittgesuche den Erzherzog umzustimmen.

Es erschienen der Bürgermeister von Graz, Michel Straßburger, der Stadtrichter Melchior Holzer und der Stadtschreiber Martin Pangrießer vor dem Erzherzog und baten fußfällig um Zurücknahme des Verbotes des Besuches der Stiftskirche. Man weiß nicht, wie es bei dieser Audienz zugieng, aber das Ergebnis war, dass diese drei Bürger schließlich dem Erzherzoge „mit Mund und Hand“ zusagten, „eheberührter Herren und Landleut Stifft allhier sich zu enthalten“. Als sie nach der Audienz fanden, dass sie hierin „zuviel gehandelt haben“, widerriefen sie ihre Zusage, was neue Verbote des Landesherrn hervorrief. Im Herbst wurden dann Straßburger, Holzer und Pangrießer auf dem Schlossberge gefangen gesetzt und mit einer Geldstrafe belegt, ja der Landesfürst bedrohte sie mit der Ausweisung, wenn sie nicht katholisch würden.

In demselben Jahre legten die Protestanten der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain auf dem Reichstag zu Augsburg ihre Beschwerden und Wünsche den Reichsfürsten vor. Einige Reichsfürsten, so beispielsweise der Pfalzgraf Ludwig in Heidelberg

wandten sich infolge dessen bittlich an den Erzherzog, ohne aber etwas zu erreichen. Jede Berufung auf den Augsburger Religionsfrieden wurde damit abgewiesen, dass eben nach diesem Frieden „jeder Reichsfürst in seinem Fürstenthum, Land und Herrschaften entweder die alte katholische oder die neue Religion, so man die Augsburgische Confession nennt, anzuordnen die völlige Gewalt und Macht hat. So habe auch kein Fürst ein Recht, sich in die religiösen Angelegenheiten eines anderen Landes oder Fürsten zu mengen oder fremde Unterthanen in seinen Schutz und Schirm zu nehmen, sondern jedem Unterthanen, der nicht der Religion seines Herrn und Landesfürsten zugethan sein will, kann aus dem Lande zu ziehen geboten werden".

In dieser Zeit ungefähr nahm der Erzherzog auch das Recht in Anspruch, die Landmannschaft zu verleihen, um Männern, auf die er sich verlassen konnte, die Theilnahme an den Berathungen der Landtage zu ermöglichen. So theilte er im Jahre 1585 der Landschaft einfach mit, dass er seinen Hauptmann zu Fürstenfeld, Caspar Kepinsky, und den zu Ivanitsch, Hans Panowitsch, zu „einem Landtmann und Mitglied des geliebten Vaterlands an- und aufgenomben habe".

Fest und entschieden zeigte er sich auch, als es sich um die Einführung des neuen Kalenders handelte.[1]

In der gesammten christlichen Welt galt bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts der römische, von Julius Cäsar geordnete Kalender. Das Sonnenjahr wurde auf 365 Tage und sechs Stunden festgestellt, und darnach richtete sich auch das bürgerliche Jahr. Die sechs Stunden ergaben im vierten Jahr einen Tag, der als der 366. Tag eingeschaltet wurde.

Da aber das Sonnenjahr in Wirklichkeit nicht ganz 365 Tage und sechs Stunden, sondern um eilf Minuten und zwölf Secunden weniger zählt, welche nicht in Rechnung gezogen wurden, so entstand im Laufe der Jahrhunderte doch wieder Verwirrung im

[1] Zahn, Der Kalenderstreit in Steiermark. Mitth. 13.

Kalender, welche Papst Gregor XIII. zu beseitigen beschloss. In der Mitte vom 24. Februar 1582 wurde befohlen, nach dem 4. October gleich den 15. folgen zu lassen. Die Katholiken nahmen den verbesserten Kalender an, die Protestanten aber weigerten sich es zu thun, da er vom Papst ausgieng.

Die steirische Regierung erließ am 25. September 1583 das Patent, nach welchem der neue Kalender am 5. October beginnen sollte. Aber die Landesämter kümmerten sich um diesen Befehl nicht, ja das eben zusammentretende „Land- und Hofrecht", welches eine Anzahl Ständeherren in Graz versammelte, erklärte die Kalenderfrage für eine überaus wichtige Sache, welche vom Landtage behandelt werden müsste.

Der Erzherzog ließ sich nicht abschrecken. Eines Tages fanden die Grazer an verschiedenen Orten ein Patent angeschlagen, welches den Gebrauch des neuen Kalenders von 1. Jänner 1584 an energisch forderte. Wer nach altem Stile feiere oder arbeite, verfalle der Strafe, jede Urkunde, nach altem Stil datiert, werde von den Gerichten zurückgewiesen werden. Die Verordneten wandten sich damals an das Kirchenministerium um ihr Gutachten, „wie weit man sollichen Kalender ohne Verletzung des Gewissens nachkummen muge". Dieses Gutachten, welches aber eines der Mitglieder des Ministeriums, David Tanner, nicht gutthieß, macht einen traurigen Eindruck. Der neue Kalender sei vom Papste ausgegangen, welcher der Antichrist sei, von dem Daniels Wort sage, dass er Zeit und Gesetz verkehren werde. Der Antichrist sei aber der Feind der christlichen Kirche, daher dürfe man nichts von ihm annehmen. Der Papst gründe seine Herrschaft auf Bann, Ablass und Blut; die beiden ersteren verfangen nicht mehr, daher versuche er es mit letzterem, denn er habe den Kalender nur in die Welt geschleudert, um ein Blutbad anzurichten. Wenn also auch Kaiser und Erzherzog mit dem neuen Kalender einverstanden seien, so dürfe man ihn doch nicht annehmen, denn ihm der politischen Obrigkeit halber folgen, würde heißen, aus dem gleichen Grunde „die ganz bäbstisch Confusio" annehmen.

Nur darin könne man nachgeben, daſs man die Schriften nach dem alten und dem neuen Kalender zugleich datiere, aber es dürfe niemand verwehrt sein, nach dem alten Kalender zu arbeiten und zu feiern.

Auch das Gutachten des Mathematikers der Landschaftsschule, Georg Stadius, macht einen unangenehmen Eindruck. Er muſste wissen und wuſste es auch, daſs die Neuerung gut sei, aber dies wagte er nicht zu sagen, und so sprach er denn viel von der Hinterlist, welche damit verbunden sei, sogar davon, daſs man gleich um zehn Tage dem Untergange der Welt näher rücke.

Die Verordneten beschlossen nun, die Sache vor den Landtag zu bringen, aber eben dies war dem Erzherzog unangenehm, und er erklärte in einem Decrete, er erwarte, daſs auf dem nächsten Landtage niemand in Wort und Schrift gegen die neue Datierung handeln werde, bei Strafe von 1000 Ducaten.

Am 18. December (neuen Stils) 1583 trat der Landtag zusammen. Die Landherren fügten sich; sie sprachen dies in der Adresse aus, welche sie dem Erzherzog persönlich übergaben. Harte Worte fielen nur wider den Nuntius und dessen Anhang und wegen der Strafandrohung; die Rede sei auf den Landtagen immer frei gewesen und werde sich auch in Zukunft jeder zu moderieren wissen.

Der Landesfürst entgegnete in ernsten Worten; weil er aber die Strafandrohung nicht zurücknahm, verlangten die Stände dies in ihrer Entgegnung, worauf es geschah. Noch am 4. Jänner 1584 erklärten sie, sie hätten den Kalender aus Gehorsam, und nicht der Strafandrohung wegen angenommen, worauf der Erzherzog den „Kalenderstritt“ für abgethan erklärte.

So wurde in Steiermark der neue Kalender etwa von Weihnachten 1483 an üblich. Nur der Hauptpastor Jeremias Homberger, ein leidenschaftlicher, rücksichtsloser Mann, widerstrebte der Neuerung, er wollte das Land verlassen, als ein Gutachten der theologischen Facultät in Tübingen eintraf (März 1584),

welches die Annahme des Kalenders, wie es auch in Kärnten und Krain geschehen, empfahl.

Gerade in diesen Jahren waren die Ausfälle der Prädicanten überaus heftig, ja sie beschimpften sich sogar gegenseitig, so dass selbst ein Verordneter einmal sagen konnte: „Die Prediger wollen gar keine Obrigkeit haben. Nicht die Papistischen werden unsere Kirche stören, sondern die Prediger selbst.“ Und der landschaftliche Obersecretär Matthäus Amman sagte: Das „Benehmen der Prediger hat uns mehr Anhänger verlieren gemacht, als die Anstrengungen der Papisten“. Besonders erregte der Pastor Jeremias Homberger ihren Unmuth. Trotz des Verbotes der Verordneten fuhr er fort, vor der Predigt die Namen der Personen zu verlesen, welche von der evangelischen Kirche abgefallen waren, oder sich etwas Ungebürliches erlaubt hatten. Wiederholt hatte er gegen das Frohnleichnamsfest in roher Weise gepredigt, denn die katholische Religion pflegte er „purlautere Abgötterei“ und „Greuel vor Gott“, die Katholiken „Abgötterer“, die Bischöfe „Schelme“ und „Bösewichter“ zu nennen. Selbst die Person des Erzherzogs hatte er in unflätiger Weise angegriffen. Da verlangte die Regierung endlich seine Ausweisung. Die Verordneten traten zwar für ihn ein, indem sie als Ursache seiner derben Ausfälle seinen Eifer angaben, aber endlich ließen sie ihn doch fallen. Und so zog denn Homberger im November 1585 ab und begab sich nach Regensburg.

Zur Stärkung der katholischen Kirche trug ganz besonders die Universität bei, die Karl II. mit der Urkunde vom 1. Jänner 1585 ins Leben rief.[1]

Wie an der protestantischen Stiftsschule, reichte auch an dem Jesuitengymnasium der Unterricht über den an Gymnasien üblichen hinaus, indem auch einige theologische und philosophische Fächer gelehrt wurden. Aber der Erzherzog und die Jesuiten wünschten eine wirkliche Universität, und der erstere bat den Papst, dass er das Grazer Jesuiten-Collegium „zu einem allgemeinen Studium

[1] F. Krones R. v. Marchland, Geschichte der Universität in Graz. 1886.

und völlig zu einer Universität gestalten" möge. Dies geschah. Die päpstliche Bestätigung ist ebenfalls vom 1. Jänner 1485 datiert.

Der Gründer wies der Anstalt außer den schon dem Collegium bewilligten 2200 Gulden noch 2000 zu, schenkte ihr seinen Garten, der mit dem des Collegiums verbunden war, sicherte ihr jährlich vierzig Fuder Salz aus den Salinen von Aussee und völlige Freiheit von allen Steuern zu und erklärte, dass das Collegium und alle Angehörigen vor keine weltliche Obrigkeit gezogen werden dürfen.

Das Stiftungsfest fand am 14. April 1586 statt. Nach der kirchlichen Feier begab sich der Erzherzog mit seiner Gemahlin, zwei Töchtern und dem erstgebornen Sohne Ferdinand in die Halle des Collegiums, wo ein Gastmahl aufgetischt war, das durch Musik und achtzehn Reden gewürzt wurde. An den folgenden Tagen fanden öffentliche akademische Disputationen statt, an denen der Erzherzog und evangelische Prediger und Lehrer theilnahmen. „Nach dem Schlusse der letzten Disputation wurde der landschaftliche Schulinspector Dr. Adam Venediger mit Lehrern und Schülern auf seinen Wunsch im ganzen Collegium umhergeführt und ihm ein Trunk vorgesetzt, worauf er sich mit dem Versprechen verabschiedete, solche Disputationen auch weiterhin gern besuchen zu wollen."

Das erste Universitätsjahr begann den 4. November 1586; der erste Rector der Universität war P. Georg Oenbrugger. Unterdessen war die Matrikel fertig geworden, und der Erbprinz Ferdinand schrieb als erster seinen Namen in dieses Buch.

Die Universität bestand lange Zeit nur aus zwei Facultäten, der theologischen und der artistischen oder philosophischen. Im Jahre 1587 verbot der Erzherzog den Einwohnern der Städte und Märkte, ihre Söhne auf ausländische gelehrte Schulen zu schicken oder in der Grazer Stiftsschule studieren zu lassen. In derselben Zeit befahl er abermals den landesfürstlichen Städten, ihre Prädicanten sofort zu entfernen, und sandte Commissionen in verschiedene Orte, wo sie die Prädicanten vertreiben und katholische Geistliche einsetzen sollten. Sie fanden nicht überall Gehorsam,

daher kam es auch vor, dass einzelne Bürger gefangen genommen und auf dem Schlossberge zu Graz eingekerkert wurden. Der Bischof zu Freising ließ in seinen Orten Oberwelz und St. Peter am Kammersberge die Prädicanten vertreiben und setzte katholische Seelsorger ein, welche die Leute zwangen, den katholischen Glauben anzunehmen. Der Pfarrer, klagten die Oberwelzer im Jahre 1590, verschanze sich in seinem Pfarrhofe, er habe vierzehn Büchsen, Pulver und Blei, er drohe ihnen mit Unwettern, und wirklich sei ein Hagelwetter gekommen. In St. Peter wurde angeordnet, dass jeder „von Haus und Hof geurlaubt“ werden sollte, der nicht zur österlichen Zeit beim katholischen Pfarrer das heilige Sacrament nehme; der Pfleger wurde beauftragt, keinen als Unterthanen aufzunehmen, keinem die Erbgüter auszufolgen, „denn allein, er wolle sich verloben seines Glaubens zu sein“. Zur Misshandlung katholischer Geistlicher, Zusammenrottung und Störung des Gottesdienstes ist es in diesen Zeiten an vielen Orten gekommen.

Auch in Graz waren öffentliche Streitigkeiten und Raufereien häufiger als sonst.

Der Erzherzog ordnete an, dass der Stadtrichter immer der katholischen Religion angehören und schwören müsse, stets dabei zu verbleiben. Die Erbitterung der Parteien vermehrte sich. Auf den Landtagen wurde immer wieder hervorgehoben, dass auch den Bürgern freie Religionsübung gestattet worden sei, was jetzt geleugnet werde. Mit bitteren Worten wurde die Auslegung der Zusagen, die „Glossen und Sophistereien“ getadelt, und einmal konnte man die Worte hören: „Die Gewissen sind nicht Kammergüter Seiner Durchlaucht.“ In den Gasthäusern gieng es allabendlich toll und lärmend zu, Katholiken wurden auf offener Straße verhöhnt, während andererseits protestantische Geistliche von Hofcavalieren beschimpft wurden und Jesuitenschüler in die Räume der Stiftsschule eindrangen und die Ruhe und Ordnung störten.

Aus dieser Zeit (1588) stammt die am Landhause in Graz angebrachte „Rumortafel“, welche jedermann mit „Strafe an

Leib und Leben" bedroht, der sich unterstünde, in „diesem hochbefreiten Landhause zu rumoren, die Wehr, Dolch oder Brotmesser zu zucken, zu balgen und zu schlagen, gleichfalls mit anderen Wehren Ungebür zu üben oder Maulstreich auszugeben". Auch die Theologen überhäuften einander damals mit den ärgsten Schimpfworten. Zu den streitbarsten katholischen Schriftstellern gehörte Peter Muchitsch aus Cilli, der Professor der griechischen Sprache an der Wiener Universität, dann Stadtpfarrer in Graz gewesen war und endlich Propst zu Pöllau wurde. Als der Tübinger Professor Heerbrand eine seiner Schriften und das Werk des berühmten Bellarmin über das Trienter Concil in roher Weise angriff, schrieb Muchitsch ein Buch mit dem Titel: „Pædagogia oder Schulführung der württembergischen Theologen", in dem er der „Ketzer Grobheit und Unhöflichkeit nicht gelinde behandelte". Darauf antwortete Holder, Stiftsprediger in Stuttgart, mit dem Buche: „Bericht von dem überkunstreichen Buch des wahnwitzigen Propst zu Pellen in Steiermark", worin er diesen mit den ärgsten Schimpfnamen benannte. Muchitsch ließ hierauf (1589) ein neues Werk erscheinen: „Anderer Theil Pædagogia", worin auch sonderlich der württembergischen Theologen und ingemain aller lutherischen Prädicanten abscheuliche Gottlosigkeit, Narrheit, Betrug und Falschheit entdeckt werden."

Nicht Deutsche allein, auch Slovenen hatten sich der Lehre Luthers zugewandt. Der Krainer Primus Truber, der im Jahre 1530 die Kaplanei St. Maximilian in Cilli erlangt hatte und auch Pfarrer in Tüffer geworden war, hatte als Anhänger Luthers seine Heimat verlassen müssen und in Württemberg eine Zuflucht gefunden. Er wünschte, dass die neue Lehre auch im windischen Volke eine weite Verbreitung finde und wollte die dazu nöthigen Bücher verfassen. Ein schwieriges Unternehmen, denn damals gab es, wie Truber selbst sagt, kein Buch in windischer Sprache, und man glaubte, die windische und die ungarische Sprache seien so grob und barbarisch, dass man sie weder schreiben noch lesen könne.

Trotzdem gieng er an die Arbeit, und so konnte er, unterstützt von dem Herzoge Christoph von Württemberg, bald einen „Catechismus in der Windischen Sprach“ erscheinen lassen.

Angeeifert von Vergerius, dem ehemaligen Bischofe von Capodistria, übersetzte Truber das Evangelium Matthäi in das Slovenische. Diese Übersetzung erschien im Jahre 1555 in Druck. Zwei Jahre später erschien die Übersetzung der Evangelien und der Apostelgeschichte. Der nach dem slovenischen Titel stehende deutsche lautet: „Der erst halber Theil des neuen Testaments, darin seind die vier Evangelisten und der Apostel Geschicht ... in die gemeine Windische Sprach jetzund zum erstenmal fleißig verdolmetscht ꝛc. Tubingae. Anno 1557.“ Der andere halbe Theil des neuen Testaments erschien im Jahre 1560 und war dem König Maximilian gewidmet, der 1564 seinem Vater Ferdinand auf dem Kaiserthron folgte.

Damals war der istrianische Priester Stephan Consul mit der Übersetzung der Evangelien aus der windischen Sprache in die croatische beschäftigt; da diese Sprache von den Dalmatinern, Croaten und Serben gesprochen wurde, so hoffte man, dass „der Samen des Evangeliums durch Croatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien und die Türkei bis Constantinopel gepflanzt werde“. Ein Gönner dieses Unternehmens war Hans Ungnad Freiherr von Sonneck, der Steiermark verlassen hatte und ebenfalls in Württemberg, zu Urach, lebte. Als Übersetzer wurde auch der Priester Anton Dalmata gewonnen. Dem neuen Unternehmen flossen von vielen Seiten Geldsummen zu; es wurden glagolitische und cyrillische Lettern gegossen und in Tübingen eine croatisch-glagolitische und in Urach eine cyrillische Druckerei eingerichtet. Schon 1561 erschien ein Katechismus in croatischer Sprache, dem andere Schriften nachfolgten.

Die ganze Bibel wurde ins Slovenische übersetzt von Georg Dalmatin aus Gurkfeld. Diese Übersetzung sollte in Laibach gedruckt werden, was jedoch vom Erzherzog Karl verhindert wurde.

Daher beschlossen die Krainer Stände, den Druck in Wittenberg vornehmen zu lassen. Das Werk führte den Titel: „Biblia, Tu je, vse svetu Pismu, Stariga inu Noviga Testamenta, Slovenski, tolmazhena skusi Juria Dalmatina. Bibel, d. i. die ganze heilige Schrift Windisch, Gedruckt in der curfürstlichen Sächsischen Stadt Wittenberg durch Hanns Kraffts Erben. Anno 1584." Das Buch ist mit vielen Holzschnitten geschmückt.

Zu diesem Werke trugen auch die steirischen Stände bei. Sie bewilligten 1000 Gulden, die mit Bibeln abgezahlt werden sollten, und gaben noch ein Darlehen von mehr als 2000 Gulden. Die genaue Verrechnung dieser Summen ist noch vorhanden. Die Einfuhr der Bücher war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Man hatte 1500 Exemplare in 27 Fässern verpackt, die auf verschiedenen Wegen glücklich in die Alpenländer gebracht wurden, obgleich ein erzherzoglicher Befehl ergangen war, sie aufzuhalten und wegzunehmen. Am 1. Juni 1584 richteten die Krainer Verordneten an die steirischen die Anfrage, ob sie nicht eine größere Anzahl Exemplare, „als umb die ersten 1000 Gulden werden gebüren, in Abschlag des Darlehens annemben wollten; denn unzweiffenlich darfür zu halten, dass derselben im Viertl Cilli in Undtersteyer umb Pettau, Radkherspurg und Fürstenfeldt, ja auch in Windischlandt mit Gewinnung viller Christenseelen nit wenig anzubringen sein werden." Die steirischen Stände bezogen im Ganzen 330 Stück, von denen 113 an Georg Seifried von Triebenegg auf Schwarzenstein im Viertel Cilli gesandt wurden. Den Übersetzer Georg Dalmatin, dem sie eine Gabe von 200 Gulden verehrten, wünschten sie wenigstens auf zwei Jahre in ihre Dienste zu nehmen, und zwar zur „Anrichtung der windischen Kirchengebräuche bei der neuen Kirche in der Grafschaft Cilli", denn das Volk stecke dort noch in erschrecklicher Blindheit. Dalmatin wurde dann Pfarrer in St. Kanzian bei Auersperg in Krain und starb im Jahre 1589.

Karl II., der nie dazu gebracht werden konnte, mit voller Gewalt gegen die Protestanten aufzutreten, sah ein, dass es ihm mit den

bisher angewendeten Mitteln nicht möglich sein werde, die evangelische Lehre wieder aus seinen Ländern zu verdrängen, und deshalb rieth er in seinem Testamente seinen Erben und Nachkommen, nur die katholische Religion zu dulden, da sie an die von ihm „den Landleuten gegebene Concession in Religionssachen“ in keiner Weise gebunden seien. Er glaubte aber, dass sein ältester Sohn Ferdinand der großen Aufgabe, den Protestantismus zu unterdrücken, nur dann gewachsen sein werde, wenn er bei Zeiten vor jeder Berührung mit dem steirischen Adel und den Grazer Bürgern ferngehalten würde; er schickte ihn daher im Jänner 1590 nach Ingolstadt in Baiern, wo eine von den Jesuiten geleitete Universität bestand und wo er zunächst an dem mit der Universität verbundenen Gymnasium studieren sollte. Als Präceptor wurde ihm der Geistliche Johann Wagenring und als Hofmeister der Freiherr Balthasar von Schrattenbach beigegeben.

Einige Wochen nach der Abreise des Prinzen begab sich Erzherzog Karl mit seiner Familie in das Bad Mannersdorf bei Laxenburg in Niederösterreich, wo er seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen hoffte. Bald darauf entstand in Graz ein Tumult; ein lutherischer Fassbinder sandte — dem erzherzoglichen Befehle zum Trotz — seinen Sohn in die Stiftsschule und weigerte sich, ihn von dieser Anstalt wegzunehmen. Der Stadtrichter Spiegel verhaftete den Binder und verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe. Der Binder selbst behauptete, er sei wie eine Malefizperson in Ketten geworfen worden. Da er trotzdem nicht gehorchte, wurde er des Landes verwiesen. Am 4. Juni rückte der Stadtrichter mit bewaffneter Macht vor das Haus des Binders, musste sich aber vor der Menge Leute, die sich zusammenfanden, zurückziehen. Als er am folgenden Tage den Sohn des Binders verhaftete, sammelte sich wieder eine große Menschenmenge auf dem Hauptplatze vor dem Rathhause. Die Leute zogen durch die Straßen der Stadt, wobei es an Drohungen gegen die Katholiken nicht fehlte. Es bestand die Absicht, das Jesuitencollegium zu überfallen; man hörte, es

werde „eine andere Parisianische blutige Hochzeit" erfolgen. Erst in der Nacht machte ein schweres Gewitter der Ansammlung ein Ende. Die Sache war zwar von keiner großen Bedeutung, aber der Erzherzog kehrte doch, nachdem ihm darüber berichtet worden war, nach Graz zurück. Auf dem Rückwege besuchte er den Wallfahrtsort Maria-Zell; von Bruck an, wo er in sehr geschwächtem Zustande ankam, gieng die Reise auf der Mur vor sich. Die Ankunft in Graz erfolgte am 7. Juli, und schon drei Tage später verschied er.

4. Sorge für die Sicherheit des Landes. Kunstbestrebungen.

Karl II. war seine ganze Regierungszeit hindurch eifrig für die Sicherheit seiner Länder besorgt. Der Kaiser Rudolf II. hatte ihm mit Zustimmung des ungarischen und des croatischen Landtages im Jahre 1578 das sogenannte ewige Generalat über die windische und croatische Grenze, d. h. ihre Vertheidigung übertragen; die Kosten des Schutzes der windischen (Warasdiner) Grenze fielen Steiermark, die der croatischen Kärnten und Krain zu. Steiermark besetzte die windische Grenze mit 650 Reitern und 2100 Fußknechten. Karl II. ließ an der Kulpa, einem Nebenflusse der Save, mit den Mitteln, die ihm die Stände seiner Länder bewilligten, eine starke Festung erbauen, die nach ihm Karlstadt genannt wurde. Den Boden erkaufte er vom Grafen von Zriny und im Juli 1578 begannen italienische Baumeister den Bau der Feste, deren erster Befehlshaber Johann Fernberger wurde. Auch setzte er in Graz einen Hofkriegsrath ein, dessen erster Präsident Franz von Poppendorf war.

Da die Neubefestigung des Schlossberges von Graz bereits unter Ferdinand I. durchgeführt war, so konnte er sich auf die Herstellung von Wohngebäuden für die Mannschaften beschränken. Doch ließ er 1578 das alte, auf dem Plateau stehende Schloss abtragen und 1588 neben der alten St. Thomaskirche den Glockenthurm

herstellen, dessen untere und unterirdische Theile Gefängnisse für politische Verbrecher enthielten. „Der achteckige, mit einer Verjüngung aufsteigende, 34 Meter hohe Thurm ist vom majestätischer Wirkung. Er besitzt vier Stockwerke; die unteren drei haben, dem Charakter der Gefängnisse entsprechend, kleine, viereckige Fenster, das oberste Geschoss aber, in welchem die große Glocke hängt, hat schön gegliederte Schallöffnungen, welche die in der Schule De Lalios übliche Zweitheilung durch ein unterbundenes Säulchen zeigen. Die große Glocke, im Volksmund ‚die Liesl' genannt, ist 83¾ Centner schwer und wurde 1587[1] von dem „Pixengießer" Martin Hilger gegossen." Die schönen Reliefdarstellungen an dieser Glocke hat der Bildhauer Jeremias Frank in Graz für Hilger in Wachs modelliert. Den „eisern Klächl" dazu lieferte Siegmund Leuzendorf, Bürger von Leoben. Als die große Glocke aufgezogen war, konnte sie nicht in Bewegung gesetzt werden. Da halfen der Mechaniker Max Wening und der Zeugschmied Caspar Reissich mit einer Vorrichtung, dass „nit allein am Leuthen ferner gar kein Mangl, sunder auch also zuegericht ist, dass zwo Personen solche Glocken ungeachtet ihrer Größ und Schwäre ein ziembliche Weil anziehen und notturftiglich leuten können".

An den Festungswerken der Stadt wurde fortgearbeitet, doch waren die Stände wegen der Religionswirren nunmehr nicht so freigebig wie früher. Gearbeitet wurde an den Basteien beim eisernen Thor, am Grillbüchl (bei der heutigen Normalschulgasse), bei der Burg und dem Paulusthore. Im Jahre 1571 wurde das eiserne Thor fertiggestellt. Da aber seit dem Tode de Lalios keine Einheit im Baue herrschte, berief der Erzherzog den kaiserlichen Hofbaumeister Farabosco aus Wien, und der Kaiser sandte einmal auch den florentinischen Baumeister Simon Genga zur Beurtheilung der Bauten.

---

[1] Wastler in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission. N. F. 13, CCIX.

Aus dem ersten Regierungsjahre Karls II. ist eine Ansicht der Stadt Graz vorhanden, welche als die zweitälteste zu bezeichnen ist. Als sich Francesco de Medici, der Sohn des regierenden Großherzogs Cosimo von Toscana, mit Johanna, einer Tochter des Kaisers Ferdinand I., verlobte, verschaffte er sich von fünfzehn österreichischen Städten Aufnahmen, die der berühmte Maler Giorgio Vasari mit seinem Schüler Barbiere als Wandgemälde im ebenerdigen Corridor des Palazzo Vecchio zu Florenz ausführte. Die Aufnahme der Stadt Graz machte der Maler Cäsar Pambstl. Die in Vogelperspective dargestellte Ansicht von Graz gibt ein kümmerliches Bild der Stadt. Ein Kenner[1] beschreibt sie so: „Am besten ist noch der Schlossberg dargestellt. Da sehen wir die damals eben fertig gewordenen neuen Befestigungen: die Bürgerbastei mit dem Thurm (heute Uhrthurm), die Stallbatterie, daneben die ‚Katz‘, die Fernbergerbastei und das auf der höchsten Höhe des Berges befindliche Schloss, welches 1565 noch aufrecht stand. Interessant, weil auf keiner späteren Abbildung mehr ersichtlich, ist der alte Schlosszug, eine Art Seilbahn gegen den Sack herab, auf welcher beim Bau die Materialien aufgezogen wurden. Von den Stadtbefestigungen finden wir die um 1560 fertiggestellten Werke: die Burgbastei, die Bastei am Grillbüchel (später Dietrichsteinbastei genannt), und die Bürgerbastei am Ende des Kälbernen Viertels; zwischen denselben bestehen noch die alten Stadtmauern, da die betreffenden Courtinen erst später erbaut wurden. An Stadtthoren sehen wir das innere Murthor, das innere Sackthor, das eiserne Thor und das alte (innere) Paulusthor.“ Die Kirchen sind nicht zu erkennen.

Die Lieblingsunterhaltung des Erzherzogs waren die Musik und die Jagd. Er hielt eine Hofkapelle, deren Mitglieder größtentheils Italiener waren, und ließ durch den italienischen Baumeister Dionisio Tadai das Jagd- und Lustschloss Karlau erbauen. In den kunstgeschmückten Räumen dieses Schlosses weilte der Erzherzog

[1] Wastler, Die ältesten Ansichten von Graz. Mitth. 40.

oft mit seinen fröhlichen Jagdgenossen, hier verbrachte die Erzherzogin Maria mit ihren Kindern manchen Sommer. Unter Maria Theresia wurde das Schloss zu einem Arbeitshaus umgewandelt, heute steht dort ein Strafhaus. Das Jagdgebiet des Erzherzogs erstreckte sich von Karlau bis Kalsdorf und bis zum Gjaidhof, d. i. Jagdhof in Tobel, den er durch Tadei umbauen ließ. In Graz bestand ein erzherzoglicher Thiergarten; er dehnte sich über den nördlichen Abhang des Schlossberges, den Graben, die Wickenburg- und Wartingergasse aus und reichte bis zur Mur. Er war von einer hölzernen Planke umschlossen und enthielt viel Edelwild. Ein anderer Thiergarten bestand auf dem Rosenberge, wo auch auf Wildschweine gejagt werden konnte.[1]

Zur Zeit seines Vaters Ferdinand I. war zu Lipiza in Krain ein Gestüt angelegt worden, wohin man spanische Pferde gebracht hatte. Unter Karl II. blühte das Gestüt empor; um die in Lipiza gezogenen Pferde in Graz einstellen und zureiten zu können, ließ der Erzherzog den unter der Burg im südöstlichen Winkel der Stadtbastion liegenden alten Hofstall vergrößern, ein Nebengebäude und ein Wohnhaus aufführen; der Platz daneben, zwischen der alten Stadtmauer und der neuen Bastionsmauer hatte früher schon der Baumeister Salustio Peruzzi geebnet, so dass er zum Zureiten der Pferde und auch zu Turnierübungen passend war. So entstand der Tummelplatz.[2]

Seine letzte Ruhestätte fand Erzherzog Karl II. in jenem schönen, reich ausgeschmückten Mausoleum, das er für sich und seine Familie von italienischen Künstlern im Dome zu Seckau hatte erbauen lassen.

---

[1] Wastler in den Culturbildern aus Steiermark. Graz 1890. S. 210.

[2] J. Wastler, Der Tummelplatz zu Graz. Mitth. 43. — J. Wastler, das Kunstleben am Hofe zu Graz. Graz 1897.

5. Die Zeit der vormundschaftlichen Regierung.

Der testamentarischen Anordnung des Erzherzogs Karl gemäß übernahmen die Vormundschaft über die Kinder die Witwe Erzherzogin Marie der Kaiser Rudolf II., Erzherzog Ferdinand von Tirol und Herzog Wilhelm von Baiern, der Bruder der Witwe. Der Kaiser ernannte im Jahre 1591 seinen Bruder Erzherzog Ernst zum Statthalter Inneröſterreichs.

Auf dem Landtage, der im Februar 1591 zusammentrat, verlangten die protestantischen Adeligen, dass die Religionspacification unter die Landesfreiheiten aufgenommen und beschworen werden solle. Da dies sowie andere Forderungen nicht bewilligt wurden, gieng der Landtag ohne Ergebnis auseinander; aber die Protestanten der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain schickten hierauf sechs Abgeordnete an den Kaiser in Prag, dem sie ihre Wünsche vortrugen. Rudolf II. versprach, den Erzherzog Ernst zu bewegen, dass er es bezüglich der Religion und anderer Dinge bei dem verbleiben lasse, was zwischen Erzherzog Karl und den Ständen vereinbart worden war. Auf einem zweiten Landtage (1592) forderten die Stände, dass die Städte und Märkte dieselben Rechte genießen sollten wie der Adel. Sie erreichten das nicht, als aber der Kaiser durch den Erzherzog erklären ließ, es sollte bis zum Regierungsantritte Ferdinands bei dem verbleiben, was Erzherzog Karl bewilligt hatte, leisteten die Stände die Huldigung. Im Jahre 1593 trat an die Stelle des Erzherzogs Ernst sein Bruder Maximilian, Hochmeister des deutschen Ordens.

In der croatischen und windischen Grenze dauerte der Kriegszustand fort; denn obgleich zwischen dem Kaiser und dem Sultan Friede geschlossen worden war, so unternahmen doch die türkischen Befehlshaber einzelner Gebiete und Orte häufig Plünderungszüge. Erzherzog Ernst gewann auf kurze Zeit für die Grenze einen tüchtigen Kriegsmann, Ruprecht von Eggenberg.[1] Er stammte

[1] Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Ruprecht von Eggenberg. Mitth. 26.

aus der Radkersburger Linie der Eggenberger und war der dritte Sohn des Christian von Eggenberg, der die Herrschaft Ehrenhausen käuflich erworben hatte. Ruprecht hatte die Kriegskunst im spanischen Heere in den Niederlanden erlernt und war vom Erzherzog Karl zum ersten Hauptmann des „Hauptschlosses Graz" ernannt worden; doch hatte er die Erlaubnis erhalten, zugleich auch eine Oberstenstelle in spanischen Diensten zu bekleiden. Im Jahre 1593 wurde Eggenberg mit der Leitung des Kriegswesens in den Grenzen betraut. Als nun im Juni dieses Jahres der Pascha von Bosnien die Festung Sissek belagerte, griff Eggenberg im Verein mit Andreas von Auersperg, dem Commandanten von Karlstadt, das Belagerungsheer an und brachte ihm eine Niederlage bei. Das strategische Talent Eggenbergs und die ungestüme Tapferkeit Auerspergs und aller Truppen hatten den schönen Sieg herbeigeführt. Aber die Folgen dieses Sieges waren nicht groß; denn es mangelte an Lebensmitteln und die einzelnen Grenzobersten zogen wieder in ihre Standplätze ab, so dass dem Ruprecht von Eggenberg nur ein kleines Häuflein übrig blieb. Den Türken gelang es schließlich doch, Sissek zu erobern, und ihre Raubzüge in die Grenzgebiete dauerten fort.

Während der ganzen Zeit der vormundschaftlichen Regierung gab es überall religiöse Streitigkeiten. Die protestantischen Stände setzten es endlich durch, dass der Kanzler Dr. Wolfgang Schranz, der ihnen von allen Räthen der Regierung am meisten verhasst war, entlassen wurde. Nach ihm wurde Georg Victor Wagenring Hofkanzler. Die Befehle der Regierung fanden keinen Gehorsam. Erzherzog Ernst befahl 1592 den Marburgern bei einer Strafe von 200 Ducaten, die Prädicanten und Schulmeister zu entfernen, das „Auslaufen" nach Windenau einzustellen, den Thurm mit dem „berühmten Geläute", der baufällig geworden, auszubessern und die Protestanten aus dem Rathe zu entfernen. Es geschah nichts, obgleich die Strafe auf 500 Ducaten erhöht wurde.

Wenn in Orten, welche das Privilegium der Blutgerichtsbarkeit hatten, ein Protestant zum Richter gewählt wurde, erlangte er die landesfürstliche Bestätigung nicht. So ergieng es u. a. 1596 auch den Bürgern von Marburg, die behaupteten, dass der von ihnen Gewählte vom Landesfürsten „unwaigerlich und ohne alles ferners Difficultieren mit Bann und Acht“ belehnt werden müsse, und deshalb wiederholt bei den Verordneten um ihre Verwendung ansuchten. Diese riethen zur Geduld, und die Marburger befolgten diesen „tieffsinnigen und wohlzeitigen Rath“, hatten aber davon keinen Nutzen. Sie wussten sich nicht zu helfen und klagten, die Verfolgung werde Schritt für Schritt weiter gehen, von dem Richter auf die Rathsfreunde, dann auf die gemeinen Bürger, die man von Ämtern und Ehren ausschließen werde; sie sahen voraus, dass es „wo nit gar auf Nemung Leibs und Lebens, doch aufs wenigist zum Exil und zur Proscription kommen wird, derowegen an jetzo die Ochsen an dem Berge stehen“. Im Februar 1597 bat Hans Weidinger, Prediger im Viertel Cilli die Verordneten, sie möchten ihn aus der „gefährlichen Einschicht“ versetzen, da er seines Lebens nicht sicher sei, denn sowohl der Patriarch von Aquileja, als auch die Pfarrer der Umgebung und der Abt von Sittich verfolgten ihn. Der letztere sei am 17. Jänner mit acht Rossen, „darunter ein schnelles leeres Handross mit Sattel und aller Zugehör gewest“, abends vor seiner Behausung erschienen, mit Gewalt eingedrungen und „wo mich sonderlichen nicht der liebe Gott vor ihme bewahrt, weiß nicht, was mit mir angefangen hätte“.

Die Anhänger beider Religionen beschimpften einander von der Kanzel herab, wie auf den Straßen. Der Prädicant Balthasar Fischer nannte in einer Predigt die Verehrung der Heiligen eine „heidnische Abgötterei der Papisten“, bezeichnete den Papst „sammt seinem Schwarm und alle, die ihm anhangen“, als den „rothen Drachen der Apokalypse, der Christum und sein Evangelium verschlingen wolle“, und nannte die katholischen Ceremonien „Kinder- und Affenspiel“. Er behauptete ferner, die Leute hätten wegen der

Fastengebote „Heu fressen“ müssen, während sich angesehene und reiche Leute vom Papst um Geld Erlaubnisbriefe und Verzeihung der Sünden erkaufen. In ähnlicher Weise predigte auch der Pastor Wilhelm Zimmermann.

Erzherzog Ferdinand kehrte anfangs März 1595 nach Graz zurück. Da er nach der Anordnung seines Vaters erst nach vollendetem achtzehnten Jahre die Regierung selbständig übernehmen sollte, so übertrug sie ihm der Kaiser provisorisch mit dem Auftrage, in allen wichtigen Angelegenheiten seine Entscheidung einzuholen. Als er volljährig geworden war, erklärten sich die Stände zur Huldigung bereit, verlangten aber, der Erzherzog möge ihnen die Versicherung geben, dass er sie in ihrer bisherigen Religionsübung belassen wolle. Der Erzherzog antwortete, es handle sich um die Erbhuldigung, welche zu der Religionsversicherung in keiner Beziehung stehe. Hierauf erfolgte am 12. December 1596 die Huldigung. Der Landesfürst versprach, die „Landleute, Ritter und Knechte, deren Erben und Nachkommen bei allen Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten, als sie von Alters herkommen sind, und wie der Vorvordern Briefe beweisen, bleiben zu lassen“. Die Landschaft dagegen gelobte, dem Erzherzog, ihrem „rechten, natürlichen Erblandsfürsten getreu und gehorsam zu sein, wie das von Alters her mit Recht herkommen sei“.

In den ersten Monaten des folgenden Jahres wurde auch die Huldigung in Kärnten und Krain sowie in der Grafschaft Görz geleistet.

Für Steiermark bildet der 12. December 1596 die Grenze zweier Zeitalter.

III. Die Gegenreformation. Ferdinand II.

1. Durchführung der Gegenreformation in den Städten und Märkten.

Den fortdauernden Streitigkeiten gedachte der Erzherzog Ferdinand, der neue Landesherr, ein Ende zu machen. Schon in Ingolstadt hatte er sich seinem Oheim, dem Herzog von Baiern, gegenüber geäußert: „Lieber würde ich Land und Leute fahren lassen und im bloßen Hemde davonziehen, als zu Bewilligungen mich verstehen, die der Religion nachtheilig werden könnten.“ So jung er war, so fest stand in ihm der Entschluss, die protestantische Religion in seinen Landen auszurotten und so nicht nur die katholische Religion wieder zur alleinherrschenden zu machen, sondern damit auch die politische Bedeutung der Stände zu verringern und die landesfürstliche Macht zu heben. Zu den Maßregeln, die er bald hierauf ergriff, bewog ja und „nöthigte den Erzherzog die Macht und der Übermuth der Abtrünnigen; denn in den Händen der Irrgläubigen war die ganze Rechtsverwaltung und alle Kriegsmacht, somit die höchsten Ämter in diesen Provinzen, also dass alles Gemeinwesen ihrer Willkür anheimgestellt schien“. So berichtete später der Bischof Stobäus dem Papste.

Zunächst unternahm der Erzherzog eine Reise nach Prag, um sich dem Kaiser vorzustellen; die übrige Zeit des Jahres 1597 verwendete er auf die Sicherung der Grenzen gegen die Türken, denn der Kaiser hatte ihn zum General der windischen und croatischen Grenzen ernannt. Am Hauptschlosse zu Graz wurden neue Befestigungsarbeiten vorgenommen, und das Schloss mit allem Nöthigen versehen. Er erwirkte hierauf, dass der Reichstag von Regensburg eine Reichshilfe für den Türkenkrieg gewährte, und richtete seine Hofhaltung in sparsamerer Weise ein.

Im Jahre 1598 unternahm der Erzherzog eine Reise nach Italien. Wie damals bei allen jungen Männern aus gutem Hause, sollte auch beim Erzherzog eine Reise die Ausbildung zum Abschlusse

bringen. In der Begleitung des Erzherzogs, der den Namen „Herr von Karlau“ führte, befanden sich u. a. die Freiherren Balthasar und Friedrich von Schrattenbach, Bernhard von Herberstein, die Herren Hermann von Attems, Hans Ulrich von Eggenberg, Christoph Paradeiser und der Postmeister Rudolf von Paar. Die Reise wurde am 22. April angetreten und gieng über Cilli, Laibach, Cormons nach Venedig, wo die Glasfabriken (zu Murano) besichtigt wurden; dann gelangte der Erzherzog über Padua nach Ferrara, wo er mit dem Papste zusammentraf. In dem berühmten Wallfahrtsorte Loretto opferte er eine silberne Lampe. Nachdem er Rom besucht hatte, kehrte er über Florenz, Mantua und Rovereto in seine Länder zurück. Am 28. Juni traf die Reisegesellschaft wieder in Graz ein. Die Kosten der Reise betrugen 12.400 Gulden.

Mit schwerem Herzen sahen die Protestanten der Heimkehr des Erzherzogs entgegen. Johann Kepler schrieb damals einem Freunde: „Alles zittert vor der Rückkehr des Landesfürsten. Man spricht davon, dass er italienische Hilfstruppen heranziehe.“ Ohne lange zu zögern, schritt der Erzherzog zur Durchführung der sogenannten Gegenreformation, die man aber damals Reformation nannte. Hiebei standen ihm zwei Bischöfe mit Rath und That zur Seite, die aus der Fremde stammten und zu gleicher Zeit, nämlich im Jahre 1585, zu ihrer hohen Würde gelangt waren: Georg Stobäus von Palmburg, Bischof von Lavant, und Martin Brenner, Bischof von Seckau. Stobäus, geboren zu Braunsberg in Preußen, war seit 1597 Statthalter von Innerösterreich. Ihn fragte der Erzherzog um Rath, ob und wie er gegen die Protestanten vorgehen solle. Stobäus meinte, der Kampf mit den Protestanten sei nicht zu fürchten; man dürfe nur nicht mit dem Adel, den Bürgern und Bauern beginnen, sondern mit den Prädicanten, „den Lärmblasern“, und zwar mit denen von Graz, weil sich die anderen nach diesen richteten. Die Prädicanten von Graz müsse man zuerst verjagen und so der Herde die Hirten nehmen, dann würden die Bürger zur Besinnung kommen.

Brenner war von Geburt ein Schwabe. Er hatte seine Ausbildung an mehreren Hochschulen genossen und war dann fürsterzbischöflicher Rath und Pfarrer von Salzburg geworden. Als Bischof hatte er eifrig an der sittlichen Besserung seines Clerus gearbeitet. Im Kampfe gegen die Protestanten wirkte er zumeist durch die Kraft seiner Rede, mit der er diese gleichsam niederzuschlagen versuchte; daher wird er der Ketzerhammer genannt. Sonst betheiligten sich auch die Äbte Georg Freiseisen von Rein und Johann Hofmann von Admont und der Grazer Stadtpfarrer Lorenz Sunabender, der früher in Hartberg gewirkt hatte, an dem Werke der Bekehrung der Evangelischen. Als Schriftsteller trat der Propst Jakob Rosolenz von Stainz auf. Er verfasste gegen die Schrift des Protestanten David Rungius „Bericht und Erwiderung von der tyrannischen Päpstischen Verfolgung des h. Evangelii in Steyermarkt, Kärndten und Krayn" einen „Gründlichen Gegenbericht", in dem er ausführlich den Verlauf der Gegenreformation darstellt und der im Jahre 1607 zu Graz in Druck erschien.

Der Erzherzog befürchtete, dass seine Maßregeln auf Widerstand stoßen und das Volk sich für seine Geistlichen und Lehrer erheben werde; daher verstärkte er die Besatzung des Schlossberges von Graz und nahm Söldner auf, die in die Häuser unruhiger Bürger und Herren gelegt werden konnten. Aber auch die Stände rüsteten sich; sie hatten die Bastei ober dem Eisenthor inne, wo sie Pulver und andere Munition verwahrten, und hielten im Landhaus eine kleine Streitmacht, eine „Guardi".

Vergebens verlangte der Erzherzog im October 1598, dass die Verordneten die „sonderbare Guardi straggs abschaffe" und die Bastei räume; in dieser wolle er seine eigene „Stadtguardi" unterbringen, damit die Bürger nicht zu sehr durch „Einlosierung" beschwert würden. Die Verordneten erklärten, die Landschaft werde jetzt „unbillig molestiert und spöttlich tractiert" und müsse das Landhaus und die darin befindlichen Ämter gegen den Pöbel mit

ihren eigenen Leuten schützen, auf die erzherzogliche Stadtguardi könne sie sich nicht verlassen.

In dieser Zeit waren die entscheidenden Verordnungen schon erlassen. Der erfolgreichen Durchführung der Gegenreformation hatte Stobäus während der italienischen Reise des Erzherzogs in dessen Auftrage dadurch vorgearbeitet, dass er die protestantischen Stadträthe in Graz zur Abdankung bewog und durch katholische ersetzte. Dann trat der Stadtpfarrer von Graz auf den Kampfplatz. Er stellte am 13. August 1598 an die Prädicanten die Anfrage, mit welchem Rechte sie in seinem Pfarrsprengel taufen, Ehen einsegnen und Verstorbene beerdigen könnten. Als sie sich darauf beriefen, dass sie von den ständischen Verordneten in ihr Amt eingesetzt worden seien, erhob er gegen sie Klage beim Landrechte, wurde aber damit abgewiesen. Nun griff der Erzherzog ein.

Am 13. September befahl er den evangelischen Ständen, ihre Prädicanten und ihr ganzes Kirchen- und Schulwesen in Graz und Judenburg sowie in allen landesfürstlichen Städten und Märkten binnen vierzehn Tagen abzuschaffen. Weder diesem noch einem zweiten Befehl wurde Gehorsam geleistet. Da folgte am 28. September die Weisung, dass die Prädicanten „sich noch bei scheinender Sonne aus der Stadt Graz" entfernen und innerhalb acht Tagen das Land räumen sollten. Die Kriegsmacht, die Thore und Straßen besetzt hielt, bewirkte, dass dieser dritte Befehl Gehorsam fand; denn auch die Verordneten konnten jetzt die Prädicanten nicht mehr zurückhalten. Neunzehn protestantische Geistliche und Lehrer verließen Graz, hielten sich in den nächsten Tagen auf den Schlössern evangelischer Edelleute auf und begaben sich dann nach Ungarn, wo sie bei dem befreundeten Adel Unterkunft fanden. Noch immer waren sie der Meinung, dass das Gewitter rasch vorüber ziehen werde. Als sich aber diese Hoffnung nicht erfüllte, wurde das Kirchenministerium für Steiermark zu Petanitza, einem Schlosse auf ungarischem Boden (in der Nähe von Radkersburg) eingerichtet.

Das war das Ende der Stiftsschule. Obgleich die Einrichtung gut und reichlich Mittel vorhanden waren, ist sie doch nie zur Blüte gekommen. Eine Ursache davon war der oftmalige Wechsel der Rectoren, deren die Anstalt von 1574—1598 fünf hatte: Hieronymus Osius, Philipp Marbach, Hieronymus Peristerius, Johann Papius und Johann Regius. Eine andere Ursache war die Rivalität der Universität. Diese Hochschule, so klagte der Rector Papius einmal, „ist mir und anderen nicht wenig jeder Zeit fürgestoßen worden“, und es wurde behauptet, dass „wir gegen ihnen (den Jesuiten) so gar nichts seien. Nun hat kein Rector solche Verachtung der Schule so lang als ich nunmehr in das neunte Jahr mögen ausstehen, sondern haben ihrer Gelegenheit besser als ich wahrgenommen und bei Zeiten sich davon gemacht“. Oft wurde geklagt, dass die Jugend in der Stiftsschule wenig lerne, weil die Lehrer nachlässig seien; statt zu lehren, stellen sie Buben dazu auf, um zechen, raufen und ärgerlich leben zu können. Die Schüler stammten nicht allein aus Steiermark, sondern auch aus Kärnten, Krain, Ungarn, ja selbst aus Schlesien und Sachsen; aber auch über diese Schüler wurde geklagt: sie leben üppig, seien unfleißig, ungehorsam, zänkisch und laufen viel in der Stadt herum. Im Jahre 1589 berichteten die Inspectoren den Verordneten: „dass bisweilen aus heftigem Disputieren oder auch aus übrigem Wein unter den Präceptoren ein Unwillen sich erhebt, ist es so gar zu verhüten nit müglich, doch wussten wir auch, dass es gar selten und ohne sonderliche Ergernuss beschieht, welches dann auch alsbald der Gebüer nach von uns und dem Rectore gestraft und gericht wird“. Auch gefiel nicht, dass öffentliche Prüfungen unregelmäßig veranstaltet werden, für die man eigene „Schaupfenninge“ schneiden ließ, die den Panther und die Victoria zeigten. Ein Übelstand war ferner, dass auch die Lehrer häufig wechselten. Wer juridische Studien gemacht hatte, zog es vor, beim Schrannengerichte eine Anstellung zu erhalten, die Theologen trachteten nach dem besser besoldeten Predigeramte; andere giengen als Pädagogen

junger Adeliger an die Universitäten, um ihre eigenen Studien zu vollenden. Der häufige Wechsel der Lehrer und die oftmalige Änderung der Einrichtungen bringt keiner Schule Vortheil.

Es scheint, dass man auch mit dem Unterricht in der Musik und mit der Kirchenmusik nicht zufrieden war.

Im Jahre 1586 kam dem landschaftlichen Trompeter Grass die Aufforderung zu, Vorschläge zu machen, wie „die Musik in der Stift ordentlich möchte bestellt werden". Im folgenden Jahre wurde Hannibal Perin als Organist berufen, der aber, wie es in einem Berichte der Schul- und Kircheninspectoren heißt, ein Verräther nicht allein der evangelischen, sondern aller Religionen war, ungewöhnliche Instrumente und wällische Gesänge einführte und so mehr zur Ergötzung, als zur Erbauung der Zuhörer beitrug. „Es wäre zu beklagen, sagten die Inspectoren, wenn die christlichen Gesänge der vortrefflichen alten deutschen kunstreichen Meister durch die neuen wällischen, größtentheils üppigen Gesänge verdrängt würden." Perin trat nach einigen Jahren in den Dienst des Landesfürsten.

Kurz nach dem Abzuge der Prädicanten erhielten die Bürgermeister und Räthe der landesfürstlichen Städte den Befehl, darauf zu sehen, dass alle Bürger dem Gottesdienste des ordentlichen katholischen Pfarrers beiwohnten. Dieser Auftrag wurde anfangs weder in Graz, noch in anderen Orten befolgt. Obgleich in Graz jetzt nur katholischer Gottesdienst gehalten wurde und Mitte October der Hauptmann Christoph Paradeiser mit einem neuen Fähnlein Soldaten in die Stadt einrückte und die Häuser der unruhigen Bürger besetzte, wurde der katholische Gottesdienst doch nicht besucht. Der Rath von Radkersburg versammelte zwar alle Bürger auf dem Rathhause, erklärte aber, dass er der Augsburger Confession treu bleiben werde, worauf jeder einzelne Bürger dieselbe Erklärung abgab. „Es haben auch", so berichtet ein Radkersburger Bürger in einem Briefe, „einfeltige, wällischer und windischer Nation zugethane (Bürger) dermassen soliche Bekanntnus gethan, dass sich mein Herz im Leibe erfreuet."

Der protestantische Adel nahm diese Verordnungen keineswegs ruhig hin. Auf dem Landtag, der im Jänner 1599 zusammentrat, überreichten sie dem Erzherzog durch den Landmarschall Ehrenreich von Saurau eine Schrift, worin sie die Aufhebung der Verordnungen verlangten, widrigenfalls sie die verlangte Türkenhilfe nicht leisten würden. Der Erzherzog entgegnete, er werde bei seinem Vorhaben ausharren, und forderte die Stände auf, als „treue Unterthanen“ in die Berathung der Regierungsvorlagen einzugehen. Die Stände antworteten, sie seien keine Unterthanen, sondern Vasallen, welche die Freiheit hätten, gegen einen Feind Beistand zu leisten oder nicht. Der Erzherzog vertagte hierauf den Landtag, der erst am 19. April wieder zusammentrat. Auch jetzt wies er alle Forderungen der Stände zurück; er hielt ihnen alle Bedrückungen vor, die sie sich gegen ihre katholischen Unterthanen erlaubt, die sie zum Besuche des protestantischen Gottesdienstes, an Sonn- und Festtagen zum Roboten, an Fasttagen zum Fleischessen gezwungen, und erklärte schließlich, dass er bei seinem Vorhaben „bis in die Grube verharren“ werde.

Da somit die Hoffnung auf die Wiedererrichtung der Stiftsschule verschwand, kündigte die Landschaft den Lehrern die Bestallung auf. Diese blieben entweder in Ungarn oder kehrten nach Deutschland zurück.

Noch im Jahre 1599 setzte der Erzherzog die Gegenreformation fort.

Er hatte den Ständen aufgetragen, die Stiftskirche in Graz einem katholischen Geistlichen zu verleihen und forderte, da dies nicht geschehen war, im October 1599 die Schlüssel der Kirche ab. Da diese nicht übergeben wurden, erschien am 14. October abends eine landesfürstliche Commission, begleitet von der Stadtwache, vor der Kirche, ließ das Thor mit Gewalt öffnen und durch ein neues Schloss wieder zusperren.

Da die lutherische Stiftsschule aufgehoben war, fassten die Stände den Entschluss, in Schwanberg eine kleine Schule für

die adelige Jugend zu errichten. Georg Galler, Herr auf Schwanberg und Waltschach, kaufte den sogenannten Amthof in Schwanberg, richtete ihn zu einem Collegium ein und übernahm selbst das Amt der Schulinspection; zwei Präceptoren wurden aus Deutschland berufen und erhielten ihre Bestallung durch die Landschaft. Aber der Erzherzog verhinderte die Eröffnung dieser Schule.

Erst im Herbst 1599 sandte der Erzherzog eine Commission aus mit dem Auftrage, die landesfürstlichen Städte und Märkte zu besuchen, die Prädicanten zu vertreiben, katholische Geistliche einzusetzen, die lutherischen Bethäuser für den katholischen Gottesdienst einzurichten oder zu zerstören, die lutherischen Bücher zu sammeln und zu verbrennen und den Bewohnern den Eid abzunehmen, dass sie von nun an wieder der katholischen Religion zugethan und den Befehlen des Landesfürsten gehorsam sein wollten. Die Mitglieder dieser Commission waren der Abt von Admont, der Propst Johann von Rottenmann, der Freiherr Andreas von Herbersdorf, der Kammerrath Alban von Moßheim und der Landespostmeister Hans Friedrich von Paar, der ein Fähnlein bewaffneter Knechte befehligte, welche die Arbeit der Commissäre unterstützen sollten.

Die Commissäre versammelten sich am 14. November in Leoben, um von hier nach Eisenerz zu ziehen. Ihre Kriegsmacht war vorausgezogen und hatte auf dem Präbichl ein Lager aufgeschlagen; in ihrer Begleitung zogen die Commissäre in Eisenerz ein. Sie fanden den Ort in großer Aufregung; Bürger, Knappen, Köhler und Holzknechte waren mit „Püxen, Helleparten, Spießen und Holzhacken“ bewaffnet und hielten den freien Platz, die Kirche, den Friedhof und den Schichtthurm besetzt. Vielleicht wäre es zum Kampfe gekommen, wenn nicht die vom Erzherzog in Neuberg und im Aflenzthale geworbenen 200 Schützen und 116 Hellebardenträger noch zu rechter Zeit im Orte angekommen wären. Die Commissäre luden Richter und Rath in das Amtshaus und verlangten die Auslieferung der Kirchenschlüssel, erhielten aber zur Antwort, das diese sich in der Gewalt des Volkes befänden.

Als die Commissäre erklärten, dass sie die Schlüssel von Richter und Rath, nicht aber von dem „unnützen Gesindel, so albereit auf den Abend meistentheils von Wein voll und toll war“, in Empfang nehmen wollten, wurden sie übergeben. Die Vernehmung der Knappen und Blähausleute, die an den folgenden Tagen vorgenommen wurde, brachte den Commissären die Überzeugung, dass „dieser rebellische Aufstand nit durch den gemeinen Mann, sondern durch die von Eisenerz Radmeister und Bürgerschaft selbst, welche das gemeine Gesindel nur als ein Werkzeug darzue gebraucht, erregt worden“. Daher wurden den Bürgern die Privilegien abgenommen, worauf „die Radmeister und ganze Bürgerschaft in sich selbs gegangen und sambt villen ihren Weib und Khindern vor uns Commissarien ein Fußfall mit aufgereckten Händen und Vergießung der Zäher gethan“ und um Verzeihung gebeten. Die ganze Bewohnerschaft wurde entwaffnet, die Bücher verbrannt, der katholische Gottesdienst eingerichtet. Die reicheren Bürger mussten Strafgelder erlegen, zwei Rädelsführer wurden an den Pranger gestellt und gestäubt, fünf nach Graz geschickt. Zur Warnung ließen die Commissäre zwei Galgen aufrichten, den einen vor dem Rathhause, den andern neben dem Schichtthurm. Um die Ordnung aufrecht zu halten, blieben fünfzig Soldknechte zurück, für welche der Markt wochentlich hundert Gulden zahlen muste. Hierauf reiste die Commission nach Aussee.

Auch die Bürger von Aussee und Gröbming fügten sich den Anordnungen der Commission ziemlich bereitwillig. In Schladming waren die Bürger und Knappen widerspenstiger; als aber die Commission wie in Eisenerz „ein Guardi oder Anzahl Kriegsvolk“ auf Kosten des Marktes einlegen wollte, verpflichteten sich die Bewohner schriftlich, den Geboten des Landesfürsten zu gehorchen, keinen Prädicanten mehr zu dulden und dem Gottesdienste des katholischen Pfarrers, den die Commissäre einsetzten, beizuwohnen. Auch Rottenmann und Kalwang wurden der katholischen Lehre gewonnen.

So hatte die Commission ihre Aufgabe zur Zufriedenheit des Landesfürsten gelöst. Nur einige Rädelsführer waren an den Pranger gestellt und mit Ruthen gepeitscht, einige andere des Landes verwiesen, eine kleine Zahl gefangen nach Graz geschickt worden. Überall wurden, um das Volk in Schrecken zu versetzen, Galgen errichtet, im Ennsthale wurden drei Kirchen in Brand gesteckt und die geschwärzten Mauern von Soldaten und Arbeitern niedergerissen.

Im December sammelte sich eine Commission im bischöflichen Schlosse Seggau ob Leibnitz, an ihre Spitze trat der Bischof Martin Brenner. Ihre Kriegsmacht bestand aus hundertfünfzig geworbenen Musketieren, hundertsiebzig bischöflichen Unterthanen und etwas Reiterei. Mit dieser Bedeckung zog die Commission am 18. December über Mureck nach Radkersburg. Am späten Abend wurde die Stadt fast wie ein feindlicher Ort überfallen und besetzt. Zur größeren Sicherheit der Commission trafen hier noch fünfhundert bewaffnete Uskoken ein. Auch in Radkersburg wurden die Waffen und die Bücher abgefordert, der Rath, welcher aus Protestanten bestand, aufgelöst und einige Bürger bewogen, einen neuen Rath zu bilden; der Pfarrer Socius wurde zum landesfürstlichen Commissär ernannt und musste als solcher allen Rathssitzungen beiwohnen und Beschlüsse verhindern, welche gegen die katholische Religion und gegen den Landesfürsten gerichtet waren. Auch die Ämter des Stadtrichters und des Stadtschreibers wurden mit Katholiken besetzt, dem Richter in feierlicher Weise und in Gegenwart der Commissäre das Gerichtsschwert, das Stadtsiegel und die Schlüssel des Rathhauses übergeben. Einige Bürger wurden mit hohen Geldstrafen belegt, einige andere außerdem auch noch aus der Stadt gewiesen.

Von Radkersburg aus wurden Halbenrain und Klöch katholisch gemacht; dann begab sich die Commission nach St. Leonhard, Marburg, Pettau, Windisch-Feistritz, Gonobitz und Cilli und verfuhr in diesen Orten in ähnlicher Weise.

Nicht weit von St. Leonhard in den windischen Büheln trieb seit Jahren die merkwürdige Secte der Springer ihr Unwesen.[1] Sie wurden so genannt, weil sie „sonder Zweyfel durch die Hülff des bösen Geistes seltsam gauklen, wunderbarlich springen und sich aus der Weis, auch gleichsam über die natürliche Kräfften überwerfen". Ermüdet versanken sie gewöhnlich in einen tiefen Schlaf und erwacht erzählten sie unglaubliche Dinge: „wie sie Gott auf seinem Thron sambt dem himmlischen Heer gesehen, wie ihnen Christus sambt seiner werthen Mutter und Aposteln erschienen und befohlen, wie sie der Welt sollten predigen und den Untergang und alles Unglück verkündigen, wenn sie nit an dem Ort, an welchem sie pflegen zu springen, eine Kirche bauen; denn da solches wird geschehen, so werden die heiligen Engel Gottes das heilige Grab aus dem jüdischen Land zu bemelter Kirchen bringen." Durch solche Erzählungen hatten sie die Leute bewogen, „Gelt, Getraid, Wein, Kühe, Ochsen, Flachs und anderes, was sie gehabt, hauffenweis" zu opfern und eine Kirche zu bauen, welche zum heil. Grab genannt wurde. Vergebens hatten sie den Bischof von Seckau eingeladen, diese Kirche einzuweihen; die Commissäre, die jetzt in der Gegend erschienen, „haben solche Kirchen zerstört und verbrennet". Auch bei Leutschach wurde eine solche Kirche in Brand gesteckt.

Zu Windenau bei Marburg ließen die Commissäre die lutherische Kirche, die Schule und den Friedhof in die Luft sprengen und „an deren statt ein Hochgericht auffstellen, und als solches nächtlicher Weil umbgehackt worden, folgenden Tags anstatt dessen einen dreyfachen Galgen aufrichten". Im Hause des Prädicanten, der entflohen war, fanden die Soldaten keine andere Beute als seinen Heiratsbrief.

Zu Scharfenau bei Sachsenfeld hatten die Stände eine lutherische Kirche erbaut, die ein „überaus schön, köstlich und stattlich Gebäu von zwanzig Pfeilern" war. Noch sind die Baurechnungen

[1] Jakob Rosolenz, Gegenbericht.

erhalten, welche zeigen, daſs die Stände schwere Geldopfer gebracht hatten, um ein würdiges Gotteshaus zu errichten. Die Commission befahl, die Glocken herabzunehmen, und überließ dann die Kirche dem aus Cilli, Sachsenfeld und anderen Orten herbeigeströmten Volke zur Plünderung. Die Kanzel, die Kirchenstühle, die Grabdenkmäler wurden zerschlagen. „Es ist", sagt ein gleichzeitiger Bericht, „ein solches Brüllen, Wüthen, Schreien und Gedräsch aus der Kirche erschollen, daſs kein Mensch weder glauben noch aussagen mag." Mit Sturmböcken wurden die Mauern und Thürme erschüttert und zum Sturze gebracht und in der Nacht die Wohnung des Prädicanten und das Meſsnerhäuschen angezündet. In der folgenden Nacht versuchte man den Rest der Kirche mit Pulver in die Luft zu sprengen, aber es gelang nicht ganz; geschwärzte Trümmer blieben stehen. Ferdinand Leisser erbot sich, den Grund von den Verordneten zu kaufen. Die Leute, schrieb er ihnen, werden das gute Steinwerk wegführen, so daſs auf dem Friedhofe die „todten Körper vor Leut und Viech nicht sicher sein werden". Heute ist von dieser Kirche nichts mehr vorhanden.

In Cilli wurde die Untersuchung in der gewöhnlichen Weise vorgenommen. Die Bürger muſsten sich auf dem Rathhause versammeln, wo sie der Bischof ausfragte. Jene, welche bei der lutherischen Lehre bleiben zu wollen erklärten, „wurden auf die linke Seiten als die stinkenden Böck hinter die Thür gestellt mit Vermeldung: ‚Du loser lutherischer Bub, ich sich schon wohl, was du in Schild führst'". Manche schwuren dem Lutherthume ab, manche erbaten sich Bedenkzeit.

Die Commission besuchte noch Windischgraz, Mahrenberg und gelangte dann nach Leibnitz. In der Nähe dieses Ortes besaß der landschaftliche Obersecretär Mathes Amman von Ammanseck, der aus der Zips in Ungarn stammte und 1578 in die steirische Landmannschaft aufgenommen worden war, ein Schloſs, Grottenhof genannt, bei welchem er eine „starke schöne Kirchen" erbaut hatte, „vielleicht nicht aus seinem, sondern aus einem größeren

Beutel". Dieses Bauwerk ließen die Commissäre am 28. Jänner 1600 durch etliche Tonnen Pulver zerstören. In einem Saale des sogenannten Preinerischen Mallerhofes beim Dorfe Lang befanden sich „unflätige und wider Munnich und Nonnen abscheuliche Gemälde" mit verschiedenen Versen. Die Commission schickte Soldaten dahin, welche diese „leichtfertige Lottrische Possen und Zoten wie auch die geschriebene famos Reyme ausgelöscht haben". Nachdem noch Wildon und Schwanberg besucht worden war, kehrte die Commission nach Graz zurück.

Im März 1600 setzte eine andere Commission das Werk im Murthale fort; sie besuchte Frohnleiten, Bruck, Leoben, Knittelfeld und begab sich dann nach Judenburg, wohin zu kommen den Bürgern von Obdach, Weißkirchen und Zeiring befohlen worden war. Da in Judenburg viele Adelige wohnten, hatte die Commission ihre Schutzmacht durch eine Anzahl Soldaten verstärkt, die von Aussee herbeigerufen worden waren. Nachdem man die Stadtthore geschlossen hatte, wurde der „Bürgerschafft ihre in viel Weg geübte Insolenzen, Ungehorsam und Muetwilligkeit erzehlt, für die Augen gestellt und stark verwiesen", worauf der Bischof seine Ermahnungen, den evangelischen Glauben aufzugeben, begann. Neun Bürger lehnten diese Zumuthung ab; daher wurde ihnen befohlen, binnen sechs Wochen und drei Tagen mit Hinterlassung des zehnten Pfennings die Erblande zu verlassen. In ähnlicher Weise arbeitete die Commission auch in Unzmarkt, Neumarkt, Treffenbach, Murau, worauf sie nach Judenburg zurückkehrte und von da sammt dem Kriegsvolk über die Stubalpe nach Voitsberg zog.

Ende Mai begab sich die Commission in das Vorauer Viertel und hierauf nach Eisenerz, wo die meisten Bewohner noch „halsstarrig und der katholischen Religion halber eines besseren Berichtes bedürfftig waren". Es wurde auch diesmal kein vollständiger Erfolg gewonnen, aber doch so viel erreicht, dass die Commission das Kriegsvolk, das früher im Orte einquartiert worden war, entfernen und auch die aufgerichteten Galgen beseitigen konnte. Die

Commission besuchte dann die Orte des Ennsthales und wandte sich hierauf in das Mürzthal. Am 22. Juli traf sie wieder in Graz ein.

Im Ganzen wurden zehn lutherische Bethäuser und gegen sechzig Friedhöfe zerstört. Die Zahl der verbrannten Bücher läſst sich nicht angeben. Die Stände hatten zwar den Kaiser Rudolf II. in Prag um seine Fürbitte bei ihrem Landesfürsten ersucht, mit ihrer Bitte jedoch keinen Erfolg gehabt.

Nicht durch Commissionen allein war der Landesfürst thätig; er sandte auch viele Einzelbefehle aus. Am 1. Februar 1599 theilte er dem Hans Adam Schrott, Besitzer von Oberkindberg, mit, er habe vernommen, daſs man von Langenwang, Krieglach und Mürzzuschlag viele „sectische Leichen oder todte Körper durch den Markt Kindberg zur Begräbnis in deinem neuen sectischen Friedhoff trage" und sie in die Bürgerhäuser einlege, wenn man den Friedhof bei Tage nicht erreiche. Dies untersage er, zumal dadurch die drei Pfarrer beeinträchtigt würden.

Während die Commissionen im Lande thätig waren, feierte der Erzherzog in Graz seine Hochzeit. Die Braut, die bairische Prinzessin Maria Anna, traf am 21. April 1600, begleitet von 3000 Reitern, in Graz ein. Die protestantischen Adeligen hielten sich zwar größtentheils den Festlichkeiten fern, aber die Landschaft zeigte ihre Loyalität dadurch, daſs sie zum Hochzeitsgeschenke Gold- und Silbergeschirr spendete, das in vier Truhen untergebracht war, und auch die Städte Bruck, Judenburg und Leoben widmeten Geschenke, nur von Graz erfährt man nichts.

Die protestantischen Einwohner der Hauptstadt lebten gerade damals in beständiger Sorge. Gegen Ende Juli wurde in den Gassen öffentlich der Befehl des Erzherzogs kundgemacht, die Bürger und Beamten, katholische und protestantische, hätten sich am 31. Juli früh sechs Uhr in der Stadtpfarrkirche einzufinden; wer ohne triftigen Grund fernbleibe, würde zu einer Strafe von hundert Goldgulden verurtheilt werden. Außer den Bürgern und Beamten

erschien am bezeichneten Tage in der Kirche auch die Reformations-Commission. Nachdem die Thüren geschlossen worden waren, hielt der Bischof Martin Brenner eine Predigt, in welcher er von den Lehren Luthers und der katholischen Kirche handelte und zuletzt die Liebe und Milde des Erzherzogs seinen Unterthanen gegenüber hervorhob. Nach dieser Predigt wurden die Anwesenden einzeln vor die Commission gerufen und um ihren Namen, Stand und ihr Religionsbekenntnis gefragt. Wer sich nicht zur katholischen Kirche bekannte, wurde aufgefordert, Katholik zu werden oder das Land zu verlassen. Mancher entschloss sich sofort, seinen Glauben zu ändern, mancher bat sich Bedenkzeit aus; aber es gab auch solche, welche die Erklärung abgaben, dass sie ihrer Religion treu bleiben würden, möge man mit ihnen verfahren, wie man wolle. Über solche wurde die Ausweisung verhängt, doch erhielt jeder zur Ordnung seiner Verhältnisse eine längere oder kürzere Frist.

Dieses „Examen" wurde an den folgenden Tagen fortgesetzt. Am 1. August waren unter anderen die früher abgesetzten Rathsmitglieder und der landschaftliche Schrannenschreiber und Doctor der Rechte Adam Venediger vorgefordert worden. „Es hat sich", berichtet der Regimentsrath Angelus Costede dem Erzherzog, „aus den alten gewesten Rathsfreunden noch anderen niemandts allein der Sigmund Balthasar, Goldschmied und Petschierstecher, so in gedachter Kraft wohl versiert und jetziger Münzverwalter ist, ewig katholisch zu verbleiben erklärt." Venediger, der seit langer Zeit Kirchen- und Schulinspector der Evangelischen gewesen und in großem Ansehen gestanden war, antwortete auf die Frage nach seinem Glauben, er sei nicht lutherisch, aber auch nicht päpstisch, sondern Christ. Daher geschah es, dass er „vor andern alsbald bei scheinender Sonnen aus der Stadt geschafft worden und innerhalb vierzehn Tagen ihme das Land zu raumben bei Verlierung Leibs und Lebens auferlegt".

Ein Bürger musste innerhalb drei Tagen auswandern; eine Frist von acht Tagen erhielten zwei, eine von vierzehn Tagen vier,

eine von drei Wochen elf, und eine von sechs Wochen und drei Tagen 63 Bürger und landschaftliche Beamte.

Zugleich war allen Bewohnern der Stadt befohlen worden, alle nichtkatholischen Bücher auszuliefern. Es ist erstaunlich, welche Menge Bücher die Leute auf das Rathhaus brachten, wo sie verwahrt wurden. „Das Rathhaus ist fast voll der sectischen Bücher. Man wird sie nothwendig verbrennen und das Haus leeren müssen, damit die übrigen auch hineingebracht werden mögen." Schließlich hatte man etwa 10.000 Bücher beisammen; diese wurden am 8. August von der Stadtwache auf Wägen geladen und auf den freien Platz vor dem Paulusthore geschafft. Man machte aus ihnen einen Scheiterhaufen, der abends in Brand gesteckt wurde, so dass die Bücher zu Asche verbrannten. Zwei Tage später wurde an dieser Stelle der Grund zu einem Kapuzinerkloster gelegt, das im Herbst 1602 fertig dastand. Die Kirche wurde dem heil. Anton von Padua geweiht.

Die verwitwete Erzherzogin Maria wollte ebenfalls in Graz ein Kloster gründen und zu diesem Zwecke das Gebäude der Stiftsschule von der Landschaft durch Kauf erwerben. Da fasste der katholische Theil der Stände anfangs März 1602 den Beschluss, dieses Gebäude, das ihnen 60.000 Gulden gekostet, im Namen „einer allgemeinen Landschaft" der Erzherzogin zu schenken „mit allen Rechten und Ehren, wie dasselbe mit Rain, Dachträff, Licht, Ein- und Ausfahrt umbfangen und von alter Herkhumen mit aim Ort an die Khirchen und Ächingerische Behausung, mit dem andern an des Herrn Abt von Admont Haus, mit dem dritten gegen der Mur und mit dem vierten in dem Badgässel gelegen und stossend" war. Die Erzherzogin gründete in diesem Gebäude ein Clarissinnenkloster.

Die Clarissinnen pflegten ihre Klöster Paradeis zu nennen, und dieser Name hat sich heute noch an der Stätte der protestantischen Stiftsschule erhalten. Der Erzherzog Ferdinand aber soll, wie man vermuthet, der Landschaft als Gegengeschenk aus seinem

Schatze einen Prunkbecher verehrt haben, der, ein Kleinod ersten Ranges, unter dem Namen „Landschadenbundbecher" bekannt ist und sich heute im Grazer Museum befindet.

Unter den Männern, welche im Jahre 1600 Graz und Steiermark verließen, ist keiner berühmter geworden als Johann Kepler.[1] Er stammte aus Württemberg und wurde im Jahre 1594 von den steirischen Ständen als Landschaftsmathematiker berufen.

Die steirische Landschaft hatte nämlich schon damals ein zahlreiches Beamtenpersonale; außer Secretären, Buchhaltern und anderen Kanzleibeamten gab es landschaftliche Physiker, d. i. Ärzte, einen landschaftlichen Apotheker, Buchdrucker, Buchhändler, Trompeter, und sogar einen landschaftlichen Lautenschläger. Der landschaftliche Mathematiker war der Kalendermacher; er musste den das betreffende Jahr regierenden Planeten bestimmen, die Sonnen- und Mondesfinsternisse angeben und das Prognostikon stellen, d. h. angeben, welchen Einfluss die Gestirne auf die Erde, auf die Luft, die Felder und Früchte, auf die Menschen und ihre Gesundheit üben werden. Vor Kepler gab es zwei Mathematiker, welche Kalender herausgaben. So hatte Graz bereits zu einer Zeit einen eigenen Kalender, da sich wenige Städte eines solchen Vorzuges rühmen konnten. Die zwei Mathematiker, welche vor Kepler Kalender zusammenstellten, waren nicht mehr ganz von der Einwirkung der Gestirne auf die menschlichen Verhältnisse überzeugt; der eine, Lauterbach, behauptete, die Ursache der Theuerung liege nicht in den Sternen, sondern im Geize der Wucherer, die das Getreide aufkaufen und einsperren, bis sie es sehr theuer verkaufen können, und der zweite, Stadius, meint, über Politik und Krieg könne man aus den Sternen nichts herauslesen, aber er war überzeugt, dass böse Gestirne und „boshaftige" Mondesfinsternisse Krankheiten erzeugen.

[1] Schuster, J. Kepler und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit. Graz 1888.

Auch Kepler musste an der Stiftsschule Mathematik lehren und außerdem jährlich den Kalender verfassen, der Prophezeiungen über das Wetter und andere wichtige Dinge enthalten musste. Aber er war hierin noch vorsichtiger als seine Vorgänger. In seinen freien Stunden beschäftigte er sich mit astronomischen Studien, und im Jahre 1596 erschien sein erstes größeres Werk „Geheimnis des Weltbaues“. Im folgenden Jahre verheiratete er sich mit der jungen Witwe Barbara Müller von Mühleck. Mit den Jesuiten, welche den gelehrten jungen Mann hochschätzten, stand er in freundlichen Beziehungen. Im Jahre 1598 begab er sich infolge des Ausweisungsbefehles mit anderen Prädicanten und Professoren nach Ungarn, kehrte aber schon nach kurzer Zeit zurück, da er allein von der Ausweisung nicht betroffen war. Ein Decret des Landesfürsten gewährte ihm Sicherheit, solange er sich „gebührlicher Bescheidenheit gebrauche“. Vielleicht hoffte man, dass er doch zur katholischen Kirche übertreten werde, wozu er auch eine Zeit lang entschlossen war; aber im Jahre 1600 verließ er das Land abermals und begab sich nach Prag, wo er ein neues Feld für seine Thätigkeit fand.

Kepler war vom Erzherzog milde und rücksichtsvoll behandelt worden. Die Abziehenden mussten innerhalb der ihnen gesetzten Frist ihre Güter verkaufen, was zur Folge hatte, dass die Liegenschaften zum Schaden der Verkäufer im Preise sanken. Kepler bat um die Erlaubnis, seine Güter verpachten zu dürfen, und dies wurde ihm erlaubt. So rettete er sein ganzes Vermögen. Auch die Verlängerung der Auswanderungsfrist wurde ihm gewährt; er reiste am 30. September ab. Die Auswanderer mussten zehn Procent von dem mitgenommenen Vermögen als „Abfahrtsgeld“ dem Landesfürsten entrichten; Kepler erhielt die Begünstigung, nur fünf Procent zahlen zu dürfen, und auch diese sollten ihm nach einem späteren Befehle des Erzherzogs zurückerstattet werden.

Es ist selbstverständlich, dass die Auswanderung so vieler wohlhabender Einwohner dem Erzherzog unangenehm war. Er

selbst schrieb bald nach dem Beginn der Gegenreformation seinem Vetter Maximilian von Baiern: „Die Auswanderung ist mehr uns als den Abgezogenen nachtheilig, denn sie waren fast die Vermöglichsten und nahmen viel Geld hinaus."

So schien also die Gegenreformation durchgeführt zu sein. Diejenigen Protestanten, welche die Auswanderung gescheut hatten und im Lande zurückgeblieben waren, bekannten sich wenigstens äußerlich zum Katholicismus.

Sie hofften, dass ihnen die Zukunft bessere Tage bringen werde und rechneten auf die Hilfe des evangelischen Adels, der von dem Sturme der Gegenreformation nicht betroffen worden war. In den von Graz weiter entfernten Orten gab es mitunter auch solche, welche sich noch als Protestanten bekannten, und daher wurden auch nach 1600 noch kleine Commissionen ausgesandt, und öfter noch Verdächtige nach Graz berufen, wo sie sich verantworten sollten. Unsere Nachrichten über die Jahre 1600—1610 sind dürftig, nur über die Verhältnisse in Pettau sind wir genauer unterrichtet.[1]

In Pettau war die Lauheit in kirchlichen Dingen ebenso groß wie die Missbräuche in den städtischen Angelegenheiten. „Die Beichtstühle standen leer, dagegen waren die Fleischbänke an Vorfasten und Fasttagen voll; der Kirchenbesuch an Feiertagen konnte kaum geringer sein, denn die Gläubigen trieben sich mit Vorliebe zwischen den Buden herum, welche zuwandernde Krämer vor den Stadtthoren aufgeschlagen. Eine Verherrlichung der Processionen durch Zünfte gab es nicht, zum tiefen Leid der Priesterschaft. Der Rath selber dachte nicht daran, der Kirche durch zweckmäßige Anordnungen in diesen Dingen zu Hilfe zu kommen; es gieng auch schwer an, die Gemeinde zu Leistungen zu verhalten, wozu man selber mit gutem Beispiele nicht vorangehen wollte."

[1] J. v. Zahn, Zur Geschichte von Pettau in der Zeit der Gegenreformation. Mitth. 32.

Eine Commission, welche 1610 in Pettau erschien, sollte helfend einschreiten. Sie belegte die lässigen Katholiken mit Geldstrafen, wobei jedes Jahr, in dem die Beichte versäumt worden war, auf fünf Thaler, jeder Fastenbruch auf einen Thaler veranschlagt wurde, und wies die Protestanten aus. Die Regierung milderte nachher die strengen Strafen, zumal die Commissäre selbst sagten, dass der größte Theil der Bestraften die Geldstrafen nicht erlegen könnte.

Auf diese Weise gelang es mit der Zeit, die evangelische Lehre in den Städten vollständig auszurotten. Aber in manchem Alpenwinkel, wie in der Ramsau, einer Hochebene an den Abhängen des Dachstein, wohin keine Religionscommission gekommen war, um Schladming, in Pichl und Haus erhielt sie sich, pflanzte sich von den Eltern auf die Kinder fort, und nach dem dreißigjährigen Kriege störten weder die Regierung noch die katholischen Geistlichen diese Gebirgsbewohner in der stillen, häuslichen Übung ihrer Religion.

Gegen die protestantischen Adeligen hatte der Erzherzog noch keinen Ausweisungsbefehl erlassen, aber ihre Prädicanten hatten sie entlassen müssen. Wenn ein Prädicant zurückblieb und im Verborgenen wirkte, wurde er aufgespürt und mit Gewalt entfernt. Dieses Schicksal traf auch den Prediger Paul Odontius. Er stammte aus Meißen und war 1595 nach Graz gekommen. Die Frau Hippolyta, Witwe des Freiherrn Pankratz von Windischgrätz, eine geborene Gräfin Schlick, nahm ihn als Prediger auf ihr Schloss Waldstein zwischen Deutsch-Feistritz und Übelbach; dann begleitete er sie auf einer Reise nach Österreich, wo sie starb; dies war, wie Odontius berichtet, „eben zu der Zeit, da die Prediger des heil. Evangelii aus Graetz verjagt wurden". Die Vormünder der jungen Herren Windischgrätz riefen ihn nach Waldstein zurück, wo er seinem Amte als Prediger mit Eifer oblag. Eines Nachts im April des Jahres 1602 erschien vor Waldstein eine Schar Soldaten unter Führung eines Hauptmanns, welche das Schloss berannten

und Odontius nach Graz führten, wo er in der Burg eingekerkert wurde. Vergebens waren alle Bemühungen, ihn der katholischen Kirche zu gewinnen; er wurde vom Stadtgerichte zum Tode verurtheilt, dann aber vom Erzherzoge zur Galeerenstrafe begnadigt, die er zu Triest abbüßen sollte.

Mit Eisen an den Füßen wurde er von acht Soldaten in einer Kutsche nach Oberlaibach gebracht; da von dort an die Reise zu Wagen unmöglich war, wurde er der Fesseln entledigt und zu Pferde nach Senosetsch geführt. Dort entwich er, und es gelang ihm endlich in seine Heimat Meißen zu kommen. Odontius veröffentlichte einen Bericht über sein Wirken, seine Gefangenschaft und seine Flucht, welche er als ein Wunder bezeichnet. „Eben der Gott“, so berichtet er, „der den Apostel Petrum von einem Engel aus dem Gefängnis durch die verschlossene eiserne Thüre führen ließ, da Petrus nimmermehr solchs verhofft hatte, eben in der letzten Stund und Nacht, da er des Morgens für Herodem gestellt und vom Leben zum Tode sollt gebracht werden, derselbe Gott erwies und erneuert auch an mir diesmal solch Wunderwerk reichlich und klärlich. Denn da ich gleich des morgenden Tages den bepstischen ketzerbrennerischen Italis sollte übergeben und aufs Meer gesetzet werden, da kam Gott eben mit seinem heiligen Engel des Nachts zuvor, da ich nimmermehr solches hätt hoffen noch fast glauben können, und führte mich wie Petrum durch alle verschlossenen Thüren und Riegel.“

2. Die Erzherzogin-Witwe Maria.

Die Witwe Karls II., die Mutter Ferdinands, lebte noch bis zum Jahre 1608. Sie war eine fromme Frau, eine eifrige Katholikin, eine sorgsame Mutter, unermüdlich thätig und ausdauernd in der Arbeit. Allwöchentlich gieng sie zur Beichte, an jeder Procession nahm sie theil; Sonntags besuchte sie gewöhnlich die Wallfahrtskirche zu Straßgang, im Sommer gieng sie mit

ihren Kindern auch zu Fuß dahin; auf den Bergen südwestlich von Graz ließ sie Kapellen erbauen, wie St. Johann und Paul und St. Florian. Mit großem Eifer sammelte sie Reliquien, deren sie eine große Zahl zusammenbrachte. Jedermann hatte Zutritt zu ihr. Mütterlich sorgte sie auch für ihre Untergebenen und Dienstleute. Ihre Wohlthätigkeit war ohne Grenzen; sie gab jedem, was ihm wohlthat: Kleider, Speise und Trank, Arzneimittel, Gebetbücher und Rosenkränze. Sie beschenkte viele Kirchen mit wertvollen Gefäßen und Gewändern, trug zu den Baukosten neuer Kirchen bei, selbst in fernen Ländern, in Deutschland, Böhmen, Ungarn, Italien empfiengen Frauenklöster Geschenke von ihr. Sehr oft besuchte sie die Spitäler, und auch niedrige Dienste verrichtete sie daselbst. „Unser Leben hienieden ist Mühe und Arbeit, bis wir einst zur ewigen Ruhe kommen", sagte sie. Der liebste Aufenthalt in der Burg war ihr das Arbeitszimmer, wo ihre Töchter und die Kammerfrauen nähten, stickten und klöppelten. Sie verfertigte selbst die Kleider für ihre Kinder. Und trotz dieser Einfachheit liebte sie Schmucksachen und Kostbarkeiten, Seiden- und Goldstoffe, die sie von Madrid, Venedig, Mailand und München herbeischaffen ließ.

Als eifrige Katholikin hatte sie auf ihren Gemahl und später auf ihren Sohn Ferdinand großen Einfluss. Die Maßregeln, die gegen die Protestanten ergriffen wurden, sind von ihr befürwortet worden.

Erzherzogin Maria trachtete, ihre Töchter glänzend zu versorgen, doch ist ihr das nicht immer gelungen. Im Jahre 1592 begleitete sie ihre älteste Tochter Anna, welche mit dem König Siegmund von Polen verlobt worden war, nach Krakau. Am 4. Mai wurde in der Augustinerkirche zu Wien die Braut dem Haupte der polnischen Gesandtschaft angetraut; in Krakau fanden Trauung und Krönung am 1. Juni statt. Die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Polenreiches, wo weder der Bürger noch der Bauer etwas galt, konnten selbstverständlich der ordnungliebenden Erzherzogin nicht gefallen. Wohl staunten sie und ihre

Begleiter über die Pracht, welche die polnischen Großen entwickelten; aber sie merkten bald, dass dieser Glanz faule Zustände verdecke. Die junge Königin trug die Krone nur wenige Jahre; denn sie starb schon 1598. Der Witwer verheiratete sich 1605 mit Constantia, der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, welche ebenfalls von der Mutter nach Krakau geleitet wurde.

Auch eine dritte Tochter, Maria Christierna, wurde in die Ferne verheiratet.[1] Damals war Siebenbürgen ein eigenes Fürstenthum, doch stand es unter türkischer Oberherrschaft. Der Fürst Siegmund Bathori wollte sich von der Türkei losmachen und schloss sich daher an Kaiser Rudolf II. an. Doch verlangte er eine habsburgische Prinzessin zur Gemahlin, und der Kaiser bewog die Erzherzogin Maria, dem Fürsten ihre Tochter Maria Christierna zuzusagen. Die Mutter führte auch diese Tochter ihrem Bräutigam zu. Es war eine beschwerliche, ja gefahrvolle Reise, welche die Frauen am 15. Juni 1595 antraten; sie gieng über Pressburg, Kaschau und Szathmar. Manchmal mussten die Reisenden in der Nähe der feindlichen Türken übernachten. In Weißenburg fand die Vermählung statt. Die Ankunft der steirischen Prinzessin erregte am meisten Freude bei den Siebenbürger Sachsen; denn diese treuen Anhänger der Habsburger ersehnten die Herrschaft Österreichs und sahen sie durch die Verbindung ihres Fürsten mit einem Sprössling des Hauses Habsburg nähergerückt.

Aber der jungen Frau blühte in Siebenbürgen kein Glück. Ihr Gemahl war sehr wankelmüthig. Schon kurze Zeit nach der Heirat wollte er sein Land dem Kaiser abtreten, sich von seiner Frau scheiden lassen und in den geistlichen Stand eintreten. Nach langen Verhandlungen, während welcher die junge Fürstin in der einsamen Felsenburg Kövar oder auf ihrem Schlosse Fogaras lebte, trat der Fürst sein Land dem Kaiser Rudolf ab, der die Regierung einstweilen der Fürstin überließ, die sich nach Weißenburg begab.

[1] Reissenberger, Prinzessin Maria Christierna von Innerösterreich. Mitth. 30.

Aber nach neuen Wirrsalen entschloss sie sich zur Abreise, die glücklich von statten gieng, worauf ihre Ehe für aufgelöst erklärt wurde. Sie trat dann mit ihrer Schwester Eleonore in das Frauenstift Hall in Tirol, wo sie im Jahre 1621 aus dem Leben schied.

Als Philipp II. von Spanien den Plan gefasst hatte, seinen Sohn, den nachmaligen König Philipp III., zu vermählen, schickte er 1596 den Admiral von Aragon nach Graz, um Porträts der jungen Erzherzoginnen Gregoria Maximiliana, Eleonora und Margareta zu holen. Als die Bilder in Madrid angekommen waren, wählte der Infant die jüngste Prinzessin, Margareta. Da wandte Infantin Isabella die drei Bilder um, mischte sie und ließ den Infanten ziehen: er zog wieder das Bild Margaretas. Trotzdem sagte der König: „Die ältere, weil ebenfalls ohne Mangel, verdient den Vorzug. Ich gebe dir meinen Segen und die Gregoriana Maximiliana zur Braut.“ Da aber diese Prinzessin schon im folgenden Jahre starb, so erhielt der Infant doch die gewünschte Margareta zur Gemahlin.

Im Jahre 1598 führte die Erzherzogin sie ihrem Bräutigam zu.[1] Die Reise wurde Ende November angetreten und gieng über Leibnitz, Unter-Drauburg, Villach. Dort traf die Nachricht vom Tode des spanischen Königs Philipp II. ein, so dass der Bräutigam Philipp jetzt König war. Die Reise gieng sehr langsam von statten. In Trient traf man mit dem Erzherzog Albrecht, dem Bruder des Kaisers Rudolf zusammen. Er hatte seine Cardinalswürde niedergelegt, um die Infantin Isabella zu heiraten und die Statthalterschaft der Niederlande zu übernehmen. Da er 1500 Pferde mit sich führte, der Statthalter von Mailand an der italienischen Grenze mit derselben Anzahl dazu kam, die Republik Venedig 500 Reiter als Geleite für die Reisenden geschickt hatte und ein Cardinal

[1] Zwiedineck-Südenhorst, Eine Hochzeitsreise nach Spanien. Geschichte und Geschichten. Bamberg 1894. – F. Khull, Sechsundvierzig Briefe der Erzherzogin Maria an ihren Sohn Ferdinand. Gaben des kathol. Pressvereins in der Diöcese Seckau 1896.

sowie die Herzoge von Mantua und Modena ebenfalls mit einem großen Gefolge herbeieilten, so sahen sich die steirischen Damen von einem ganzen Heereszug geleitet. In Ferrara segnete Papst Clemens VIII. die Ehe der Prinzessin Margareta und die des Erzherzogs Albrecht ein, wobei der Herzog von Suessa zuerst die Stelle des Bräutigams und dann die der Braut einnahm. Von Genua aus wurde die Seereise angetreten.

Die Erzherzogin verweilte bis zum Juni 1599 am spanischen Hofe, dann kehrte sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, nach Graz zurück.

Noch eine Tochter Marias wurde einem regierenden Fürsten angetraut. Die Prinzessin Maria Magdalena wurde dem Großherzog Cosimo II. von Florenz verlobt, doch fand die Vermählung erst nach dem Tode der Mutter der Braut, und zwar in Graz statt, wobei der Bräutigam durch Paul Jordan von Orsini vertreten wurde. Die Erzherzogin Maria starb am 29. April 1608 im Alter von 57 Jahren in der Burg zu Graz.

3. Durchführung der Gegenreformation beim Adel. Klostergründungen.

Da den Adeligen verboten war, Prädicanten zu halten und zu beherbergen, so verrichteten sie ihren Gottesdienst in den evangelischen Kirchen des Auslandes, in Ungarn und Niederösterreich, wo sie auch ihre Kinder taufen ließen und ihre Hochzeiten feierten; ihre Söhne schickten sie wohl auch auf deutsche Universitäten. Gegenüber dem katholischen Theil des Adels schlossen sie sich fest aneinander, um den Rest der Glaubensfreiheit, den sie noch besaßen, zu vertheidigen, aber auf den Landtagen hatten sie keine Bedeutung mehr, zumal ihnen ihre Hauptstütze, die breiten Schichten der Bevölkerung, die nunmehr katholisch war, gänzlich fehlte. In diesen Zeiten regierte über Ober- und Niederösterreich, Böhmen und Ungarn der Kaiser Rudolf II., der aber seine Länder, Böhmen aus-

genommen, seinem Bruder Matthias überlassen musste. Als Rudolf im Jahre 1612 gestorben war, wurde Matthias auch König von Böhmen und deutscher Kaiser. Da in allen Ländern des Kaisers Katholiken und Protestanten mit einander stritten und die Stimmung überall sehr erregt war, Matthias auch keine Nachkommen hatte, so nahm er den Erzherzog Ferdinand als seinen Sohn an, damit er einst der Erbe seiner Länder und sein Nachfolger auf dem Kaiserthron werden könnte. Schon im Jahre 1617 wurde Ferdinand zum König von Böhmen gekrönt und im folgenden Jahre erhielt er auch die ungarische Königskrone.

Aber noch in der letzten Zeit des Kaisers Matthias brach in Böhmen ein Aufstand aus, welcher der Beginn des dreißigjährigen Krieges wurde. Als Ferdinand II. im Jahre 1619 auch die Regierung Österreichs, Böhmens und Ungarns antrat und seinen Sitz in Wien nahm, hörte Graz zwar auf, Residenz eines Hofes und Hauptstadt eines selbständigen Gebietes zu sein, aber trotzdem behielt Innerösterreich seine eigene Regierung. Sie bestand nachmals aus einem Statthalter, einem Vicestatthalter, einem Regimentskanzler, acht Adeligen aus den vier Ländern, die der Kaiser zu Mitgliedern der Regierung ernannte, und vier rechtsgelehrten Räthen. Die innerösterreichische Hofkammer und der Hofkriegsrath wurden unter Kaiser Josef I. der Wiener Stelle unterworfen.

Die erste Regierungszeit Ferdinands II. gestaltete sich äußerst schwierig. Die böhmischen Rebellen versuchten auch die protestantischen Stände der Steiermark zum Aufstande und zum Anschlusse an ihre Erhebung zu bewegen, allein ihre Bemühungen blieben erfolglos. Die steirischen Protestanten dachten nicht daran, die drangvollen Tage ihres Landesfürsten dazu zu benutzen, um diesem volle Religionsfreiheit abzuzwingen. Die böhmischen Stände dagegen schritten zum äußersten: sie setzten den Habsburger Ferdinand als König ab und wählten zu ihrem König den Wittelsbacher Friedrich von der Pfalz. Ferdinand aber nahm entschlossen den Kampf auf; von den Katholiken unterstützt, gelang es ihm, die Rebellion nieder=

zuschlagen, worauf er auch in Böhmen, Mähren und Schlesien sowie in Ober- und Niederösterreich den Protestantismus vertilgte. Jetzt entschloss er sich, auch den letzten Rest des evangelischen Glaubens in Steiermark zu entfernen. In Jahre 1625 verbot er den Adeligen die Taufen und Trauungen in den protestantischen Kirchen des Auslandes und berief die Landeskinder von den Hochschulen Deutschlands zurück. Im Jahre 1628 erließ er sein letztes Mandat, in dem er sagt: „Weil es unser landesfürstliches Amt und Schuldigkeit ist, für das Heil und die Seligkeit unserer Unterthanen zu sorgen, so befehlen wir, dass sich jeder in Jahresfrist zu dem katholischen Glauben mit uns und der allgemeinen christlichen Kirche vergleiche. Wer sich nicht vergleicht, darf nicht im Lande wohnen und nicht seine Güter persönlich besitzen, sondern muss das Land räumen, die Güter verkaufen, und wenn er sie in dieser Zeit nicht versilbern könnte, nach sechs Monaten seinen Freunden und Verwandten zum Verkaufe überlassen. Nach diesen sechs Monaten wird sie die Obrigkeit verkaufen.“ Noch einmal machte man den Versuch, den Kaiser zur Zurücknahme dieser Anordnung zu bewegen, doch vergebens. Da entschloss sich der größte Theil der protestantischen Angehörigen des Adels zur Auswanderung; ein Verzeichnis der „Emigranten“ nennt 754 adelige Personen, die den Familien Dietrichstein, Herberstein, Lamberg, Khevenhüller, Stubenberg, Windischgräz, Wurmbrand, Eck, Galler, Praunfalk, Saurau, Teuffenbach u. a. angehörten. Viele von ihnen hatten sich nie um politische Dinge gekümmert, sondern auf ihren Schlössern der Bewirtschaftung ihrer Güter und der Erziehung ihrer Kinder gelebt, und gar mancher konnte mit Hans Adam Praunfalk von sich rühmen: „Ich habe mich gegen Seine Majestät weder in Gedanken noch in Worten, vielweniger in Werken vergangen.“ Die Abziehenden wandten sich nach Regensburg, Nürnberg, Ulm, und nur wenigen gelang es, in der Fremde eine neue Heimat zu finden. Manche kehrten auch zurück, nahmen den katholischen Glauben an und erhielten ihre Güter wieder.

Zur Befestigung der katholischen Kirche wurden im siebzehnten Jahrhundert viele Klöster gegründet; die meisten gewann der beim Volke sehr beliebte Kapuzinerorden. In Graz entstand außer dem schon erwähnten Kloster St. Anton im Jahre 1648 ein zweites auf dem Graben, dessen Kirche jetzt Pfarrkirche ist.

Im Jahre 1606 gründete Erzherzog Ferdinand durch P. Lorenz von Brindisi in Bruck auf dem Platze, den ihm die Bürger zur Verfügung stellten, ein Kapuzinerkloster; solche Klöster entstanden: 1611 durch denselben Erzherzog in Cilli, 1613 durch den Grafen Hans Jakob Khisl in Marburg und 1614 durch den Propst Jacob Rosolenz von Stainz in Radkersburg. Der berühmte Minister des Kaisers Ferdinand II., Hans Ulrich Fürst von Eggenberg, gründete 1615 ein Kapuzinerkloster in Pettau, und Graf Otto Gottfried von Kollonitsch, geheimer Rath des Kaisers Ferdinand III., 1634 ein solches in Leibnitz auf dem Grunde, den ihm die Marktgemeinde zur Verfügung stellte. Kapuzinerklöster entstanden ferner: 1643 zu Murau durch den sechsten Gemahl der Anna Neumann von Wasserleonburg, Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg, 1654 in Hartberg durch den Grafen Wolfgang Rudolf von Saurau, 1667 zu Mureck durch Wolfgang von Stubenberg, 1690 in Leoben, 1705 in Knittelfeld, 1706 in Schwanberg und 1711 zu Falkenburg bei Irdning. Den Grund zu dem Schwanberger Kloster legte der damalige Statthalter Graf Georg von Falbenhaupt, indem er den „Amthof“ und den dazu gehörigen Garten den Kapuzinern übergab; das Falkenburger Kloster entstand durch Siegmund Freiherrn von Welsersheimb, Besitzer der Herrschaft Falkenburg, der sein Schloss in ein Kloster umgestaltete.

Erzherzog Ferdinand räumte im Jahre 1613 den Jesuiten die Burg in Leoben zur Gründung eines Collegiums ein; der Orden errichtete hierauf in der Stadt ein Gymnasium und erwarb Besitzungen in der Umgebung, so auch die Herrschaft Freienstein bei St. Peter. In Judenburg erwarben die Jesuiten das ehemalige

Augustinerkloster, das mehrmals umgebaut wurde; auch hier entstand ein Gymnasium. In Marburg entstand ein Jesuitencollegium mit einem Gymnasium erst im Jahre 1758.

Die Minoriten wurden in Windisch-Feistritz, die Franciscaner zu Altenburg im Cillier Kreise, in Feldbach und Mürzzuschlag angesiedelt. Das Feldbacher Franciscanerkloster wurde von dem Grafen Hans Jakob Khisl, dessen Vorfahren aus Krain stammten und Zwickel hießen und der das große Schloss Hainfeld besaß, gestiftet. In Graz wurden ferner gegründet, Klöster der Augustiner (in der Sporgasse und im Münzgraben), der Karmeliter und Karmeliterinnen, der barmherzigen Brüder, der Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen. In dem Augustinerkloster im Münzgraben, dessen Bau 1682 vollendet wurde, wirkte einige Zeit der berühmte Redner Abraham a. Sancta Clara. Klöster der Pauliner entstanden in Ulimie im Cillierkreise und 1708 zu Maria-Trost bei Graz, der Augustiner zu St. Leonhard in Untersteier und in St. Johann bei Herberstein, letzteres gegründet 1654 von dem Grafen Johann Maximilian Herberstein. Cölestinerinnen wurden in Marburg und Serviten in Frohnleiten angesiedelt.

4. Bauten. — Wirkungen des dreißigjährigen Krieges.

In den Zeiten Ferdinands II. war die Ostgrenze des Landes mehrmals durch türkische und ungarische Raubhorden geängstigt. Türken drangen im Jahre 1600 sogar bis in die Gegend von Mureck vor, was sich nach drei Jahren wiederholte. Im Jahre 1605 waren Fürstenfeld, Feldbach, Radkersburg bedroht, die Umgebung dieser Orte, das Raab- und Ilzthal wurden geplündert.

An den Befestigungen der Grenzorte wurde nach Karl II. nur wenig gebaut, auch am Schlossberge von Graz wurden nur neue Casematten hergestellt. Mit Waffen und Proviant war die Festung gut versehen. Die Kanonen trugen nach ihrer Größe verschiedene Namen, die größten hießen Kartaunen, von denen eine ungefähr

65 Centner schwer war; denen folgten Nothschlangen, Singerinnen, Feldschlangen, Falcaunen, Doppelfalconete und Falconete. Nach einer Aufzeichnung von 1609 befanden sich in der Festung auf dem Schlossberge fünf Kartaunen, zwei Singerinnen, neun Nothschlangen, drei Feldschlangen, achtzehn Falconete, zwei Haubitzen, neunzehn Doppel-Falconete, vier einfache Falconete, zwei Feuermörser, 300 Doppelhaken; die nöthigen Kugeln und Pulver, Saliter, Pech, Leinwand, Öl, ferner 2000 Musketen, 1000 lange Spieße, 500 Hellebarden. An Proviant waren vorhanden 575 Fass Mehl, 2000 Fuder Salz, 500 Startin Wein. „Fleisch möchten in die 200 Ochsen aufgeselcht und eingesalzen worden und den Knechten nach und nach gegeben und wieder frisches in Vorrath geschafft werden.“ [1]

Mehr wurde an den Festungswerken der Stadt Graz gearbeitet, besonders an den Bastionen bei dem äußeren Paulusthore, das 1614 vollendet wurde, und dem äußeren Sackthor, das sich da befand, wo noch vor kurzem das Gefängnis des Untersuchungsgerichtes stand.

Vom dreißigjährigen Kriege wurde Steiermark unmittelbar nicht berührt, aber die Regierung forderte viele und hohe Steuern, und die Geldnoth war überall sehr groß. Die gute Münze wurde eingewechselt, eingeschmolzen und ins Ausland geführt, dafür kamen schlechte Münzen ins Land, und das gute alte Geld wurde immer theurer. Die Ducaten, die zu Anfang des großen Krieges 2 Gulden 45 Kreuzer galten, stiegen bis auf 20 Gulden der neuen Münze, welche die „lange“ genannt wurde. Nach einigen Jahren kam es zu einem Geldsturze, zur „Münzcalada“, wodurch der Wert des „langen“ Geldes auf ein Achtel des Nennwertes herabgesetzt wurde. Viele Leute kamen so zu großem Schaden. „Hat oft einer vermeint“, sagt ein Gleichzeitiger, „im langen Geld reich zu sein, hernach ist ihm das Geld unter den Händen verschwunden.“ Und aus Graz wurde im Jahre 1624 berichtet: Hier herrscht äußerster Mangel

[1] Wastler in den Mitth. der Central-Commission N. F. 13, CCXII.

an Geld, denn die lange Münz in Abschlag zu nehmen will sich niemand überreden lassen, . . . ist kein Brot, Fleisch oder andere Victualien zu bekommen. Die großen Herren müssen jetzt Schwarzbrot essen, die Armen haben gar keins.“ Die steirische Landschaft verlor damals an ihrem baren Gelde 646.666 Gulden.[1]

Auch wurde im Lande Kriegsvolk geworben, was die Stände ungern sahen und den Bewohnern viel zu schaffen machte. Es kam in Graz zwischen dem neugeworbenen kaiserlichen Kriegsvolk und dem steirischen Landaufgebot zu „continuierlichen Ungelegenheiten und Händeln“, ja selbst zu Todtschlägen, weshalb angeordnet wurde, die „Verquartierung der Völker in Vorstädten also fürzunehmen, dass die kaiserlichen und Aufbots-Knechte sovil möglich separiert und abgesondert bleiben.“ Als die Officiere des kaiserlichen Generals Albrecht von Wallenstein, welche in Innerösterreich Recrutengelder erheben sollten, statt Geld „Stöße“ bekamen, wusste dies der Statthalter Innerösterreichs, Fürst Hans Ulrich von Eggenberg, mit den Worten zu entschuldigen, dass „der steirische Wein dran mehr denn der böse Willen schuldig sein möchte“.

Im Jahre 1634 hatte die Regierung die Absicht, 50 Fähnlein Fußvolk nach Innerösterreich zu verlegen. Man hatte damals Ursache, das eigene Kriegsvolk fast wie einen Feind zu fürchten und meinte, dass durch diese Einquartierung „der ohne das hoch bedrängte und geängstigte Unterthan gänzlichen ruinieret und verderbt“ werde. Da aber gerade damals der oberste Feldherr des Kaisers, Herzog Albrecht von Wallenstein, Verrath übte, so erfolgte die Einquartierung nicht, aber der Kaiser stellte dafür eine neue Geldforderung und erzählte dabei den Verrath mit folgenden Worten: Es ist geschehen, dass „unser gewester Feldhauptmann, der von Friedland, wider uns und unser gesammtes Erzhaus einer höchst abscheulichen und greulichen Verräterei sich vermessen, indeme er unser Kriegsvolk mit allerhand meineidigen, auch unchristlichen

[1] Luschin v. Ebengreuth, Das lange Geld oder die Kipperzeit in Steiermark. Mitth. 38.

Mitteln wider uns aufzuwiglen und an sich zu hängen sich unterfangen und dadurch sowohl uns als unsere eigene Person als unser ganze angehörige Nachkommenschaft von Land und Land zu vertreiben, nach unserer Kron und Zepter zu greiffen, sich aller unserer Erbkönigreich und Länder zu bemächtigen und unter seiner Gewalt zu bringen tractiert und versucht hat." Diese Sache, sagt der Kaiser, zwinge ihn, von Steiermark 600.000 Gulden zu verlangen.

Da unmittelbar darauf Wallenstein ermordet wurde, so beschloss der Landtag, nichts zu bewilligen, da der Kaiser durch Wegnahme der Güter Wallensteins und seiner Anhänger ohnehin Geld genug haben müsse. Der Kaiser gab in seiner Antwort vom 16. März zu: „Und ist zwar nicht ohne, dass unser Volk die Principalen der jüngst angemassten abscheulichen Meineidigkeit und Verräterei bereits aus dem Weg geraumt und uns dadurch starke Confiscationsmittel zugefallen", aber dies reiche nicht zu und er müsse neuerdings die erwähnten Summen fordern. Nun gährte es aber damals unter dem Landvolke in Untersteiermark, worauf der Landtag aufmerksam machte. „Die Bauern in Untersteier", sagten sie, „reden windisch, und auch sonsten ist zwischen Deutschen und Windischen gleichsamb eine angeborne Antipathia und Widersinnigkeit erzeiget", die durch starke Geldforderungen verwahrt werden könnte. Aber der Landtag musste doch einen Theil der geforderten Summen bewilligen. Im Unterlande brach im Jahre 1635 wirklich ein Bauernaufstand aus.[1] Die Ursache waren die Gewaltthätigkeiten des Felix von Schrattenbach, der einst Kammerherr des Erzherzogs Ferdinand und dann steirischer Kriegsrath gewesen war und die Landesgerichtsherrschaft Osterwitz zwischen Franz und Trifail innehatte. Die Bewegung ergriff auch die Bauern anderer Herrschaften, so dass sich schließlich der Aufstand über das ganze Unterland ausbreitete und nach Krain hinübergriff. Die Regierung zog Mannschaft aus der windischen Grenze herbei, die unter ihrem Obersten, dem Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg,

[1] Mell, Der windische Bauernaufstand des Jahres 1635. Mitth. 44.

den Aufstand unterdrückte, nicht ohne selbst den Einwohnern großen Schaden zuzufügen. Die Klöster Oberburg, Geirach, Seiz und Studenitz und zahlreiche Herrschaften waren hart mitgenommen worden, aber auch die Stadt Cilli, wo die Grazer einquartiert waren, hatte viel gelitten. Die Strafen, zu welchen die gefangenen Rebellenführer verurtheilt wurden, waren verhältnismäßig mild; der Veranlasser dieses Aufstandes, Felix von Schrattenbach, kam aber ohne Strafe davon. Auch in späteren Jahren ereigneten sich in Untersteier Bauernunruhen.

5. Von steirischen Adelsfamilien.

Unter den Männern, welchen der Kaiser großen Einfluss auf seine Entschließungen gönnte, befand sich ein Steiermärker, Hans Ulrich von Eggenberg.[1] Er war der Sohn jenes Seifried, der das Eggenberger Stift den Ständen verkaufte, und im evangelischen Glauben erzogen. Als er aber am Hofe des jungen Erzherzogs Ferdinand Dienste nahm, wurde er katholisch. Im Jahre 1598 erhob ihn Kaiser Rudolf II. in den Freiherrnstand. Er erhielt sich dauernd in der Gunst Ferdinands und wurde, als dieser Kaiser geworden war, Director des Geheimen Rathes, Obersthofmeister und 1621 nach dem Tode Siegmunds von Herberstein auch Landeshauptmann von Steiermark, mit welchem Amte ein Gehalt von 1800 Gulden verbunden war. Er half dem Kaiser sehr oft aus Geldverlegenheiten und verstand es, sein Vermögen in ungewöhnlicher Weise zu vermehren. Er kaufte die Herrschaft Adelsberg in Krain; im Jahre 1622 schenkte ihm Ferdinand die durch den Tod Woks von Rosenberg erledigte Herrschaft Krumau mit den Städten Prachatitz und Nettolitz und mehreren Märkten, im ganzen mit 313 Ortschaften, einen Besitz, der an Ausdehnung das Gebiet manches Reichsfürsten übertraf. Kurz darauf wurde er in den

[1] Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Hans Ulrich Fürst von Eggenberg. Wien 1880.

Reichsfürstenstand erhoben, und 1628 wurde mit dem Besitz von Krumau die herzogliche Würde verbunden. Die Herrschaften Thal und Gösting bei Graz, Stübing, Wildon, Straß, Radkersburg, Pettau und viele andere in Steiermark und mehrere in Krain gelangten durch Kauf in seinen Besitz. Im Jahre 1625 gab ihm der Kaiser einen neuen Beweis seines Vertrauens, indem er ihn wegen seiner „erkannten ansehnlichen und stattlichen Vernunft, Fürsichtigkeit und Erfahrenheit“ zum Generalstatthalter von Innerösterreich ernannte. Als solcher bezog er von den drei Ländern einen Jahresgehalt von 12.000 Gulden, von denen Steiermark die Hälfte zahlte. Im Jahre 1633 war die freiherrliche Linie der Eggenberg im Mannesstamme ausgestorben, aber schon vorher war dem Fürsten Hans Ulrich die Herrschaft Ehrenhausen übergeben worden.

„Das Ansehen, welches der Fürst im Lande seiner Geburt genoss, war ein außerordentliches; seine Freunde und Verwandten waren stolz darauf, dass ein so großer Herr aus ihrer Mitte hervorgegangen war, und das Volk mochte wohl glauben, er sei so viel als Landesfürst, wenn es erfuhr, dass Gesandte von Kurfürsten und Herzogen zu ihm nach Graz entsendet wurden, oder wenn es durch Kanonenschläge und Gewehrsalven von der Ankunft des Fürsten Kenntnis erhielt.“

Mit des Kaisers General Wallenstein stand Eggenberg stets in freundschaftlichen Beziehungen. Das Endziel seiner Politik, die Kräftigung der Kaisergewalt durch ein mächtiges Österreich, war auch das der Politik Wallensteins in seinem ersten Feldzuge. Durch diese beiden Männer, welche die Geschicke Österreichs und Deutschlands eine kurze Zeit leiteten, stieg Kaiser Ferdinand II. zu großer Machtfülle empor. Aber beide Männer hatten Feinde und Neider, und Eggenberg war nicht imstande, die Absetzung Wallensteins im Jahre 1630 zu verhüten.

Als nach der Landung des Schwedenkönigs Gustav Adolf auf deutschem Boden das Ansehen des Kaisers immer mehr sank, war es Eggenberg, der den grollenden Wallenstein bewog, für den

Kaiser ein Heer zu werben und nachher auch den Oberbefehl zu übernehmen. Gustav Adolf fiel zwar in der Schlacht bei Lützen, aber Wallenstein zog sich nach Böhmen zurück, worauf Wallensteins zweideutige Handlungsweise ihren Anfang nahm, die im Jahre 1634 zu seiner Ermordung führte. In demselben Jahre wurde auch der einflussreiche Minister seines Dienstes entlassen; er begab sich nach Graz und von da nach Laibach, wo er im October 1634, also acht Monate nach der Ermordung Wallensteins, aus dem Leben schied. Noch bei seinen Lebzeiten war das Gerücht entstanden, er sei in die Wallenstein'sche Verschwörung verwickelt gewesen. Dies war eine böswillige Erfindung, der auch der Kaiser entgegentrat.

Dem Sohn des ersten Fürsten von Eggenberg, Johann Anton, gelang es, eine Prinzessin aus einem alten Regentenhause als Gemahlin heimzuführen und so seinem Geschlechte einen neuen Glanz zu verleihen. Dies war Anna Maria, die Tochter des Markgrafen Christian von Brandenburg-Baireuth. Sie gehörte dem evangelischen Glauben an und erhielt das Versprechen, dass ihr in der Ausübung ihres Glaubensbekenntnisses kein Hindernis werde in den Weg gelegt werden. Als sie aber nach Graz kam, wurde sie gezwungen, ihr evangelisches Gefolge zu entlassen. Für den Fürsten Johann Anton bildete die Regierung gegen eine sehr hohe Entschädigung aus der Hauptmannschaft Gradisca und dem Gebiete von Aquileja eine gefürstete Grafschaft und überließ sie ihm mit voller Landeshoheit und Gerichtsbarkeit auf die Dauer des Mannsstammes. Als gefürsteter Graf zu Gradisca wurde Johann Anton deutscher Reichsstand und unter die Stände des ersten Kreises aufgenommen. Nach seinem Tode lebte seine Witwe zuerst in Graz, dann begab sie sich nach Ödenburg, wo es viele Protestanten gab. Ihre Söhne theilten im Jahre 1665 den großen Eggenberg'schen Besitz und gründeten zwei Linien: die böhmische, welche im Jahre 1710, und die steirische, die im Jahre 1717 im Mannsstamme ausstarb. Die gefürstete Grafschaft Gradisca fiel an den Kaiser heim; Erbe des Herzogthums Krumau wurde Fürst Adam

Franz zu Schwarzenberg, und die Güter der steirischen Linie erbten die gräflichen Familien Herberstein und Leslie.

Die Familie Schwarzenberg, welche nachmals als Erbin der Eggenberg auftrat, ist eben durch den Fürsten Hans Ulrich zur Bedeutung gekommen. Dies hängt mit der merkwürdigen Frau Anna Neumann von Wasserleonburg zusammen.[1] Ein Mitglied der bäuerlichen Familie Neumann, die dem Geschlechte der Teuffenbach in Obersteier unterthänig war, ließ sich in Weitensfeld in Kärnten nieder, und andere erschienen dann in der Hauptstadt Villach. Wilhelm Neumann gelangte durch eine Heirat in den Besitz von Antheilen an dem eben entdeckten Quecksilberbergwerk Idria, den er vergrößerte, so dass er daraus großen Nutzen zog. Er kaufte Gülten, Bauerngüter und 1522 von den drei Söhnen des Freiherrn von Ungnad die Herrschaft Wasserleonburg am südlichen Abhang des Dobratsch. Nach seinem Tode kaufte seine Witwe Güter im Gailthal, so dass ihre Tochter Anna eine reiche Erbin war.

Sie heiratete 1557 den Freiherrn Johann Jakob von Thannhausen aus einem salzburgischen Geschlechte, der jedoch schon nach drei Jahren starb. Während dieser kurzen Ehe starben die vier Brüder der jungen Frau, die im Jahre 1565 in zweiter Ehe sich mit Christoph Herrn zu Liechtenstein-Murau, einem Nachkommen des Minnesängers Ulrich, verband. Dieser Liechtenstein war aber sammt seinen fünf Brüdern so verschuldet, dass ihnen die junge Frau die Herrschaft Murau abkaufte; sie nannte sich von jetzt an Herrin von Murau. Nachdem ihr Gemahl 1580 gestorben war, heiratete sie den Freiherrn Ludwig Ungnad von Sonneck, den Sohn des ehemaligen Landeshauptmannes von Steiermark, Hans Ungnad. Auch dieser dritte Ehemann der ehemaligen Bürgerstochter war reich an Schulden, und seine Frau hielt ihn knapp, ließ ihm aber eine theure Marmorplatte auf seine Gruft legen, nachdem er aus dem Leben geschieden war. Nach wenigen Trauerjahren schritt

[1] Leopold von Beckh-Widmanstetter, Studien an den Grabstätten alter Geschlechter der Steiermark und Kärntens. Berlin 1877—78.

Anna zur vierten Ehe. Der neue Gemahl war der Freiherr Karl von Teuffenbach, der 25 Jahre mit seiner Frau verbunden war, welche Zeit diese zum Ankauf vieler Güter und Gülten benützte. Als auch der Freiherr von Teuffenbach gestorben war, stand Frau Anna, die jetzt 76 Jahre alt war, mit ihrem Reichthum wieder allein da; die zwei Töchter, die sie hatte und von denen eine mit dem Freiherrn Christoph von Auersperg vermählt gewesen war, waren ohne Erben gestorben. Daher nahm sich die alte Dame den fünften Gemahl, den dreißigjährigen, kränklichen Ferdinand Salamanca Grafen von Ortenburg, dem sie ebenfalls manche Summen vorstrecken musste. Er starb 1616, so dass die zweiundachtzigjährige Witwe im Jahre 1617 zum sechstenmal vor den Traualtar treten konnte. Ihr neuer Gemahl war Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg aus der bairischen Linie dieses Hauses.

Diese Ehe war durch die Vermittlung des Fürsten Johann Ulrich von Eggenberg zustande gekommen, der dem talentvollen, aber mit Glücksgütern nur mäßig versehenen jungen Mann eine glänzende Zukunft sichern wollte. Seine Frau verschrieb ihm 1617 die Herrschaft Murau mit allem Zugehör. Er wurde von Ferdinand II. zu wichtigen diplomatischen Sendungen verwendet und trat im dreißigjährigen Kriege auch als Heerführer auf. Seine Frau starb 1623 im 89. Lebensjahre. Sie war protestantisch geblieben und deshalb verbot der Erzbischof von Salzburg ihre Beisetzung in der Murauer Stadtpfarrkirche, wo sie an der Seite ihrer fünf Ehegatten geruht hätte; daher wurde sie in der Elisabeth-Spitalskirche bestattet. Groß war die Zahl der vornehmen Gäste, die sich zu diesem Leichenbegängnisse einfanden, ungeheuer der Zulauf des Volkes. Fünfeinhalbtausend Gulden beanspruchte diese Bestattung; eintausend Gulden kosteten allein die verschiedenen Tücher von Sammt, Atlas, Taffet und die viele Leinwand, die man brauchte. Der Witwer baute Schloss Murau in der heutigen Gestalt um, heiratete wieder, hinterließ aber keinen Erben, so dass seine Güter an die niederländische oder Gimborn'sche Linie der

Schwarzenberg fielen, die noch jetzt blüht. Johann Adolf Fürst zu Schwarzenberg, welcher erbte, und seine Nachkommen erwarben immer neue Güter in Steiermark und Böhmen dazu und beerbten endlich auch die Eggenberg. Die Fürsten Schwarzenberg besitzen jetzt in Steiermark u. a. Murau, Frauenburg, Goppelsbach, Katsch, Möderbruck, Oberzeiring, Schrattenberg.

In dieser Zeit und in den folgenden Jahrhunderten zeichneten sich verschiedene Mitglieder schon früher genannter Adelsfamilien sowie mehrerer anderer im Kriege wie in Staatsgeschäften in hervorragender Weise aus. Von einigen soll hier kurz berichtet werden.

Wann die Teuffenbach im Bezirke Neumarkt ansässig wurden, ist unbekannt; jedenfalls gehören sie zu dem ältesten Adel. Ihre Stammburg ist Altteuffenbach. Man nimmt an, dass sie im Lehensverhältnisse zu den Herren von Stadeck standen, die in der Gegend von Teuffenbach begütert waren. Vom dreizehnten Jahrhundert angefangen sind die Namen und die Abstammung aller Mitglieder dieses Geschlechtes bekannt. Hartmann war im Jahre 1362 Landesverweser von Steiermark, 1366 Burggraf in Fürstenfeld und erwarb durch Kauf viele Güter in und außer dem Lande, darunter 1377 auch die Herrschaft Mayrhofen. Von den zwei Linien: Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßweg (bei Knittelfeld) und Teuffenbach-Mayrhofen starb die letztere gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus. Dieser Linie gehörte der kaiserliche Feldmarschall Freiherr Rudolf an, der im dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielte.

In welchem der drei Länder Niederösterreich, Steiermark und Tirol die Familie Trauttmansdorff ursprünglich ansässig war, lässt sich nicht sagen. In diesen drei Ländern bestanden Burgen dieses Namens; die steirische lag bei Gleichenberg. Mitglieder dieser Familie nahmen schon an der Marchfeldschlacht und dann an der Schlacht bei Mühldorf theil.

Eva von Trauttmansdorff, die Tochter des letzten Sprossen der älteren steirischen Linie, Medard, heiratete 1566 den Hof-

kriegsrathspräsidenten Hans Friedrich von Trauttmansdorff von der österreichischen Linie; dieser kaufte die Feste Gleichenberg, welche der Wohnort seiner Familie wurde. Sein Sohn Maximilian, geboren im Jahre 1584 auf dem Schlosse Gleichenberg, wurde ein berühmter Staatsmann; er schloss den westfälischen Frieden ab. Im Jahre 1622 war er mit seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben worden. Er besaß auch Güter in Böhmen, und in Steiermark außer Trauttmansdorff und Gleichenberg noch Negau und Burgau. Von seinen sieben Söhnen trat einer in den geistlichen Stand, ein zweiter wurde Malteserritter; für die übrigen fünf gründete er ebensoviele Fideicommisse, zwei in Böhmen und drei in Steiermark.

Die böhmische Linie erlangte im Jahre 1805 den Reichsfürstentitel.

Die Windischgrätz erheben den Anspruch, von Weriand von Graz abzustammen, welcher ein Sohn des Markgrafen Ulrich von Kärnten und seiner Gemahlin Sophie, einer ungarischen Prinzessin, war. Ulrich stammte aus der thüringischen Edelfamilie Weimar-Orlamünde. Weriand war Besitzer der Herrschaft Windischgrätz, die er verlor; sie war um 1170 im Besitze der Grafen von Andechs, als deren Ministerialen die Windischgrätzer erscheinen, und gieng 1251 in den Besitz des Patriachats von Aquileja über. Auch vom Patriarchate hatten die „Windischgrazer" Lehen inne und waren demnach Dienstleute, Beamte der Patriarchen. Ein Hermann von Windischgraz war im Jahre 1271 Bürger von Graz, ein anderer verwaltete 1314 das Amt eines Stadtrichters in Graz ein Konrad von Windischgraz war 1323 Stellvertreter des steirischen Landeshauptmannes Ulrich von Wallsee.

Im Jahre 1551 wurde dieses Geschlecht in den Freiherrnstand und 1557 eine Linie desselben in den Grafenstand erhoben. Im Jahre 1804 erlangte es die Fürstenkrone. Die Windischgrätz bekleiden seit 1565 das Erbstallmeisteramt und besitzen im Lande Gonobitz, Oberrohitsch, Oplotnitz, Seiz, Stermoll und Wisell.

Die Wurmbrand erscheinen um 1194 als freies Geschlecht zu Stuppach bei Gloggnitz in der Mark Pitten. Im Jahre 1400 vermählte sich Lorenz von Wurmbrand mit Katharina, der Tochter des Truchsess Friedrich von Emerberg, wodurch später das Oberst-Erblandküchenmeisteramt des Herzogthums Steiermark an die Familie Wurmbrand kam. Melchior der ältere erwarb 1518 den Freiherrnstand; Melchiors Sohn Matthias vermählte sich mit Sibylle, der Erbtochter des steirischen Geschlechtes der Zebinger, und erhielt dadurch die in Oststeier gelegenen Güter dieses Hauses. Zwei Söhne des Matthias, Ehrenreich und Rudolf, sind die Gründer zweier Hauptlinien, der österreichischen und der steirischen. Ehrenreichs Sohn Johann Ehrenreich erlangte mit seinen Vettern von der steirischen Linie Georg Andreas und Wolf Friedrich im Jahre 1682 den erblichen Grafenstand.

Unter den Mitgliedern der österreichischen Linie ragen zwei hervor. Melchior der jüngere trat im dreißigjährigen Kriege in schwedische Dienste, wurde als Feldoberst Gustav Adolfs Gouverneur von Donauwörth und Lauingen und erhielt Juletta in Schweden, wo er Versuche mit einer anderen Art der Herstellung von Geschützen anstellte. Er war auch Besitzer von Blomberg im Elsass und Ottobeuern in Schwaben. Johann Wilhelm von Wurmbrand (1670—1750) war seit 1697 Reichshofrath, 1722 Vicepräsident, 1728 Präsident dieses höchsten kaiserlichen Gerichtshofes, nahm als solcher und als Mitglied des geheimen Rathes auch an der Leitung der österreichischen und Reichs-Politik Antheil und machte sich außerdem als Genealog durch das Werk Collectanea genealogico-historica rühmlich bekannt.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erwarb die österreichische Linie, deren Hauptbesitz gegenwärtig die Fideicommissgüter Steyersberg bei Neunkirchen und Stickelberg im Wechselgebiete bilden, mit dem Schlosse Ankenstein neuen Besitz in Steiermark. Dieses gehörte zuerst dem Reichsgrafen Ferdinand, der lange Zeit die Stelle eines Obersthofmeisters bei dem Erzherzog Franz

Karl bekleidete, und gieng dann auf dessen Sohn Gundaker, den jetzigen Landeshauptmann, über, der als Staatsmann und wissenschaftlicher Forscher seinem Ahnherrn Johann Wilhelm nachstrebt.

IV. Innere und Culturzustände.

1. Sittenzustände.

In den Zeiten politischer und religiöser Kämpfe macht sich gewöhnlich eine Lockerung und Missachtung der sittlichen Ordnung bemerkbar. Das sechzehnte Jahrhundert war eine Zeit des Kampfes, und die gleichzeitigen Schriftsteller entwerfen daher ein trauriges Bild von der Roheit und Unduldsamkeit der Angehörigen aller Stände, und berichten viel von den lockeren Ansichten über Sitte und Anstand. Aber dabei darf man nicht vergessen, dass eben beide Parteien bestrebt sind, die Fehler und Gebrechen ihrer Gegner recht stark in den Vordergrund zu stellen. Wer ohne Vorurtheil die Zeitberichte prüft, wird doch erkennen, dass es bei beiden Religionsparteien viele ehrenwerte, glaubensinnige Männer von ehrbarem Wandel gab, und dass auch diese bewegten Zeiten viele Beispiele von Edelmuth, echter Religiosität und zarter Aufopferung aufweisen.

Einige polizeiliche Anordnungen haben wir aus dem Jahre 1530. „Hört und lost", heißt es in einer derselben, „der kuniglichen Majestät, unseres gnädigsten Herrn und Landesfürsten ernstlicher Befelch ist, dass in ihrer kuniglichen Majestät Landen niemand, wer er sei, bei Gottes, unsers Erlösers und Seligmachers heiligem Namen, sowie heiligen und bitteren Leiden, Martern noch Gliedern furder nit mehr schwören noch fluchen, auch keiner dem andern mehr zutrinken, noch ander dergleichen bös Laster treiben noch gestatten solle.

Es sollen auch die Wirt, Burger und Inwohner in ihren Häusern nicht spielen noch offen Tanz halten lassen, auch bei nächtlicher Weil über die verboten Zeit niemand sitzen noch trinken lassen.

Es soll auch niemand bei nächtlicher Weil über die gewöhnliche Zeit ohne ehrhafte Not (d. h. ohne begründete Ursache) auf der Gassen wandlen, sich auch keiner mit ungestümem Geschrei, unverschambten Gesang, Rumor oder Aufruhr hören noch betreten lassen."

Diese Anordnungen schließen mit den Worten: „Das sag einer dem andern."

Von der Rauflust des sechzehnten Jahrhunderts meldet die Rumortafel, die schon erwähnt worden ist. Noch größere Unsicherheit herrschte auf dem flachen Lande, wo die Bauern oft schutzlos angeworbenen oder abgedankten Landsknechten und anderem liederlichen Volk preisgegeben waren. Es gab Leute, die mit Trommeln und Pfeifen in den Dörfern umherzogen und auf Kosten der Bauern lebten. Im Jahre 1589 ergieng es den Bauern in der Judenburger Gegend schlimm. Sie erzählten jammernd dem Landprofosen, der auf solche Landstreicher zu fahnden hatte, wie sie von den durchziehenden Knechten „schwerlich und höchlich bedrangt würden. Ob man ihnen schon Hilfgeld gern und gutwillig hat geben wöllen, haben sie doch damit nit wöllen ersättiget sein, sondern haben ihnen Thaler und Kronen geben müssen, darzu ihnen all ihr Geld mit Gewalt genommen, daneben allerlei Mutwillen getrieben, die Thür und Fenster eingestößen, ihnen die Rappiere und Büchsen ans Herz gesetzt". Auch dem Landprofosen machten diese Leute viel Verdruß, er verfolgte sie, aber sie entwichen ihm, und wenn er in einen Ort kam, wo sie früher gehaust hatten, hat er gewöhnlich „keinen mehr erfragen mögen".[1]

Ein protestantischer Prediger berichtet tadelnd von „dem greulichen Pracht und Stolz, so jetzunder nit allein in Schwang gehet, sondern auch von Tag zu Tag zunimbt und wächst, dass man schier keinen Stand vor dem andern in der Kleidung erkennen kann. Und wird es nit abgestellt, so glaub ich nit, dass man ein Fürsten oder Fürstin von geringeren Ständen auf die letzt erkennen

[1] Landesgendarmerie im sechzehnten Jahrh. J. v. Zahns St. Geschichtsblätter II, 235 ff. — Landprofosen in J. v. Zahns Styriaca II.

möcht, sie giengen dann in lauter fein Gold und dem aller köstlichsten Edelgestein daher. Man kann sich heutigs Tags nit genug mutzen und herausstreichen, es muss alles auf das köstlichist zugehen, es muss aintweder alles übernät und seltsam verbrämbt oder sunst zerstückelt, zerstochen, zerhaut, zerfleischt und schändlich zerlumbt sein, dass manniches Kleid meines Erachtens von einem Schneider für die Arbeit so viel oder mehr kostet, man hätt vor Zeiten wol drei oder vier darumb machen lassen mögen. Ist auch nit genug davon zu sagen, was für unsäglicher großer Unkosten aufgehet. Da muss alles von Seiden, Sammet, Silber und Gold, Perlein und Edelgestein auf das allerteurest und kostlichest zugericht sein, und ist zu besorgen, man werde baldt Schneider aus fremden Nationen und Landen mit der Waar müssen herausbringen, die solche teure Materi auf anderer, hoffärtiger Landart besser zuzurichten wissen, es muss doch jetzt alles wälsch und spanisch sein."

Auch in den Tafelfreuden wurde kein Maß gehalten. „Es müssen die Tisch so voller Trachten (Gerichte) stehen, dass sich davor niemand regen kann, und soll man also fortfahren, so werden die jetzigen Tisch auf die letzt zu klein werden, man wird größere machen müssen. Man läst sich an dem Essen nit vergnügen, so man in dem Land bekumet, es muss aus frembden Landen mit gar ungroßen Unkosten gebracht und meistentheils unnütz verzehret werden. Also auch mit dem Getrank. Der allmächtig Gott hat diesem Land guet Getrank und Wein geben, solt man aber nit allweg fünf- oder sechserlei Wein aus frembden Landen zur Verschwendung und zum Volltrinken haben, so meinet man, es wäre übel zugangen. Armer Leute Pracht währet nit lang; man verschwendet auf einer Hochzeit oft so viel, dass man lang darnach dran zu zahlen hat."

Im Jahre 1574 erließ Karl II. ein Criminal-Gesetzbuch mit dem Titel: „Des löblichen Fürstenthums Steyer Landt- und peinliche Gerichts-Ordnung." Es stimmt im wesentlichen mit der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. (der Carolina) über-

ein und besteht aus drei Theilen: der erste handelt von dem, was „malefizisch" ist, d. h. wodurch das Leben verwirkt wird. Der zweite Theil ist die Gerichtsordnung, der dritte handelt von den Vergehen, die mit Geldstrafen belegt werden.

Im Jahre 1577 erschien die „Ordnung guter Polizey".[1] In der Einleitung wird erklärt, dass „Gott der allmächtige billig hoch erzürnt sey über die unmäßig überhandgenommenen Laster der Gotteslästerung, des Zutrinkens, Völlerey, übermäßiger Kleiderpracht u. s. w. und ohne alle Zweifel deswegen im gerechten Zorne der gemeinen Christenheit Erbfeind den Türken mit seinem gräulichen Wüthen und Tyrannisieren verhängt habe, wie leider am Tage vor Augen liege". Dieses Gesetz enthält auch eine Kleiderordnung. „Die unordentliche Köstlichkeit der Kleidung" erzeugt, so wird betont, Hochmuth, Ärgernis und Verarmung. Den Bischöfen wird eingeschärft, ihre Geistlichen zu einer ihrem Stande angemessenen Kleidung zu verhalten. Den Bauern wird verboten, Gold und Silber zu tragen und Seidenstoffe und feineres Pelzwerk zu verwenden. Den gewöhnlichen Bürgern sind zwei Ringe mit oder ohne Edelsteine, jedoch nicht über zehn Gulden im Werte, gestattet. Die Bürger vom Rath und von altem Geschlechte, Advocaten und Kanzleiverwandte dürfen zu ihren Kleidern Tuch verwenden, von dem die Elle zwei Gulden kostet, und Schmuck im Werte von dreißig Gulden tragen. Die Doctoren werden dem Adel gleichgestellt und sind wie dieser in Kleidung und Schmuck ziemlich unbeschränkt. Doch werden von den Adeligen, die sich nicht von Renten und Gülten ernähren, jene unterschieden, welche „sich Kaufmannshändel oder burgerlichen Handtirungen gebrauchen". Es ist besonders hervorzuheben, dass alle „geschmelzte Arbeit, darbey dann großer Betrug", ferner silbernes und vergoldetes Geschirr, das außer Landes gemacht wird, einzuführen und zu tragen untersagt wird.

Sonderbar mag es erscheinen, dass besonders die Frauen ermahnt werden, in der Kirche nur mit ehrbaren, und langen

[1] Gedruckt zu Augsburg bei Michael Manger.

Kleidern zu erscheinen, damit zwischen dem „Kirchgang und andern weltlichen Versamblungen ein billicher Unterschied gesehen werde". Die Schneider erhalten bei der Strafe der Ausweisung den Befehl, die Kleider dieser Ordnung entsprechend zu machen.

Das Gesetzbuch schränkt auch den übermäßigen Aufwand bei Hochzeiten, Kindstaufen und Festen ein, verbietet den Wirten, die Gäste zu überhalten, trifft Anordnungen bezüglich der Waisen und der Vormünder, bezüglich Verschwender und solcher, die „fürsetzlich fallieren", bezüglich des „Fürkaufs", der Ärzte, des Gesindes, der Bettler und des „ledigen gemeinen Gesindels, so ohne ordentliche Erlaubnuss auf dem Landt laufft".

Ein gewöhnlicher Haushalt kostete um das Jahr 1600 in Graz, das etwa 12.000 Einwohner hatte, ungefähr 200 Gulden; die Professoren der Stiftsschule bezogen einen Gehalt von 200 bis 300 Gulden. Im gewöhnlichen Leben wurde nach rheinischer Währung gerechnet, d. i. nach Gulden, Schillingen, Pfenningen, später auch nach Kreuzern. Ein Gulden war gleich einem Pfund Pfenningen oder 8 Schillingen oder 240 Pfenningen. Er hatte 60 Kreuzer, ein Kreuzer 4 Pfenninge. Für eine einfache Wohnung zahlte man eine Jahresmiete von 20 Gulden, ein Pfund Rindfleisch kostete zwei Kreuzer; zum Frühmahl aß man um einen Kreuzer Kraut, zum Nachtmahl Kraut oder Rüben. Man bedurfte alle 14 Tagen eine Klafter Holz um einen Gulden 15 Kreuzer, und alle Wochen ein Pfund Kerzen zu sechs Kreuzern. Ein Paar Schuhe bezahlte man mit 26 Kreuzer, aber sie waren so schlecht, dass man monatlich ein Paar nöthig hatte. In Leoben wurde im Jahre 1548 beschlossen, den Fleischhackern wöchentlich das Fleisch zu schätzen; das Schaffleisch kostete 4, das Kastraunenfleisch (Hammelfleisch) 5, das gute Rindfleisch 6 Pfenninge per Pfund.

2. Industrie und Kunst.

Die wälsche Art, von der oben die Rede war, stammte von der engen Verbindung des Hofes mit Italien und den Wälschen,

die gerade im sechzehnten Jahrhundert in großer Zahl nach Steiermark kamen.[1] Sie kamen als Baumeister, Bildhauer und Maler, als Maurer und Ziegelbrenner, als Ärzte und Kaufleute, als Musiker und Tanzlehrer. Sie erschienen nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in kleinen Städten und Märkten, erwarben Grundbesitz und wurden Bürger des Landes oder wanderten mit ihrem Erwerb wieder in die Heimat. Es kamen auch italienische Adelige herbei und manche Italiener wurden geadelt. Die Paar wurden Erblandpostmeister in Steiermark, Herren in Hartberg, und nachher in den Fürstenstand erhoben.

Erzherzog Karl zog den Jakob Adam Attems als Obersthofmeister und Erzieher seines Sohnes Ferdinand an seinen Hof, Johann Adams Sohn Hermann wurde mit seinen Vettern in den Freiherrenstand mit dem Prädicate „von Heiligenkreuz" und dessen Witwe Ursula, geborene Freiin von Breuner, mit ihren Söhnen 1630 in den Reichsgrafenstand erhoben. Zahlreiche Güter in Steiermark erwarb Ignaz Maria Attems, der das Palais in der Sackstraße erbaute und 1732 starb. Die Attems waren in alter Zeit aus Franken nach Friaul gekommen und kamen über Görz in ein deutsches Land zurück; sie bekleiden das Erbkämmereramt, blühen in mehreren Linien und besitzen Lindberg, Gösting, Spielfeld, Wurmberg, Burg Windisch-Feistritz, Rann u. a. Güter. Auch die Moscon stammen aus Italien.

Die meisten Italiener waren fleißige Arbeiter und belebten Gewerbe und Industrie, Handel und Wandel. Die Regierung Karls II. und Ferdinands unterstützte die Gewerbe und begünstigte das Aufkommen neuer Unternehmungen. Bis dahin war Steiermark von Venedig mit Glas versehen worden; um von dieser Republik unabhängig zu werden, begann man im Lande selbst Glas zu erzeugen, und wahrscheinlich waren die ersten Glasmacher Italiener. Im Jahre 1570 lebte in Kapfenberg der Glasmacher und Seifensieder Galeazzo Reini, der in Thörl Papiermühlen besaß, und Peter

[1] Vgl. den schönen Aufsatz von J. v. Zahn, „Wälsche Gäste" in Styriaca I.

de Rossi bewarb sich um die Bewilligung, in Steiermark eine Glashütte anlegen zu dürfen. Im Jahre 1580 errichtete Valentin Römer eine solche auf dem Gebiete des Stiftes Neuberg im Mürzthale, eine andere bestand bei Spital am Semmering, und bald darauf wird wohl die auf der Koralpe, zu Gressenberg in der Herrschaft Schwanberg ins Leben gerufen worden sein.[1]

Was die Renaissance in Steiermark Schönes geschaffen hat, ist durch den Adel veranlasst worden, aber die Baumeister sind Wälsche gewesen.

Die Hauptleistung des Domenico de Lalio ist das Landhaus in Graz.[2] Die steirischen Stände hatten, wie schon angedeutet, 1494 von einem Bürger ein Haus in der Herrengasse gekauft, das auch eine Kapelle enthielt, und in dem sie ihre Zusammenkünfte halten und ihre Schreibstube unterbringen konnten. Dieses Haus hieß daher die Kanzlei. Mit der Zeit erwarben sie auch die angrenzenden Häuser. Zuerst ließen die Stände jenen Theil umbauen, der seine Front gegen die Schmiedgasse kehrt. Hier befindet sich der sogenannte Rittersaal, der mit den Wappen der vier innerösterreichischen Länder Steiermark, Kärnten, Krain und Görz, der Verordneten und des gesammten steirischen Adels geschmückt war. Im Jahre 1558 begann de Lalio den Bau des Landhauses, den er selbst bis zu seinem Tode im Jahre 1563 führte, worauf ihn seine Schüler im folgenden Jahre vollendeten. Der Palast ist eines der schönsten Werke der Renaissance in Österreich. Die Façade ist sehr einfach und nur durch die Stockwerksgesimse und die Architektur der geköppelten Rundfenster gegliedert. Die Hofarchitektur zeigt drei übereinander ruhende Pilasterhallen. Die Säle und Hallen des Bauwerkes hatten bemalte Decken, die Thüren waren mit Wappen und Schnitzereien geziert, die Fenster bestanden aus Butzenscheiben

---

[1] V. Pogatschnigg, Beiträge zur Geschichte der steirischen Glasindustrie. In dem Berichte der k. k. Gewerbeinspectoren im Jahre 1893. Wien 1894. (Bericht über den IV. Aufsichtsbezirk.)

[2] Wastler und v. Zahn, Das Landhaus von Graz. Wien 1890.

mit Wappen in Glasmalerei. Die großen Thonöfen waren emailliert und selbst die Wasserspeier künstlerisch ausgeführt. Von diesen Arbeiten, welche deutsche Handwerker ausführten, sind nur die prächtigen Wasserspeier der Dachrinnen erhalten.

Nach Vollendung des Landhauses trat der Festungsbaumeister Francesco Marmoro de Pone und nach einigen Jahren auch sein Bruder Antonio in den Dienst der Landschaft. Ihr Name lautet in den Schriftstücken immer Marbl, und so schrieben sie sich später auch selbst. Franz Marbl begann den Umbau des Eggenberger Stiftes zur Stiftsschule, und Anton Marbl war 1577 beim Bau des Badehauses in Tobl und dann auch bei der Stiftskirche beschäftigt. Einen neuen Auftrag erhielt Anton Marbl im Jahre 1581. Die Stände hatten nämlich die Absicht, das Landhaus zu vergrößern; sie kauften das an dieses grenzende Haus in der Herrengasse, ließen es niederreißen und durch Marbl einen Bau aufführen, der als Fortsetzung des von de Lalio aufgeführten Hauptbaues erscheint; er war 1584 vollendet und zeigt vier Doppelfenster in der Herrengasse und zwei Arkaden im Hofe. Die Kapelle mit der Hoftreppe entstand erst im Jahre 1630.

An das Landhaus schloss sich schon nach einigen Jahren das Zeughaus. Es ist selbstverständlich, dass in Graz seit alten Zeiten sowohl der Landesherr, als auch die Bürger und die Stände Waffensammlungen, Zeughäuser oder Rüstkammern hatten. Das landesfürstliche Zeughaus befand sich bei der Burg, die Waffen der Bürgerschaft wurden an verschiedenen Orten aufbewahrt: nahe an den Ringmauerthürmen an der Murseite nächst der Franciscanerkirche und unweit dem Rathhause am Markte. Eine landschaftliche Zeughüte bestand vielleicht in der hinteren Schmiedgasse (jetzt Raubergasse) in der Nähe des Reckthurmes und der Folterkammer des Stadtgerichtes. Ein Theil der Waffen wurde nachher im neuen Landhause untergebracht, und zwar in einer Reihe von Kammern im Dachboden und auch zu ebener Erde; außerdem wurde eine Zeughütte im sogenannten Rauberhof an der Ring-

mauer erbaut. So waren viele Waffen in einem engen Raum beisammen. Im Jahre 1632 berichtet der Reiseschriftsteller Martin Zeiller folgendermaßen: „So haben auch die hochlöblichen Landstände in deren ansehnlich erbautem Landhaus, in der Herrengasse gelegen, ein Zeughaus, welches mit groben Stücken, Rüstungen und Munition zimblich versehen; aber schad ist es, dass alles so eng beysamen sein und übereinander liegen muss.“

Im Jahre 1639 beschlossen die Stände den Bau eines selbständigen Zeughauses.[1] Sie kauften das dem Landhause benachbarte Haus, ließen durch den Bauschreiber (etwa Baudirector) Adam Wundegger von und zu Wundegg einen Plan oder wie man damals sagte, ein Modell ausarbeiten und ihn durch den Baumeister Antonio Sollar ausführen. Der Bau war 1644 vollendet. In zwei Nischen neben dem Rundbogenportal sind die Gestalten der Kriegsgötter Mars und Bellona als Wächter des waffenstrotzenden Hauses aufgestellt. Das Zeughaus schloss sich nicht an das Landhaus an; daher führte Hans Mamolo im Jahre 1645 zwischen den beiden Häusern zwei Schwibbogen aus, auf welchen die Verbindung beider Bauwerke hergestellt wurde. Das Thor ist dem Thore des Zeughauses ähnlich, die Fenster sind denen des Landhauses nachgebildet.

Damit war der Landhausbau abgeschlossen, der sich in seiner ursprünglichen Gestalt bis auf unsere Tage erhalten hat. Auch das Innere des Zeughauses ist geblieben, wie es war; denn mit Ausnahme der Geschütze, von denen ein Theil nach Wien kam, ein anderer an die Regierung Neapels verkauft wurde, sind die Waffen und Rüstungen noch immer so aufgestellt, wie sie um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bereitgelegt worden waren, um das Aufgebot des Landes bewaffnen zu können, wenn Gefahr drohte. Ein derartiges Zeughaus besteht sonst nirgends in der Welt. Eine Beschreibung aus dem Jahre 1782 lässt sich also vernehmen:

[1] Das Landes-Zeughaus in Graz. Leipzig 1880. — K. Lacher, Das Landes-Zeughaus in Graz. Kunstbeiträge aus Steiermark. II.

„Das landschaftliche Zeughaus ist wegen der schönen Alterthümer merkwürdig zu sehen. In dem Gange zu ebener Erde ist das große Geschütze und die dazu gehörige große Werkzeuge. In den Gängen des ersten, zweyten und dritten Stockwerkes sind Flinten, Pistolen, Degen, Säbel, Bajonete, Pikelhauben, Harnische und Panzerhemden zu sehen; weiters werden hier die aufgerichtete ganze Harnische jener alten Helden, die sich um Steyermark berühmt gemacht, verwahret, die theils aus blankem Stahl nach alter Art künstlich gearbeitet, theils hellblau, und an der Brust ihre Namen mit goldenen Buchstaben eingeäzet haben. Nebst diesen sind viele türkische Waffen und endlich jene noch von dem grauen Alterthum zu sehen, so unsere riesenmäßige Voreltern getragen. Hier kommen besonders zu bemerken die Streitkolben, die Morgensterne, die wegen ihre Größe und Schwere jedermann in Erstaunen setzen, die ungemein große Schlachtschwerdter, und endlich eine Menge eiserne langlichte Schilder. Alle diese merkwürdige Waffen, so die alten mit einer Hand beweget haben, übersteigen unsere heutige Mannskräfte, weil selbe mit aller Mühe und äußerster Anspannung mit beyden Händen kaum gehoben werden können.“

Das Landeszeughaus enthält etwa 30.000 Stücke, theils auswärtige, theils einheimische Arbeit. Am meisten lieferten Nürnberg und Augsburg; die wichtigsten inländischen Orte, welche Handfeuerwaffen erzeugten, waren Graz, Göß, Judenburg, Kapfenberg, Liezen, Mürzzuschlag, Pöllau, Rottenmann, Schladming, Stainz, Voitsberg, Veitsch und Weiz.

Im Renaissancestile sind dann auch außerhalb Graz Bauten aufgeführt worden: das Schloss Ratmannsdorf in Weiz 1555 vielleicht von de Lalio selbst, die Hofpartie des Schlosses Hollenegg, die Schlösser Pernegg, Thannhausen bei Weiz, Strechau, Murau u. a. Auf einen deutschen Baumeister läst Schloss Gleinstätten schließen, das im Viereck erbaut ist und vier Eckthürme zeigt, von denen zwei rund und zwei achteckig sind. Vom Bau des Lustschlosses Karlau in Graz und des Jagdschlosses

Tobel war schon die Rede. In Graz entstand im Jahre 1588 noch der Glockenthurm auf dem Schlossberge.

Im Jahre 1630 begann der Neubau des Schlosses Eggenberg bei Graz, dessen Baumeister die Italiener Pietro Valnegro und Johann de Nono waren. Die vier Kolossalfiguren im Gartenparterre vor dem Schlosse, Fortuna, Mars, Bellona und Herkules, stammen von dem deutschen Bildhauer Andreas Marx. Wie schon erwähnt, ließ Erzherzog Karl im Dom zu Seckau ein Mausoleum errichten. Der Baumeister war Alexander de Verda, der es in einem Theile des nördlichen Seitenschiffes anlegte. Der kolossale Sarkophag stammt von dem Bildhauer Sebastian Carlon, die Wand- und Deckenbilder von Theodor Ghisi. Das Mausoleum zeigt nicht mehr die einfachen, reinen Formen der Renaissance, sondern eine viel größere, an Farben reiche Formenfülle, die durch weißen, rothen und schwarzen Marmor, vergoldete Bronze und Stucco, endlich durch Fresken erreicht wird.[1] Ein deutscher Meister, Hans Walter, errichtete im Auftrage Ruprechts von Eggenberg um 1610 das Mausoleum in Ehrenhausen. Die Façade flankieren zwei riesige Steinfiguren, die römische Krieger darstellen.

In Graz entstand um 1610 durch den Fürsten Johann Ulrich von Eggenberg die Kirche Maria-Hilf; Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiser Ferdinand II., ließ das Presbyterium errichten. Die Kirche wurde im vorigen Jahrhundert vergrößert. Derselbe Erzherzog ließ von 1614 bis 1622 an der Stelle der Katharinenkapelle, die abgerissen wurde, neben dem Dom ein Mausoleum errichten, das zu den eigenartigsten Bauwerken Österreichs gehört. Sein Schöpfer war der Italiener Pietro de Pomis, der im Jahre 1596 von Innsbruck, wo er einige Zeit gelebt hatte, nach Graz übersiedelte und hier als Kammermaler angestellt wurde.[2] Später bekleidete er auch das Amt eines In-

[1] J. Wastler in den Mittheil. der Central-Commission u. s. w. 1881.

[2] J. Wastler, Giovanni Pietro de Pomis. Repertorium für Kunstwissenschaft VI. und XIV.

genieurs über die Festungen Görz, Gradisca, Triest und Fiume und hatte als solcher die Verpflichtung, sie alle Jahre zu besichtigen. Die Innendecoration des Mausoleums wurde unter Kaiser Leopold I. durch den später so berühmt gewordenen Bernhard Fischer von Erlach, der in Graz geboren war, ausgeführt; die Einweihung fand erst 1714 statt. Um 1600 malte Pomis das Votivbild der Domkirche in Graz. Die Mitte des Bildes nimmt Christus am Kreuze ein; auf der linken Seite kniet der Erzherzog Karl mit seinen sechs Söhnen, rechts die Erzherzogin Maria mit ihren neun Töchtern. Zwei Engel tragen eine Tafel, deren Inschrift die fromme Zuversicht der fürstlichen Familie auf den Schutz Christi ausspricht. Von de Pomis stammt auch das Hochaltarbild in der Antonikirche. Es stellt den Erzherzog Ferdinand kniend dar; die „Religion" reicht ihm Kelch, Schild und Schwert und scheint ihn zum Kampfe für die katholische Kirche aufzufordern; zugleich deutet sie auf die Kaiserkrone, die wohl als Preis für den Kampf gedacht ist. De Pomis malte auch ein Bild, welches darstellt, wie die Erzherzogin Maria im Kleide der Clarissinnen den Himmel betritt. Dieses Bild befindet sich in der Gallerie Attems. Er malte ferner ein Selbstporträt, das sich in der landschaftlichen Gallerie in Graz befindet. Sein Hauptwerk ist das Hochaltarbild in der Mariahilferkirche zu Graz. Die Gottesmutter thront mit dem Christuskinde auf dem Schoße auf Wolken; die Erzherzogin Maria Anna kniet auf den Stufen eines Unterbaues, die Hilfeflehenden an die Gottesmutter weisend. Hilfeflehend erscheinen eine Besessene, ein Gefangener und mehrere Kranke; zwischen Erde und Himmel schwebt ein Engel mit einem Körbchen am Arme, wie um Liebesgaben für die Armen zu holen. Dieses schöne Bild wird als das Bedeutendste angesehen, was der Künstler in Graz geschaffen hat.[1] Im Ganzen sind in Steiermark neunzehn Ölgemälde dieses Künstlers vorhanden, der auch mehrere Medaillen ausgeführt hat. Er starb 1633 und wurde in der Kirche Maria-Hilf bestattet.

---

[1] Wastler, Das Kunstleben am Hofe zu Graz. S. 147.

Die Eisenschmiedekunst behauptete auch im sechzehnten Jahrhundert ihren alten Ruf. Ein sehr schön gearbeiteter Brunnen wurde im Jahre 1626 in Bruck a. d. M. aufgestellt; er trägt die Inschrift:

Ich Hans Prasser
Trinkh lieber Wein als Wasser,
Trunkh ich das Wasser so gern als Wein,
So kundt ich ein reicherer Prasser sein.

Ein ähnlicher Brunnen stand auch auf dem Marktplatze von Graz. Ein anderer Brunnen, ein Meisterwerk der Metallgießerei, steht im ersten Hofe des Landhauses in Graz. Die Kunst des Erzgusses hatte damals in Graz tüchtige Vertreter. Der Erzherzog hatte 1576 daselbst eine zweite Gießhütte einrichten lassen, und zwar vor dem Paulusthore, und den Kurfürsten August von Sachsen ersucht, er möge ihm seinen Stückgießer Martin Hilger auf zehn Jahre nach Graz senden. Hilger kam 1577 mit seiner Familie in der Hauptstadt an und übernahm beide Gießhütten. Er war außerordentlich thätig und goss Kanonen aller Arten, im Jahre 1587 auch die große Glocke für den Thurm des Schlossberges. Er verstand es ferner, Bier auf Meißnische Art zu brauen, das viel Anklang fand; denn er lieferte es auch für den Tisch des Erzherzogs. Im Mai des folgenden Jahres zog der kunstfertige Mann wieder heim.

Sein Nachfolger wurde Marx Wening, der aus Regensburg stammte und in Graz zuerst die Gießhütte vor dem Sackthore käuflich erwarb. Er stand anfangs in Dienst der Regierung, trat aber später als Büchsenmeister in die Dienste der Landstände. Im Jahre 1590 goss er im Vereine mit dem „Rothschmied" Thomas Auer die schöne Brunnenlaube im ersten Hofe des Landhauses, wofür die Landschaft 860 Gulden zahlte. An der runden Einfassung von Stein sind halbsitzende Figuren (Karyatiden) angebracht, auf denen Säulen ruhen; auf diesen sind Meerjungfrauen angebracht, aus deren Fischschwanz sich ein reiches Ornament entwickelt.

Dies spannt sich als Baldachin über die Öffnung des Brunnens; ober dem Baldachin liegt eine Kugel, auf welcher ein geharnischter Bannerträger mit dem Banner von Steiermark steht.

Da Wening Protestant war, musste er Steiermark verlassen, obwohl ihm die Regierung 1236 Gulden schuldig war, um die er noch im Jahre 1604 bitten musste. Seine Gießhütte kaufte ihm die Regierung wieder ab; erst 1773 gieng sie durch Kauf von der Regierung an einen Glockengießer über. Die Gießhütte vor dem Paulusthor wurde später zu einem Artilleriedepot umgestaltet und im ersten Viertel unseres Jahrhunderts von einem Sturme zerstört.

Es ist schon erwähnt worden, dass Erzherzog Karl ein Freund der Musik war. Seine Hofkapelle war aus tüchtigen Kräften zusammengesetzt; ihren Hauptbestandtheil bildete der Sängerchor, der aus Kapellsängern und Kapellsängerknaben bestand,[1] außerdem werden Hoftrompeter, ein Organist und andere Instrumentisten erwähnt. Der erste Hofkapellmeister war Johann de Cleve, dessen Nachfolger Hannibal Paduano wurde, einer der größten Orgelspieler des sechzehnten Jahrhunderts, berühmt auch als Lautenspieler und Componist. Paduano starb schon 1575. Um gute Gesangskräfte zu gewinnen, sparte der Erzherzog kein Geld; den Sänger Jakob Herlin sandte er in die Niederlande, um dort zwei Altisten und Sängerknaben anzuwerben; Hannibal Paduano und andere warben Musiker in Venedig und in Krain an. Der Hofkapellmeister bekam für jeden der acht Kapellknaben monatlich 6 fl. 10 kr. Kost- und Unterhaltungsgeld; unterrichtet wurden sie von einem Präceptor. Nach der Instruction vom Jahre 1570 sollte den Knaben an Fleischtagen vier gute Speisen, dreimal in der Woche Braten und stets ein Seitel Wein gereicht werden. Des Morgens erhielten sie eine Suppe und über Tag ein Brot. Für jeden Knaben waren alljährlich sechs Hemden zu vierzig Kreuzern, ein Paar wollene Hosen im Winter und zwei

[1] F. Bischoff, Beiträge zur Geschichte der Musikpflege in Steiermark Mitth. 38.

Paar lederne im Sommer, ferner zwei barchentene Wämser und monatlich ein Paar Schuhe zu vierzehn Kreuzern anzuschaffen.

Auch Ferdinand II. war ein Freund und Kenner der Musik; von ihm heißt es, dass er große Sorgfalt auf die Gewinnung auserlesener Musiker gewendet und ihnen viele Geschenke gemacht habe. Unter ihm wurde die Zahl der Hofmusiker stark vermehrt, so dass die Hofkapelle im Jahre 1619 aus fast sechzig Personen bestand.

Die Hofmusik wirkte bei allen Festlichkeiten und Andachten in der Hofkirche, sowie bei allen Hoffesten mit. Im Reisegefolge des Landesfürsten befanden sich stets auch Hofmusiker; diesen war auch gestattet, auf Einladung von Privatpersonen bei deren Festen mitzuwirken, so dass man also auch außerhalb der Kirche gute Musik hören konnte. „Demnach wird die fünfzig Jahre dauernde Wirksamkeit der Hofkapelle für die Bildung des musikalischen Geschmackes und Verbreitung musikalischer Kenntnisse im Lande und insbesondere in Graz nicht gering anzuschlagen sein. Unzweifelhaft wäre der unmittelbare Einfluss der Hofmusik größer gewesen, wenn nicht der Abfall vom Katholicismus den Adel des Landes und die Bürger von Graz zum größten Theile dem Hofe entfremdet hätte, wie dies namentlich in der ersten Hälfte jenes fünfzigjährigen Zeitraumes der Fall war; aber ebenso unzweifelhaft dürfte sein, dass die gute Musik in der Hofkirche und bei den Hoffesten die Landstände veranlasst hat, auch in der Stiftskirche und bei den landständischen Festlichkeiten eine möglichst gute Musik zu beschaffen.“

Wie die anderen Habsburger, war auch Karl II. ein eifriger Sammler verschiedener Kunstwerke und Naturmerkwürdigkeiten. Ganz besonders vermehrte seine Gemahlin die „Schatz-, Kunst- und Rüstkammer“, deren Grundstock ans der Hinterlassenschaft der Kaiser Maximilian I. und Ferdinand I. stammte. Sie war unermüdlich in der Erwerbung von Halsbändern, Ketten, Perlenschnüren, Rosenkränzen, Teppichen, Geschirren, verschiedenen kostbaren Zeugen und Bildern. Ihr Sohn Ferdinand II. kaufte für sie auf seiner

Reise in Italien in Venedig kostbare Zeuge und Silberstoffe, in Faenza Majolika-Geschirr, in Rom verschiedene Bilder. Der größte Theil dieser Schatzkammer wurde in der Grazer Burg verwahrt, nur die Waffen und die Familienporträts befanden sich im Schlosse Karlau.

Erst unter Maria Theresia wurde diese Schatz- und Kunstkammer aufgelöst.

3. Bergbau. Handel.

Auch im sechzehnten Jahrhundert ernährte die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens viele Bewohner des Landes.

Der Erzberg war weithin berühmt. Ein deutsches Städtebuch des siebzehnten Jahrhunderts gibt folgende Beschreibung von ihm:

„Dieses Eysenbergwerk soll ohne allen verspürenden Abgang oder Ermangelung des Ertzes, noch weniger Verspürung, dass solcher Berg abnehme oder kleiner würde, so lange Zeit bearbeitet worden sein, sollen auch noch aus solchem Berg viel hundert Centner Ertz töglich, theils aus der Nider mit Rosszügen, theils aber wegen des scharpffen Gebürges durch die darzu verordnete Sackzieher (welches eine bluthарte Arbeit ist) von der Höhe gebracht werden, also dass auch ganz Teutschland daher mit Stahl könne zur Genüge versehen werden.“

Der Verschleiß des Eisens nahm die hergebrachten Wege: das Vordernberger oder Leobner Eisen gieng theils über die Rottenmanner, theils über die Radstätter Tauern ins Salzburgische, von da nach Tirol, Baiern und Schwaben, in die Schweiz und in den Breisgau, es gelangte aber auch in die südslavischen Länder und nach Ungarn. Das Eisenerzer oder Steirische Eisen gieng an die Donau und von da nach Baiern und Schwaben, ferner nach Magdeburg, Hamburg, Stettin und Danzig und gelangte selbst nach England und Spanien; auch nach Böhmen, Mähren und Schlesien fand es

seinen Weg. Aber dieser Handel nahm nach und nach ab, da in verschiedenen deutschen Ländern Eisenwerke entstanden und Ungarn ein „ungepautes Land“ und zum Theil von den Türken besetzt war, weshalb der Handel mit Sensen und Sicheln dahin nicht gern gesehen wurde. Aus Tirol, wo man damals sehr viel Eisen benöthigte, verdrängte das Leobner Eisen das böhmische, fränkische und oberbairische.[1]

Das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch gab es Streitigkeiten bezüglich des Eisenwesens, welche die Landesfürsten durch Untersuchungen und Verordnungen zu beseitigen trachteten. Eine Neuerung trat 1524 ein; damals wurde der Amtmann beider Eisenerze, Hans Haug, seines Amtes entsetzt und für jedes Eisenerz ein eigener landesfürstlicher Amtmann ernannt.

Das ganze Eisenwesen bestand aus drei Gliedern. Das erste waren die Radgewerken, welche das Rauheisen erzeugten; in Vordernberg bestanden 18, in Eisenerz 19 Blahäuser oder Radwerke, die zusammen jährlich ungefähr 250.000 Centner Rauheisen lieferten. Arbeit gab es immer genug, aber es fehlte nicht selten an Kohlen, Bargeld und Nahrungsmitteln für die Arbeiter. Das zweite Eisenglied waren die Hammermeister, das dritte die Handelsleute in Leoben und Steier. Dazu kam als viertes Glied das sogenannte Proviantglied, welches aus Waidhofen, Scheibbs und anderen Orten bestand; diese mussten die „Eisenwurzen“ mit Getreide und anderen Lebensmitteln versorgen und erhielten dafür Rauheisen. Den meisten Gewinn zogen die Handelsleute, welche die zwei anderen Glieder mit unverzinslichen Vorschüssen unterstützen mussten; man nannte sie „Verleger“. Die Leobner Bürger waren die Verleger der Vordernberger, die von Steier die Verleger der Eisenerzer Radgewerken.

Im siebzehnten Jahrhundert und besonders während des dreißigjährigen Krieges schickten die Verleger wenig und schlechtes Geld, und da auch wenig und theures Getreide in das Land kam,

[1] F. M. Mayer, Das Eisenwesen zu Eisenerz 1570—1625. Mitth. 33.

so entstand große Noth, und 1622 drohte sogar ein Aufstand der Knappen, die nichts zu leben hatten.

Den fortdauernden Streitigkeiten wurde 1626 dadurch wenigstens für einige Zeit ein Ende gemacht, dass die Eisenerzischen Radgewerken, die steirischen und österreichischen Hammerwerke und die Eisengesellschaft in der Stadt Steier zu einer „Hauptgewerkschaft der Stahl- und Eisenhandlung in Land Steyr und Österreich“ vereinigt wurden. Die Radgewerken und Hammermeister traten mit ihrem ganzen Besitz, die Steirer mit Geld in die Hauptgewerkschaft ein, und Gewinn und Verlust wurde von jetzt an nach der Einlage der Mitglieder berechnet.

Unter Ferdinand I. und Karl II. wurden die Wege längs der Enns verbessert und zur Förderung der Kohlenerzeugung zu den schon bestehenden Holzrechen von 1567 bis 1572 ein großes Holzrechengebäude zu Reifling, am Zusammenflusse der Salza und der Enns errichtet. Der Baumeister war Hans Gasteiger aus Tirol, Bürger von München, der damals in Wien lebte und durch selbsterfundene Maschinen die Donau zwischen Wien und Krems von vorragenden Steinmassen und Holzstämmen befreit hatte.

Karl II. privilegierte im Jahre 1567 Gasteigers „Kunst- und Schlagwerke mit Wasserrad, Rollen, Schloss und Sperre zum Brücken- und Rechenschlagen, Steine zu zertrümmern, große Steinmassen mit Zügen aus dem Wasser zu heben und wegzuräumen, die Massen des Rauheisens aus den Schmelzöfen zu ziehen und sie zu schrotten, das Erz vom Erzberge im innern Eisenerz auf Gestängen (Schienen) und in großen Truhen von den Gruben am Berge bis zu den Schmelz- und Blahäusern selbst zu fördern und dagegen alle Bergwerksbedürfnisse in diesen leer zurückgehenden Truhen zu den Gruben hinaufzubringen, welche Kunst-, Zug- und Schlagwerke jedes seine eigene Art hat, die ehevor noch nie gesehen worden sind“. Im benachbarten Oberösterreich hatte kurz vorher Thomas Seeauer Dämme, Wehren und Schleußen an der

Traun erbaut und die Hindernisse der Schiffahrt zwischen Hallstatt und Ischl beseitigt.

Auch das ist hervorzuheben, dass von 1563 an alljährlich ein Theil der innerbergischen Amtsgefälle dem Spitale in Eisenerz zugewendet wurde, wo hochbejahrte oder bei der Berg- und Hüttenarbeit verunglückte Arbeiter ihren Unterhalt fanden.

Außer Eisen und Salz wurde in Steiermark auch Kupfer und Blei gewonnen. Das ergiebigste Kupferbergwerk war das zu Radmer an der Hasal bei Eisenerz; andere bestanden auch zu Walchen im Gerichtsbezirke Gröbming, zu Flatschach im Gerichtsbezirke Knittelfeld, wo schon in vorrömischer Zeit Kupfer gewonnen wurde, zu Kalwang und zu Schladming. Blei gewann man zu Waldstein, Stubegg, Feistritz bei Peggau. Alle diese Bergwerke wurden von Privatpersonen betrieben.

Der Hauptgegenstand des Handels war das Eisen, wenn auch nicht der alleinige.

Im sechzehnten Jahrhundert kamen Viehhändler und Fleischhauer sogar aus Tirol nach Obersteiermark, und „die Ochsentriebe, welche sie heimschickten, kreuzten sich unterwegs mit langen Zügen von Saumthieren, auf deren Rücken Lodenstücke, Handschuhpäcke, Körbe mit Glas und Kupferrollen ruhten. Auch Wachs und metallische Farbstoffe trug die Gegenströmung des Verkehres aus Tirol nach Leoben oder führte sie wenigstens hier durch“. Das steirische Eisen nützte der Volkswirtschaft auch in fernen Landen. Als Brechstange und Schlögel bahnte es menschlichem Fleiße die Wege ins Innere der Berge und erschloss beispielsweise in Tirol reiche Silberadern. Wenn die Silberausbeute Tirols im sechzehnten Jahrhunderte mehr oder minder den Preisstand auf allen europäischen Handelsplätzen beeinflusste, wenn sie Luxusbedürfnisse weckte, denen die Möglichkeit ihrer Befriedigung zur Seite gieng, wenn sie ungezählten Arbeitskräften eine lohnende und, was mehr sagen will, den Lebensgang rechtzeitig fördernde Beschäftigung sicherte, so darf über all den rauschenden Wirkungen als eine der Ursachen

das steiermärkische Eisen nicht vergessen werden; und wenn die Frächter Tirols mit ihren schwer belasteten Fuhrwerken der im Getriebe des Weltverkehres ihnen zugefallenen Aufgabe nachgiengen, wenn der dortige Bauer, hinter seinem beschlagenen Pfluge einherschreitend, die Erdschollen wendete, welche ihn nähren sollten, wenn er, seine Wiesen mähend, der Viehzucht oblag, dann hatte abermals Leobner Eisen seinen Antheil daran.[1]

4. Aus dem Leben in den Städten.

In der Reformationszeit hatte sich der Bürgerstand dem Adel angeschlossen, denn beide hatten gemeinsame Interessen, und dadurch war in ihm das Gefühl des Selbstvertrauens und Stolzes wachgerufen worden. Aber nach der Gegenreformation und unter den Einwirkungen des dreißigjährigen Krieges war dieses Selbstgefühl geschwunden und Kleinmuth und Verzagtheit an seine Stelle getreten. Manches Recht, das die Bürger im Mittelalter erworben hatten, gieng an die erstarkende landesfürstliche Macht verloren. Auf welche Weise manche Stadt an Rechten und Wohlstand verlor, zeigt das Schicksal von Hartberg.

Dieses Städtchen hatte im Mittelalter wie andere Städte und Märkte das Recht, sich selbst einen Richter zu wählen, der mit Hilfe des Rathes die Streitigkeiten der Bürger schlichtete. Hartberg war aber auch gegen Erlegung einer jährlichen Geldsumme, der „Remanenz", in den Besitz des Landgerichtes gekommen, das einen großen Umfang hatte.

Im sechzehnten Jahrhunderte verpfändeten die Landesfürsten in ihren finanziellen Bedrängnissen die Stadt; solche Pfandbesitzer waren Hans Sigmund von Dietrichstein, dann Hans Puggl, endlich von 1574 an Hans von Paar, dessen Söhne Rudolf und Hans Christoph waren. Diese Mitglieder der aus Italien stammenden Familie Paar benahmen sich der Stadt gegenüber wie

[1] Bidermann, Die Verkehrsbeziehungen der Stadt Leoben zu den westlichen Alpenländern u. s. w. Mitth. 22.

die wirklichen Herren, und entzogen ihr ein Recht um das andere. Die Steuern sollten zu ihren Handen entrichtet werden, sie wollten nur solche Richter dulden, die ihnen genehm waren, beschränkten also die Bürger in dem Rechte der freien Richterwahl. Rathsversammlungen sollten nur mit Genehmigung der Herrschaft abgehalten werden, ja sie nahmen auch die Verwaltung des Landesgerichtes in Anspruch. Die Bürger sollten gleichsam Leibeigene der Herren von Paar werden; denn es wurde von ihnen verlangt, dass sie bei den Jagden als Treiber erschienen und Vorspannpferde stellten.

Als sich der Richter Matthias Wels, der im Jahre 1613 gewählt wurde, den Geboten der Herrschaft nicht fügte, ließ ihn Rudolf von Paar in Ketten legen, den Gerichtsstab, die Schlüssel zum Rathhaus und die städtischen Privilegien wegnehmen, das Rathhaus sperren, und setzte selbst einen Richter ein. Eben damals kehrte der Stadtschreiber Hans Pressl, der auch gefangen gesetzt worden, aber entflohen war, nach Hartberg zurück. Da ließ ihn Rudolf von Paar von Bewaffneten überfallen, die ihn todtschlugen. Wels wurde genöthigt, sein Geld auszuliefern; er sollte seine Habe verkaufen und Hartberg verlassen. Wiederholt wandten sich die Bürger an die Regierung um Schutz und Gerechtigkeit, aber sie wurde ihnen nicht zutheil, und so trugen sie das Ungemach bis zum Tode der gewaltthätigen Herren.

Die Bürger der Städte vergnügten sich u. a. auch mit Scheibenschießen. Im Jahre 1563 war das „Büchsentragen" verboten, bald nachher aber war erlaubt worden, Büchsen „zum Freischießen oder wann die Nachparn sich miteinander mit Schießen üben wollten" zu gebrauchen. Die Bürger veranstalteten nicht selten „Freischießen" oder Schützenfeste, wobei man sich gewöhnlich an die Eisenerzische Schützenordnung hielt. Die „Schießgesellen" anderer Orte wurden hiezu durch offene Schreiben eingeladen. Es herrschte die Sitte, als Preise verschiedene mit kostbarem Tuch bedeckte Thiere zu verwenden. Bei einem solchen Schießen, das 1569 zu Admont abgehalten wurde, waren die Beste eine Geiß

mit rothem Sammt überzogen und ein bairisches Schwein. Als die Admonter Schießgesellen 1573 zu einem Freischießen nach Groß-Reifling eingeladen wurden, konnten sie einen Silberbecher im Werte von 15 Pfund Pfenning und einen Bock, „so mit Taffaedt bedeckt und ungefährlichen fünf oder sechs Pfund Pfenning wert" war, erschießen. Man schoss auf zwei „frei schwebend hangende Scheiben" aus einer Entfernung von 300 Schritten. Wer den Silberbecher gewinnen wollte, musste „mit ausgetrendten Ermbling und schwebunder Handt" sechzehn Schüsse thun. „Wellicher Schütz die meisten Schuss unter diesen sechzehn Schüssen getroffen hat, der soll diesen Becher frei gewunnen haben".

Schützengesellschaften bestanden auch an anderen Orten, so eine in Judenburg, der Kaiser Ferdinand I. alle Jahre zwei Preise aus dem Kammergefälle zuwandte, und eine in Windisch-Feistritz, die von der steirischen Landschaft eine jährliche Unterstützung von zehn Gulden erhielt.

Auch der Bischof Martin Brenner veranstaltete einmal ein Scheibenschießen. Als er nämlich im Jahre 1612 vom Landesfürsten für seine „verrichten unterschiedlichen Dienste und Commissionen" ein Geschenk von 3000 Ducaten erhalten hatte, gab er auf seinem Schlosse Seggau bei Leibnitz ein Herbstfest mit einem Scheibenschießen, an dem auch der Hof theilnahm. Als Beste wurden vom Bischof u. a. gespendet: drei silberne Trinkgeschirre, ein „vergulter Aff", ein vergoldeter englischer Hund und ein mit Taffet überzogener Hammel. Zur Erinnerung an dieses glänzende Fest ließ der Bischof durch Peter de Pomis eine Medaille ausführen.

In Graz konnten sich die Gebildeten an den Schulkomödien erfreuen, welche nicht selten im Gymnasium von den Schülern dieser Anstalt aufgeführt wurden. Der Gegenstand dieser Schauspiele war gewöhnlich der Bibel oder dem Leben der Heiligen entnommen. Solche Spiele wurden auch von den Schülern der evangelischen Stiftsschule aufgeführt, ja im Jahre 1592 wollten

diese ein solches Stück, in dem viele Personen vorkamen, sogar auf dem Hauptplatze zur Darstellung bringen, zu welchem Zwecke sie bereits eine große Bühne zu errichten begonnen hatten. Aber die Regierung verbot dies als eine „ungebräuchliche Sache"; ja im Jahre 1595 durfte ein solches Schauspiel nicht einmal im Landhause aufgeführt werden, obwohl es eine „bloße biblische geistliche Historie" war. Im Jahre 1607 berief der Erzherzog Ferdinand eine Gesellschaft sogenannter englischer Schauspieler nach Graz, die in dem genannten Jahre und 1608 vor dem Hofe Schauspiele in deutscher Sprache aufführten.[1] Sie stellten u. a. die „Komödie vom verlornen Sohn", die von Fortunats Beutel und Wunschhütlein, die von Doctor Faust vor. Eine „erschröckliche Comödie" war die von den königlichen Brüdern Ludwig und Friedrich von Ungarn; denn „am End hat der König Friedrich alles erstochen und ermördt".

Die Hofgesellschaft unterhielt sich ausgezeichnet bei diesen Aufführungen der Engländer, und die Prinzessin Maria Magdalena schrieb einmal ihrem Bruder Ferdinand, sie „sein gewiss wohl zu passieren für guete Comedianten".

5. Vom Bücherwesen in Steiermark.

Mit Recht gilt das Bücherwesen als ein Maßstab für die Beurtheilung der geistigen Entwicklung eines Volkes oder Landes.[2] Auf den Jahrmärkten der steirischen Städte erschienen häufig fremde Buchhändler, die damals Buchführer genannt wurden, mit ihren Waren. Durch die zahlreichen lutherischen Bibeln, Abhandlungen und Flugschriften ist die Verbreitung der neuen Lehre sehr begünstigt worden. Eine Buchdruckerei im Lande besaß zuerst der Fürstbischof von Seckau Peter Persicus, der im Jahre 1550 starb. Sein

[1] Ilwof, Die Anfänge des deutschen Theaters in Graz. Mitth. 33. — Bischoff, Zur Geschichte des Theaters in Graz. Mitth. 40.

[2] Peinlich, Zur Geschichte des Buchdruckes u. s. w. zu Graz im 16. Jahrhundert. Mittheilungen 27.

„Druckzeug" kaufte der Grazer Bürger Alexander Leopold, und zwar mit dem Gelde, das ihm die Landschaft dazu vorstreckte. Er war es, der 1561 den ersten Grazer Kalender druckte. Einige Jahre später betrieb auch der Bürger und Formschneider Zacharias Bartsch eine Buchdruckerei und gab das steirische Wappenbuch heraus, dessen Holzschnitte seine Arbeit sind. Diese Holzschnitte sind größtentheils noch erhalten und befinden sich im steiermärkischen Landesarchiv, so dass man im Jahre 1892 unter Benutzung eines alten Exemplars eine neue Facsimile-Ausgabe des interessanten Werkes veranstalten konnte.

In den Streit der Religionsparteien wurden auch die Buchdrucker hineingezogen. Die evangelischen Stände meinten, ohne die Erlaubnis ihrer Pastoren dürfe nichts gedruckt werden; aber auch die Regierung nahm das Recht der Censur, d. h. der Prüfung der zum Druck bestimmten Schriften, in Anspruch. So kamen die Buchdrucker oft in Verlegenheit, da sie nicht wussten, wem sie gehorchen sollten. Als der Rector des Jesuitencollegiums Forsler den Unterrichtsplan und das Schulbücherverzeichnis für das Jahr 1579 bei Bartsch drucken lassen wollte, untersagte der Pastor der Stiftsschule, Homberger, ein oft unverständiger Eiferer, den Druck. Da Bartsch diesem gehorchte, wurde er im Auftrage des Erzherzogs verhaftet und in das Gefängnis geführt. Er erhielt zwar seine Freiheit bald wieder, starb aber nicht lange nachher, worauf die Landschaft seinen Gesellen Hans Schmidt zum Buchdrucker aufnahm und ihm die von Bartsch angekaufte Druckerei übergab. Im Jahre 1585 eröffnete Georg Widmannstetter, ein Katholik aus München, in Graz eine Buchhandlung und wurde im folgenden Jahre zum Hofbuchdrucker ernannt. Da der Buchdrucker Schmidt im Jahre 1599 als Protestant sein Geschäft aufgeben und aus Graz abziehen musste und auch zwei andere Buchhändler ihrer Religion wegen aus Graz schieden, so blühten die Buchdruckerei und der Buchhandel Widmannstetters auf, und seine Nachkommen gelangten zu großem Wohlstande und hohem Ansehen.

War doch ihre Buchdruckerei, die sich in dem Eckhause der Herrengasse, gegenüber der Stadtpfarre befand, von 1600 bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die einzige in Graz. Im Jahre 1785 gieng sie in den Besitz des Andreas Leykam über.

Die in diesem Zeitraum gedruckten Werke sind meist theologische Streitschriften, Predigten, Kalender oder Belehrungen über das Verhalten bei der Pest. Ein geborener Steirer machte sich als Schriftsteller in Deutschland berühmt. Dies war Martin Zeiller.[1] Sein Vater war protestantischer Prediger zu Ranten bei Murau, und stand unter dem Schutze der Herrin von Murau, Anna von Wasserleonburg. Im Jahre 1600 gehorchte er dem Ausweisungsbefehle und wanderte mit seinem Knaben, dem 1589 gebornen Martin, nach Regensburg. Der Knabe wurde in Ulm unterrichtet und studierte in Wittenberg. Als Hofmeister im Hause des oberösterreichischen Grafen Wolf Friedrich von Tattenbach und später in der Familie des Vicestatthalters zu Graz, Freiherrn Balthasar Galler auf Wasen, Schwanberg und Leonrod, lernte er ein gutes Stück Welt kennen, bis er sich bleibend in Ulm niederließ.

Der „grundbelesene und höchst curiöse Mann“ trat mit dem Kupferstecher Matthias Merian zu Frankfurt a. M. in Verbindung, und beide Männer gaben theilweise noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges topographische Werke heraus. Die Zahl der Werke Zeillers ist 45, darunter befinden sich eine Beschreibung des Königreiches Hungarn, Ulm 1646; eine Beschreibung des Königreiches Polen, Ulm 1647; eine „Topographia Austriae oder Beschreibung von Österreich, Steyer, Cärndten, Crain, Tyrol“, Frankfurt 1649, eine „Beschreibung der vornehmsten Stätt und Plätz in dem Königreich Böhmen und einverleibten Ländern Mähren und Schlesien.“ Zeiller starb zu Ulm 1661.

[1] J. v. Zahn, Styriaca, Neue Folge, Graz 1896, S. 187—210. Mit Bild.

6. Von der Arzneikunde[1] und der Pest.

Auch im sechzehnten Jahrhundert gab es in Steiermark wie im ganzen Mittelalter nur wenig studierte Ärzte. Bei körperlichen Leiden half sich das Volk selbst, das die heilsamen Kräfte mancher Pflanzen genauer kannte und kennt, als man oft glauben will. Gewöhnlich war es die Hausfrau, welche mit allerlei Hausmitteln die Krankheiten der Ihrigen bekämpfte; mitunter wurde auch ein Nachbar herbeigerufen, der sich durch einen Thee, eine Salbe oder sympathetische Mittel Ruhm erworben hatte. Man ersann viele Mittel, welche eine gute Wirkung nie haben konnten, und Gewohnheit und Aberglaube hielten daran fest. So wurde die Galle einer Eule, eines Hasen und eines Hahnes mit Honig gemischt gegen Augenleiden, Öl, aus schwarzen Schnecken gewonnen, gegen Flechten angewendet. Ein Arzt hieß Magister, Medicus, Physicus, später auch Doctor. Die ersten Ärzte waren Geistliche. In jedem Kloster war wenigstens ein Geistlicher, der kostbare Tränklein und Latwergen zu bereiten verstand. Auch gab es in den Klöstern die Schriften griechischer und arabischer Ärzte, Belehrungen über Fieber und andere Krankheiten, Kräuter und Receptenbücher. Sehr häufig beschäftigten sich im Mittelalter Juden mit der Arzneikunde. Kaiser Friedrich III. gab im Jahre 1478 dem jüdischen Arzt Michael zur Belohnung seiner Bemühungen um die Befreiung türkischer Gefangener die Erlaubnis, in Steiermark, Kärnten und Krain seine ärztliche Kunst auszuüben.

Im sechzehnten Jahrhundert mehrte sich die Zahl der Ärzte. Damals genossen die italienischen Ärzte großes Ansehen. An sonderbaren Heilmitteln fehlte es auch in dieser Zeit nicht. Der Doctor der Medicin Oswald Gabelkhover (um 1550) rühmte zur Heilung von Wunden ein vorzügliches Recept an, dessen Haupt-

[1] Wichner, Beiträge zu einer Geschichte des Heilwesens, der Volksmedicin, der Bäder und Heilquellen in Steiermark. Mitth. 33. — Fossel, Zur Geschichte des ärztlichen Standes der Steiermark im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Graz 1890.

bestandtheile Menschenfett, Fleisch, Mumia und Moos waren, das auf einem in freier Luft verwitterten Todtenschädel gewachsen sein muſste.

Für den Besuch einer vermöglichen Person konnte ein Arzt seit dem Jahre 1552 zwanzig Kreuzer rechnen. Die großen Volkskrankheiten führten die Anfänge der Sanitätspolizei herbei. Die Stände nahmen Ärzte in Dienst; diese landschaftlichen Physici muſsten allen Herren und Landleuten, deren Verwandten und Dienern in ihren Krankheiten beistehen, sich auch in Pestzeiten oder auf dem Kriegsschauplatze verwenden lassen und die Apotheken überwachen. Seit 1580 war ein Grenzmedicus in Warasdin angestellt. Der erste Landschaftsarzt (um 1535) war Dr. Fermo, gegen Ende des Jahrhunderts gab es solche Ärzte in Graz, Cilli, Marburg, Radkersburg, Hartberg, Leoben und Judenburg. Der ärztliche Stand war damals schon sehr angesehen. In der Polizeiordnung vom Jahre 1577 heißt es: „Die Doctores, die auf den privilegierten Universitäten graduiert und ihre Weiber auch sollen und mögen Kleider, Geschmuck, Ketten, guldene Ring und anderes denen vom Adel gleich tragen und gebrauchen".

Die weitverbreiteten, in Prosa und in Versen, in lateinischer und deutscher Sprache abgefaſsten Gesundheitsregeln werden auch in Steiermark benutzt worden sein. Sie geben an, wie man sich in jedem Monate verhalten, was man essen und trinken, wie und wo man zur Ader lassen oder Schröpfköpfe setzen solle. Im Jänner soll man täglich drei Becher des besten Weines trinken und nicht zur Ader lassen; der Februar bringt viele Fieber, daher hat er den Namen; das Wort April kommt von dem lateinischen aperire, d. h. öffnen, weil die Erde sich öffnet. Im Juli ist der Genuſs von Mehlspeisen schädlich, auch der August ist ein gefährlicher Monat, in dem man sich vor vielem Trinken hüten muſs, aber die folgenden Monate sind gut.

Im Mittelalter hielt man sehr viel auf das Baden, und Badestuben gab es überall, auch in kleinen Orten. Beliebt waren

auch die Dampfbäder. Was der Sittenmaler Quarinonius im sechzehnten Jahrhundert sagt, wird auch für Steiermark Geltung haben. „Durch ganz Deutschland", berichtet er, „ist nichts gemeiner, nichts bekannter, nichts geübter als die Leibesreinigung durch den Schweiß und solches meistens durch das Schweiß- und Dampfbaden, darauf der gemeine Böfel und viel ansehnliche Bürger aller Städten steif und stark halten." Vom Ende des Mittelalters an bediente man sich häufiger als früher der Heilquellen, die schon zu Zeiten der Römer benutzt worden waren. Nicht selten waren auch Quellen, die beim Volke im Rufe besonderer Heilkraft standen und oft auch von einer Kapelle überdeckt waren. Ihr Wasser war gut bei Augen- und Hautkrankheiten sowie bei Gichtleiden. Solche Quellen befanden sich zu Cilli, zu Kaltenbrunn bei Göß, Ulrichsbrunn bei Graz, zu Dietrichshaag bei St. Gallen, in der Nähe von Bärendorf im Paltenthale und zu Studenitz. Frühzeitig benutzt wurden Römerbad bei Tüffer und Tobelbad bei Graz.

Im Jahre 1548 trat König Ferdinand I. das „Wildpad, so man das Toblpad nennt", an die Landschaft ab, die schon im folgenden Jahre eine Badeordnung erließ und nach einiger Zeit auch einen Arrest für Übertreter der Badegesetze einrichtete. Eine neue Badeordnung von 1597 verbot „Rumoren, Poltern, Schlagen und Raufen", Schwert- und Dolchziehen sowie Büchsenschießen und ordnete an: „Es soll jeder bei seiner Session im Bade ungeniert gelassen werden." Zahlreiche Adelige und Geistliche sowie reichere Bürger besuchten dieses Bad. Die Warmbäder und Mineralquellen wurden dann auch wissenschaftlich gewürdigt. Im Jahre 1629 erhielt der landschaftliche Arzt Dr. Johann Franz Arquatus den Auftrag, mit Hilfe zweier anderer Ärzte die Sauerbrunnen und Bäder bezüglich ihrer chemischen Zusammensetzung und medicinischen Wirkung zu untersuchen und das Ergebnis der Landschaft vorzulegen. Arquatus verfasste einen Bericht in lateinischer Sprache, der 1632 in Wien in Druck erschien; doch wurde in demselben Jahre eine freie deutsche Übersetzung herausgegeben, die folgenden Titel

führt: „Deren von Natur Medico-Mineralischen Sauer Brunnenquellen, so hin und wieder durch das ... Herzogthumb Steyr Territorio springen ... Summarischer Inhalt." Im Jahre 1585 veröffentlichte Dr. Gründl ein Werk über Rohitsch in lateinischer Sprache, das schon im folgenden Jahre in deutscher Übersetzung erschien.

Die Heilkunde war eine Wissenschaft, die Wundarzneikunst dagegen wurde als ein Handwerk angesehen. Die Besitzer oder Pächter von Badestuben befassten sich auch mit Bartscheeren, Aderlassen, Schröpfen, trieben Massage und heilten Wunden; sie hießen Bader oder Barbierer, Lasser oder Abzieher. Die Ausübung der chirurgischen Praxis war an den Besitz einer Bade- oder Barbierstube gebunden, doch bekamen viele Barbiere von der Regierung und den Ständen die Erlaubnis, auch ohne den Besitz einer Badestube als Chirurgen aufzutreten.

Im Jahre 1483 bildeten die Meister und Gesellen des Baderhandwerkes in Radkersburg eine Bruderschaft. Um 1600 erscheinen in Graz die Barbiere und Wundärzte von den Badern getrennt und bildeten eine eigene Zunft.

Es gab auch herumziehende „Theriakkrämer" und Ärzte, die sich „großer Kunst berühmen, als Oculisten, Stein-, Bruch-, Schnitt-, Leib- und Wundärzt, und so man der Sachen recht nachschaut, sind die meisten Badknechte". Sie schlugen in dem Orte, den sie besuchten, ein Zelt auf oder bedienten sich eines Wagens, auf dem sie ihre Salbenbüchsen, Medicinflaschen sowie ihre Instrumente zur Schau stellten. Mit Trompetenschall lockten sie die Leute an, denen sie die Wunderkraft ihrer Tränke, Mixturen und Salben mit großer Zungenfertigkeit anpriesen.

Im Jahre 1589 trat ein solcher Schwindler in Rottenmann auf, der den Leuten sein großes Porträt und sein Wappen zur Schau stellte, und ein anderer fuhr in einem Wagen mit vier Rossen umher, führte ein schönes Weib mit sich und trug eine goldene Kette mit Ducaten um den Hals. Sein Hauptarzneimittel

„für alle aus- und inwendig Schäden und Krankheiten, sie seyen oder heißen wie immer", war Brantwein mit einem Zusatz von Kampher, Bibergeil, Süßholz und Safran. Dieser Arzt, der von sich sagte, dass „seinesgleichen ins Land nit kommen sei auch nit kommen werd", konnte nicht einmal lesen und schreiben und hielt sich deshalb einen Schreiber; aber die Leute liefen zusammen und kauften um theures Geld, was sich nachher als untauglich erwies.

Mit dem Worte Apotheke bezeichnete man früher gewöhnlich Kaufläden im allgemeinen, besonders aber solche, wo Gewürze verkauft wurden. Der erste Grazer Apotheker, den man kennt, war Simon Arbeiter um 1511; um diese Zeit bestand auch schon in Judenburg eine Apotheke. Im siebzehnten Jahrhundert wurden in den Grazer Apotheken verkauft: Rauchzettel, Nelkenöl, Balsam, eingemachte Quitten, Zimmtwasser, Alabastersalbe, Edelsteinpulver, blauer Veilchensaft, Schlafsalbe und Kropfpflaster.

Die Apotheke, welche die Stände in Graz errichtet hatten und neben der es noch eine bürgerliche und seit Karl II. eine Hofapotheke gab, wurde gewöhnlich Italienern verliehen. Ihre Geschäftsführung ließ viel zu wünschen übrig, und im Jahre 1580 deckte der landschaftliche Physicus Dr. Jakob Schober die schlechte Wirtschaft auf und verlangte damals und zwei Jahre später mit seinem Collegen Reformen. Er legte dar, dass in der Landschaftsapotheke „allerlei Betrug und Finanzerey ein lange Zeit her geübt und im Schwanck gegangen, wie leider an viel Personen mit ihrem Verderben gespürt und gesehen", und forderte, dass der italienische Apotheker deutsche Gesellen aufnehme und nicht wälsche, denen er allerlei schlechte Eigenschaften nachsagte. Vor allem sei nöthig, den Apothekern eine Taxe vorzuschreiben, „damit der Reiche und der Arme nit zuviel möge übernommen werden". Auch mit dem Cillier Apotheker Achatz Fabigat konnte man nicht zufrieden sein; ihm wurde vorgeworfen, dass er die Patienten vernachlässige, oft Medicamente verwechsle und gerne Zechereien pflege.

Wie im Mittelalter raffte auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert häufig die Pest, die sich stets durch ungewöhnliche Sonnen- und Mondesfinsternisse, Kometen oder „seltsame Himmelszeichen“ ankündigte, zahlreiche Menschen dahin. Freilich ließ auch jetzt noch immer die Reinlichkeit in den Städten sehr viel zu wünschen übrig. So musste 1534 den Bürgern von Leoben der Auftrag gegeben werden, „binnen einer Wochen die Holzschütt, Misthäufen und andern Unflat in der Stadt bei einem ungarischen Gulden Strafe wegzuräumen. Wer aber auf die Brunnen Mist oder in dieselben andere Unsauberkeit thun würde, der sollte vor den Stadtrichter geführt und zur Strafe gezogen werden“.[1]

In Graz war vor allem das stehende Wasser in den Festungsgräben im Sommer der Gesundheit schädlich. In den größeren Häusern befanden sich Pferdeställe. In den Bürgerhäusern aber wurden Schweine gezüchtet, die sich allerdings tagsüber außerhalb der Stadt, auf der „Sautratte“ (neben der „Kühtratte“) befanden, wohin sie der Gemeindehirt zu treiben pflegte. Viele Gassen waren sehr eng, und für Reinlichkeit war wenig gesorgt. Von der hinteren Schmiedgasse (Raubergasse) sagt ein Bericht von 1593: Dort herrschen „stets übler Gestank und böse Luft, welche aus dem faulenden stinkenden Kothgraben des Stadtgrabens besonders im Sommer von hinten kommt, wie auch von vornen der Weg stets kothig und nass ist, insbesondere weil daselbst alle unreine Unsauberkeit und blutiges Wasser aus dem allgemeinen Bade (im Eckhause des Badgassel, jetzt Landhausgasse) hervorfließt. Es ist nicht leicht möglich, dass reine gesunde Luft allda besonders neben dem bösen, feuchten Rauchdampf (aus der Töpferei in der Raubergasse) verhofft werden könnte“.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert erschienen kurze und verständliche Anleitungen, wie man sich in Pestzeiten verhalten solle, aber auch gelehrte medicinische Abhandlungen, und selbst ein Gedicht, in dem behauptet wird, dass die Pest drei „Hauptglieder“ anfalle,

[1] Peinlich, Geschichte der Pest in Steiermark. 3 Bde. 1877, 1878.

das Herz, die Leber und das Gehirn. Eines der vielen Gegenmittel lautet:

Mit Essich wasch Haut, Mund und Angesicht,
Schlind sein ein wenig, das vergiss nicht.
Rosenwasser ist auch gar guet,
Wann es kühlt schön und stärkt den Mut.

Im Jahre 1551 veröffentlichte die Regierung eine „Infection-Ordnung der Stadt Wien", und 1562 erschien eine neue Ordnung. Auch in Steiermark hielt man sich an diese Vorschriften. Darin wird befohlen, in Pestzeiten eine Aufsichts-Commission zu bestellen, Fremde ohne einen schriftlichen Beweis, dass sie aus einem pest-freien Orte kamen, nicht in die Stadt zu lassen und auf öffent-lichen Plätzen Kronabitbeeren, wälsche Nüsse, Feigen, Essig, Theriak u. dgl. feilhalten zu lassen. Die inficierten Häuser wurden gesperrt und am Thore mit einem weißen Kreuz versehen. In Graz wurde im Jahre 1570 ein Lazareth, außerhalb der Murvorstadt östlich vom Gries, erbaut.

Arg wüthete die Pest in Steiermark im Jahre 1572. Die Verordneten flohen nach Marburg, der Hof und die Ämter nach Judenburg. Der landschaftliche Physiker Dr. Schober schrieb ein „Schatzkemmerlein wider Gifft", worin er die vorzüglichsten Heil-mittel beschrieb. Im Jahre 1585 erließ die Regierung für Graz eine Infectionsordnung, die 1615 durch den Statthalter von Inner-österreich, Fürsten Johann Ulrich von Eggenberg, erneuert wurde. Auch 1634 war ein böses Pestjahr. Die Luft in Graz war damals so inficiert, dass „auch die Vögel davon todt auf die Erde" fielen.

Die ersten Spitäler enstanden in den Klöstern, nach und nach wurden auch in den Städten von den Bürgern solche An-stalten ins Leben gerufen. Diese Bürgerspitäler hatten ihre eigenen Statuten. Fast mit jedem Spitale war eine Kapelle verbunden.

In Graz, wo seit dem Mittelalter das Bürgerspital zum heil. Geist in der Nähe der Kirche St. Andrä bestand, gründete Ferdinand I. im Jahre 1535 nächst der Stadtpfarrkirche das

kaiserliche oder Hofspital, welches zwölf Männern und zwölf Weibern aus dem niedern Hofstaate für die Zeit des Alters als Versorgungshaus dienen sollte. Nach der Spitalordnung vom Jahre 1560 sollten der Landeshauptmann, der Vicedom und der Stadtpfarrer gemeinsam die Aufsicht führen. Ein Barbier stellte die Bäder bei und untersuchte die Neuaufzunehmenden, denn Personen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet, und „die, so unsinnig seyn" sollten nicht aufgenommen werden. Als Isolierhaus Pestkranker zur Zeit der Pest diente das sogenannte alte oder große Lazareth, das ursprünglich zur Aufnahme der mit der morgenländischen Lepra (dem Aussatz) Behafteten gedient hatte; es war also früher ein sogenanntes Leprosenhaus. Um 1570 begann die Regierung den Neubau eines Lazarethes. In seiner Nachbarschaft entstand im Jahre 1630 das kleine Lazareth zur Unterbringung armer Weiber. Das Spital der Barmherzigen Brüder wurde 1615 vom Erzherzog Maximilian Ernst, einem Bruder des Kaisers Ferdinand II., gegründet. Der Orden der Barmherzigen Brüder wurde auch von den Landständen und den Bürgern reich bedacht und konnte bald eine segensreiche Thätigkeit entfalten.[1]

Fünfter Zeitraum.

Politisches Stilleben.

I. Ferdinand III. und Leopold I.

Unter Kaiser Ferdinand III. dauerte der dreißigjährige Krieg noch einige Jahre fort. Als im Jahre 1645 Wien von den Schweden bedroht wurde, suchte die kaiserliche Familie in Graz eine Zuflucht. Im Jahre 1648 wurde endlich der westfälische Friede geschlossen; ein Steirer, der schon erwähnte Graf Maximilian von Trauttmansdorff, geboren im Mai 1584 auf dem Schlosse zu Gleichenberg, war es, der die verwickelten

[1] Fossel, Geschichte des allgemeinen Krankenhauses in Graz. 1889.

Verhandlungen glücklich zu Ende führte. Der französische und der schwedische Bevollmächtigte beim Friedenscongresse setzten durch ihre übermüthigen Forderungen und ihr hartnäckiges Beharren bei denselben die Geduld des kaiserlichen Gesandten Trauttmansdorff auf die härteste Probe; dieser aber stellte ihrem leidenschaftlichen Vorgehen ein ruhiges, standhaftes, echt staatsmännisches Benehmen entgegen und erreichte so den Ruhm, das wichtige Geschäft des Friedensschlusses so gut, als es unter den damaligen Verhältnissen möglich war, durchgeführt zu haben.

Im Jahre 1657 starb Kaiser Ferdinand III., worauf sein Sohn Leopold I. die Regierung übernahm, die er bis 1705 führte. Am 9. Juli 1660 empfieng der neue Herrscher in Graz die übliche Huldigung. Seine lange Regierung ist mit Kämpfen gegen die Türken, die Ungarn, welche der Herrschaft der Habsburger nicht geneigt waren, und den Franzosen ausgefüllt. Das Ziel der Unternehmungen der Türken war die Eroberung Wiens und die Unterwerfung der habsburgischen Länder; die Franzosen, deren Herrscher seit 1643 der ehrgeizige Ludwig XIV. war, trachteten alle deutschen Gebiete auf dem linken Ufer des Rheins zu erobern und wollten überhaupt in Deutschland Ansehen und Einfluss gewinnen; war doch der französische König der Hoffnung gewesen, dass ihn die deutschen Kurfürsten nach dem Tode Ferdinands III. zum deutschen Kaiser wählen würden, hatte sich jedoch zu seinem Leidwesen hierin getäuscht gesehen.

1. Das Jahr 1664.

Die trostlose Lage Ungarns und Siebenbürgens führte schon einige Jahre nach Leopolds I. Regierungsantritte einen Krieg zwischen dem Kaiser und den Osmanen herbei. Der Kaiser musste in Ungarn drei Armeen aufstellen, eine in Oberungarn, eine an der Donau und eine dritte an der Mur. Den Oberbefehl über die Murarmee, die aus sechs kaiserlichen Regimentern, den Hilfstruppen,

welche die deutschen Fürsten stellten, und einem Hilfscorps bestehen sollte, das infolge der eigenthümlichen Verhältnisse in Deutschland der französische König schickte, übernahm der Graf Raimund Montecuculi.[1] Die Lage der sogenannten Murarmee war schlecht, weil es an Lebensmitteln mangelte. Die Gefahr für Steiermark war groß; Montecuculi gedachte sich in das Innere dieses Landes zurückzuziehen, wenn er unterliegen würde; in diesem Falle war zweifellos der Einbruch eines Theiles der Türken zu befürchten, daher wurden die Befestigungen der Stadt Graz ausgebessert und die Häuser, die vor den Thoren erbaut worden waren, abgebrochen.

Das französische Hilfsvolk zog auf drei Wegen dem Heere Montecuculis zu: 4000 Mann zu Fuß zogen über Linz nach Wien und von da über Aspang in das Vorauer Viertel, 2000 Reiter kamen von Salzburg her und ebensoviel über Venedig. Der Commissär Freiherr von Teuffenbach hatte die von Salzburg her kommenden Franzosen, die am 10. Juli 1664 den Mandlingpass überschritten, durch das Land zu geleiten, eine Aufgabe, die ihm viele Sorgen machte. In einem seiner Berichte bemerkte er einmal: „Wie man mit diesen Leuten mit guter Manier umgehen muss und gleichwohl nichts helfen will, ist gar nicht zu sagen; sie machen Quartier und Rasttäg nach ihrem Belieben, die Officier und Edelleut sind fein und höflich, die Reiter und Gemeinen aber um so insolenter.“ Am 18. Juli kamen 1200 Reiter nach Bruck, von wo sie über Graz nach Mureck ritten. Dort trafen sie mit 1700 Reitern zusammen, die aus Venedig nach Steiermark gekommen waren und in Marburg auf ihre Landsleute gewartet hatten.

Diese Franzosen also zog der kaiserliche General Graf Montecuculi an sich, der Ende Juli nahe der steirischen Grenze bei der Abtei St. Gotthard an der Raab stand; ihm gegenüber, am rechten Ufer dieses Flusses, lagerte die türkische Armee unter dem Großvezier Achmed Köprili. „Wer die beiden Heere an den Ufern

[1] H. von Zwiedineck-Südenhorst, Die Schlacht bei St. Gotthard. Mitth. d. Instituts u. s. w. X (1889).

der Raab betrachtete“, heißt es bei einem neueren Geschichtschreiber,[1] „hatte ein Bild des Orients und Occidents mit aller Eigenthümlichkeit des Volksthums, mit allen Gegensätzen der Civilisation. Drüben lagerten die Janitscharen, Albanesen, die schwarzen Soldaten aus den glühenden Gefilden Afrikas, die scheußlichen Gestalten der Mongolen und Tataren, hier die Deutschen, Ungarn, Slaven, Veteranen aus Spanien und Italien, französische Edelleute und wilde Abenteurer aller Art“.

Der Großvezier wollte den Fluss überschreiten und gegen Wien marschieren. Am 1. August griff ihn Montecuculi an und brachte ihm eine Niederlage bei. Ganz Steiermark war in diesen Tagen in banger Sorge. Am 2. August verbreitete sich in Graz das Gerücht, das christliche Heer sei unterlegen und die Türken würden bei Fürstenfeld in das Land einbrechen. Schon verließen der Landeshauptmann und viele reiche Leute die Hauptstadt, um sich nach Judenburg zu begeben, als die Nachricht von der „glücklichen Victoria“ eintraf und die Bewohner mit Freude erfüllte. Die Bürger von Graz hatten gelobt, nach Beseitigung der Gefahr eine Denksäule zu Ehren der unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes zu errichten. Diese Säule wurde nun auf dem Karmeliterplatze aufgestellt, von wo sie im Jahre 1796 auf den Jakominiplatz übertragen wurde.

Fast alle Verwundeten wurden nach der Schlacht nach Steiermark und vorzugsweise nach Graz geschafft. Es waren ihrer so viele, dass bald alle Spitäler überfüllt waren und manche in den Straßen und selbst auf den Feldern liegen bleiben mussten, hilflos und ohne Labung. Die Grazer Bürger und besonders die adeligen Damen sowie die Jesuiten sorgten mit unermüdlichem Eifer für diese Unglücklichen.

Es ist bekannt, dass in diesen Zeiten die Bürger auch oft genug unter der Willkür der eigenen Soldaten zu leiden hatten. Vor den zu erwartenden Reichsvölkern, die doch Helfer in der Noth

[1] Ad. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz. Wien 1869 S. 127.

sein sollten, flüchteten im Jahre 1664 die Bewohner der Dörfer in der Umgebung von Mureck mit ihren Habseligkeiten in den Markt. Nähere Nachrichten über Vorgänge dieser Art besitzen wir über die Stadt Fürstenfeld, wo der Oberst Graf Daun Commandant war. Daun zwang die Bürger zur Lieferung von Lebensmitteln, Gras und Heu, ohne ihnen irgend eine Entschädigung zu gewähren, und bestrafte seine Soldaten nicht, wenn sie sich an dem Eigenthum der Stadtbewohner vergriffen. Noch am Tage vor der Schlacht stellte Daun seine Mannschaft vor dem Hause des Stadtrichters Adam Ackermann auf, um sich dieses Mannes zu bemächtigen, von dem er gehört hatte, dass er sich über ihn in Graz und bei dem Hofkriegsrathe beschwert habe. Als aber die Bürger bewaffnet erschienen, um ihren Richter zu vertheidigen, musste der Oberst seine Leute abtreten lassen. Solche Vorfälle waren nicht geeignet, das gute Einvernehmen zwischen den Bürgern und den Soldaten, die sie vertheidigen sollten, zu fördern. Der Wohlstand der Fürstenfelder war auf lange Zeit dahin; die vielen Verwundeten, welche in die Stadt gebracht wurden, verbreiteten das „hitzige Fieber", das viele Bewohner dahinraffte; die Fluren waren verwüstet, die Grazer Vorstadt ein Schutthaufen, weil sie niedergerissen werden musste, vielen Familien starb der Ernährer. So bot Fürstenfeld ein trauriges Bild der Armut.

Der friedliebende Kaiser schloss nach der Schlacht bei St. Gotthard mit den Osmanen einen Frieden.

2. Graf Erasmus Tattenbach. Der Kaiser in Graz.

Da die ungarischen Magnaten mit diesem wenig vortheilhaften Frieden nicht zufrieden waren, so bildete sich eine Verschwörung, welche den Abfall vom Hause Habsburg zum Ziele hatte. An dieser Verschwörung betheiligte sich u. a. der Graf Peter Zriny, Ban von Croatien, und die Grafen Franz Nadasdy und Franz Frangepani. Auch der steirische Edelmann Graf Erasmus

von Tattenbach-Reinstein war mit Zriny in Verbindung getreten und ließ sich 1667 verleiten, an dem Bunde theilzunehmen. Die Familie Tattenbach, die seit dem sechzehnten Jahrhundert in Steiermark erscheint, besaß u. a. die Herrschaften Gonobitz, Königsberg, Wisell, Kranichsfeld, Windisch-Landsberg, Triebeneck bei Gonobitz, Lidlhof oder Idlhof bei Graz, außerdem Güter in Schlesien und die Grafschaft Reinstein im Harz im deutschen Reiche. Erasmus von Tattenbach war auch Rath bei der Regierung von Innerösterreich. Ehrgeizig, eitel und abergläubisch, genoss er wenig Achtung. Was ihm die Mitverschworenen zugesagt, ist nicht sicher bekannt; es heißt, dass Zriny dem leichtgläubigen Mann den steirischen Herzogshut oder mindestens das Viertel Cilli versprochen habe. Er sollte seine Bauern bewaffnen und mit ihnen über Pettau nach Croatien ziehen, um sich mit Zriny zu vereinigen. Darauf sollte losgeschlagen werden, wobei man auf die Unterstützung der Türken rechnete. Aber Tattenbachs Kammerdiener und Barbier, Balthasar Riebbel, zeigte schon im November 1669 in Graz an, dass sein Herr mit den Türken verkehre, und lieferte den Bundesbrief des Zriny und Tattenbach und später andere Schriften aus, die er seinem Herrn aus der Reithose gestohlen hatte. Nachdem die Wiener Regierung auch aus Mittheilungen, die ihr von anderer Seite zukamen, die Gefahr erkannt hatte, schritt sie zur Verhaftung der Rädelsführer. Tattenbach wurde im März 1670 in Graz festgenommen, auf dem Schlossberge eingekerkert und des Hochverrathes angeklagt. Er unterwarf sich der Gnade des Kaisers und versprach, für das Haus Österreich eine tägliche Messe und monatlich ein Amt bei den Augustinern zu stiften.

Das Gericht, nämlich die innerösterreichische Regierung, deren Präsident der Statthalter Graf Georg Saurau war, fand nach dem Verhöre den Beweis für Tattenbachs Schuld nicht erbracht und erkannte auf eine Geld- und Freiheitsstrafe. Nun kam die Angelegenheit vor die zweite Instanz, den geheimen Rath von Innerösterreich, der damals aus den Grafen Johann Max Herberstein,

Gottlieb Breuner, Wolf Rindsmaul, Georg Rosenberg, dem Hof-vicekanzler Würzburger und dem Secretär Dr. Schrott bestand. Der geheime Rath erkannte in seinem Urtheile Tattenbach des Hoch- und Landesverrathes schuldig und trug auf Todesstrafe und Wegnahme seiner Güter an.

In Wien wurde diese Angelegenheit vor einem besonderen Gerichtshof verhandelt, welcher den Verrath als bewiesen erklärte. Das Urtheil wurde am 23. November 1671 gefällt; es sprach aus, Graf Tattenbach sei mit Leib und Leben, Ehre und Gut in die Strafe Seiner Majestät verfallen; seine Güter sollen confisciert, sein Gedächtnis ausgelöscht und seine Person dem Freimanne übergeben werden, der ihm zu Graz Hand und Kopf abschlagen und so vom Leben zum Tod bringen werde, ihm zur Strafe und anderen zum Greuel und abscheulichen Exempel. Die Commissäre, welche beauftragt wurden, dem Gefangenen das Urtheil zu verkünden, traten am 28. November abends in Tattenbachs Stube auf dem Schlossberge. Sie setzten ihre Hüte auf, und Dr. Schrott las das Urtheil „ganz schön, kurz und lieblich“ vor. Tattenbach fiel in Ohnmacht; als er zu sich kam, wurde er in einen Wagen getragen, in dem auch zwei Jesuiten und ein Officier der Schlosswache platznahmen. Der letztere übergab am Fuße des Schlossberges seinen Gefangenen dem Stadtrichter, der ihn in das Stadthaus brachte. Die ganze Nacht schrieb Tattenbach an einer Bittschrift um Begnadigung, denn „den Tod durch das Schwert könne er nicht ausstehen“. Man versicherte ihm, der Kaiser werde 2000 Messen für ihn lesen lassen, worauf er sich beruhigte. Am Abend des 30. November kam der Scharfrichter von Radkersburg an, wo er mit einigen Hexen beschäftigt gewesen war. Am 1. December wurden die Stadtthore und die Läden geschlossen, und die Bürger stellten sich in Waffen auf den Straßen auf, weil das Volk über Tattenbach sehr aufgebracht war. Um neun Uhr wurde er in den Saal des Rathhauses geführt; der Gerichtsschreiber las ihm das Urtheil vor, brach den Stab und erklärte, dass der Kaiser das Abhauen der

Hand erlassen habe. Dann folgte die Enthauptung. Sein Leichnam wurde auf dem Friedhofe bei den Dominicanern begraben.

Eine Beschreibung der Verurtheilung und Hinrichtung Tattenbachs und seiner Mitverschworenen erschien in Wien 1871. In Graz hat das Schicksal des Grafen zwei Schriften hervorgerufen: ein „Vatter Unser, welches Graff von Tattenbach niemahl hat betten können" und ein zwölfstrophiges Gedicht: „Fortune lusus, d. i. Glückh und Unglück Spill, bethauwet von Herrn Graffen J. E. von Tattenbach, ehe er aus gerechtem Urtel durch das Schwert vom Leben zum Todt hingericht worden."

Alle Güter des Hingerichteten, sein bares Geld und seine Kleinodien wurden eingezogen. Bei den Procesßacten liegt ein langes Verzeichnis von Getreide- und Weinvorräthen, von goldenen und krystallenen Bechern, Uhren, Armbändern und Kästchen mit Ringen und kostbarem Frauenschmuck. Die Herrschaft Windisch-Landsberg kaufte Graf Ignaz Maria von Attems, Gonobitz das Karthäuserstift Seiz. Tattenbachs Sohn Anton trat in das Stift Rein und starb 1718 als Propst von Straßengel. Seine zwei Töchter lebten in Graz und starben unverehelicht. Die Güter Wisell, Königsberg und der Lidlhof befanden sich um 1740 im Besitze eines Grafen Max von Tattenbach.

Am 15. October 1673 fand im Dom die Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Claudia Felicitas von Tirol statt. Der Kaiser kam zuerst nach Graz, wo er in der Burg wohnte; die Braut kam aus Kärnten, reiste über Judenburg, Leoben, Bruck, Frohnleiten und traf mit ihrem Bräutigam in Gratwein zusammen. Sie wohnte im Schlosse Eggenberg, dessen Besitzer damals der Fürst-Herzog Johann Seifried war. Eine Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten ließ „Michael Franckenberger ein Francke" bei „denen Widmanstätterischen Erben" erscheinen. Sie ist kurz gehalten und ohne Abbildungen; aus einigen Sätzen mag man die damalige Schreibweise kennen lernen.

Der Braut waren im Schlosse Eggenberg zwölf Zimmer eingeräumt; deren Wände waren mit „Prunktüchern“ bedeckt, die theils ganz von Seide, theils von „niederländischem Gezeuge waren, in welchen der alten Heyden Geschichten mit Pferden und Leuthen so eigentlich entworfen waren, dass ihnen weiter nichts als die Bewegung abgienge“. Der Anbruch des Hochzeitstages wird so beschrieben: „Den 15. des beglückten Wein- und Lesemonats hatte die Sonne mit ihren herfürbrechenden Strahlen die Muhr zu erleuchten kaum begonnen; kaum hatte sie desselben stark fortrauschende Flutt zu vergulden angefangen, kaum hatte sie ihr liebliches Antlitz über die Spitzen des Gratzerischen Schlossberges erhoben, als ein großes Freudengethöne die gantze Stadt erfüllete. Die Trompeten worden geblasen, die Trummeln gerühret, alle Seiten- und Kling-Spiele gestimmet, der kayserliche hohe Hofstabe wurde rege, die löblichen steyermärkischen Stände erhuben sich, die Bürger kleideten sich auf das beste an, stunden völlig in ihren Waffen beysammen, ein jeder war auf das köstlichste gezieret, auf das prächtigste geschmucket“. Die Braut fuhr von Eggenberg in die Stadt, worauf die Trauung stattfand. Da „trieblete und wibbelte“ alles von Menschen; sie wollten die Kaiserin sehen und priesen „ihre fürtreffliche überirdische Schönheit, die Tapferkeit und das Majestätische hohe Ansehen ihres allerholdseligsten Gesichte“. Die Festlichkeiten, die hierauf stattfanden, die Ballette, Komödien und Schauspiele hat der Verfasser nicht geschildert, „weilen von jedem schon besondere Werkel ausgangen“. Am Schlusse seiner Darstellung pries er das Haus Habsburg, aus welchem „nach dem Ausspruch der heiligen Schrift, nach den Weissagungen der Sybillen und anderer künfftig der christliche Cyrus und derjenige große Held herfürtreten wird, der dem Türken und Antichrist den Kopf zerschmettern soll“.

3. Pestzeiten.

Im siebzehnten Jahrhundert hatte Steiermark viel von der Pest zu leiden, am meisten in den Jahren 1646 und 1679 bis 1684. Im Jahre 1679 wüthete die Pest in Wien, von wo sie durch das Gefolge des Kaisers Leopold, der sich im August flüchtete und eine Wallfahrt nach Maria-Zell unternahm, nach Steiermark gelangte. In mehreren Orten des Oberlandes, aber auch in Cilli trat die Krankheit mehr oder weniger bösartig auf. Im April 1680 zeigte sie sich in Pettau, im Mai zu St. Veit bei Graz, und bald darauf in dieser Stadt selbst und in verschiedenen Theilen des Landes. Die Krankheit war die echte orientalische Beulenpest. Sie begann mit großer Hitze und Brennen im Leibe; die Leute wurden von einem unbesiegbaren Durst befallen und verloren alle Kraft. Unter den Achseln traten Beulen auf, manche Kranke bekamen Fraisen, andere die „Hirnwuth", so dass sie zuletzt stumpfsinnig wurden oder sich wie toll herumwälzten.

Eine Infectionscommission mit dem Regierungsrathe Georg Seifried von Dietrichstein als Pestcommissär an der Spitze waltete unerschrocken ihres Amtes. Die von der Pest ergriffenen Häuser wurden wie in früheren Zeiten mit einem weißen Kreuze versehen und versperrt, doch für jedes ein Zuträger bestellt, der die Inwohner mit dem Nöthigen zu versehen hatte. Die Thore der Stadt blieben fast immer geschlossen, so dass auch die Vorstadtleute nicht hineingelangen konnten. Lazarethe wurden eingerichtet und Contumazhütten an verschiedenen Orten erbaut, so auf dem Wiesenplane vor der Leechkirche im jetzigen Stadtparke, neben dem Kälbernen Viertel längs der Mur, zwischen Waltendorf und dem Morellenfelde. Alle öffentlichen Zusammenkünfte in den Wirtshäusern und Bädern wurden verboten, aber in den Kirchen versammelten sich täglich viele Menschen, und auch an den Bittprocessionen betheiligte sich eine große Volksmenge.

Eine solche Procession fand am 6. Juli statt. Die Behörden, an ihrer Spitze der innerösterreichische Statthalter Georg Friedrich Graf von Mersperg und ein großer Theil der Bevölkerung nahmen

daran theil. Sie gieng von der Hofkirche aus und machte am Ende des Hauptplatzes und am Eingange in die Sackstraße halt. Hier sprach der Statthalter, umgeben von der lautlos horchenden Menge, das Gelöbnis aus, „zu Versöhnung des gerechten Zornes Gottes und Abwendung der an unterschiedlichen Orten des Landes wie auch in der Hauptstadt eingerissenen leidigen Seuche“ zu Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit eine Denksäule zu errichten.

In der Stadt Graz, die damals etwa 17.000 Einwohner hatte, starben ungefähr 5000 Menschen.

Nach dem Erlöschen der Seuche wurden auf dem Hauptplatze, auf dem Lend-, dem Griesplatze, im Münzgraben und St. Andrä Denksäulen errichtet; die letztere wurde später am Ende der Strauchergasse aufgestellt. Als die erstere, die aus Kupfer gegossene, reich vergoldete Dreifaltigkeitssäule auf dem Hauptplatze, am Beginn der Sackstraße, im Jahre 1685 eingeweiht wurde, hielt der berühmte Kanzelredner P. Abraham a Sancta Clara in der Stadtpfarrkirche die Festpredigt. Er stammte aus Schwaben, war in Wien in den Orden der Augustiner-Barfüßer eingetreten und wirkte von 1683 bis 1689 als Sonntagsprediger und dann als Prior im Grazer Augustinerkloster zu St. Anna im Münzgraben. Das Ende der Pest beschrieb er in seiner Predigt mit diesen Worten: „Anno 1680 ist der wütende Tod zu Grätz auf seinem falben Pferdt durch alle Gassen gesprengt, bis er endlich in die Gruben gefallen und den Hals gebrochen.“ Diese Grube aber war jene, in welcher „nachmalens die Ehrensaulen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit gestellt worden, dort in dieser Gruben hat der Tod den Rest bekommen“. Das Wüthen des Todes, der durch alle Gassen ritt, schilderte der Prediger also: der Tod

„ist kommen in die Sporrgasse, da hat es geheißen:

Meinem Pferdt gib ich die Sporrn,
Ich will euch wol ertappen;
Ihr seyt hoch oder nieder gebohrn,
Ich nimm euch bei der Kappen.

Er ist kommen in die Muhrgassen, da hat es geheißen:

Auch bey der Muhr führ ich mein Cur,
Will euch wol curieren,
Fort, fort, Allo! bereit euch nur,
Ihr müßt von dann marschieren.

Er ist kommen in die Schmidtgassen, da hat es geheißen:

Schlagt wacker mit dem Hammer zue,
Mein Pferdt braucht auch Hufeysen,
Im Grab werdt ihr bald haben Ruhe,
Das will ich euch wol weisen.

Er ist kommen in die Hofgassen, da hat es geheißen:

Ein Hofmann gib ich gar nit ab,
Bin ein gar grober Schlegel,
Ich würf den Herrn und Knecht ins Grab,
Triff König und auch Kegel.

Er ist kommen in das Kälberne Viertel, da hat es geheißen:

Das kälberne Fleisch ist nit mein Speiß,
Ich bin der Menschenfresser,
Um ein Fasttag ich gar nit weiß,
Ich mach euchs auch nit besser".[1]

Aber auch in anderen Städten und in Dörfern erlagen damals viele Menschen der furchtbaren Krankheit.

Die Bürger von Marburg erbauten nach ihrem Erlöschen die Barbara=Kapelle auf dem Calvarienberge; sie trugen selbst das Baumaterial herzu und verrichteten Tagwerkerdienste. In Cilli wurde die St. Josefskirche erbaut. Sogenannte Pestkreuze errichteten die Bewohner dankbaren Herzens an vielen Orten.

---

[1] Ilwof=Peters, Graz, S. 209.

4. Das Jahr 1683.[1]

In Ungarn herrschte in diesen Zeiten niemals Ruhe. Bald nach der Überwältigung der Verschwörung brach wieder ein Aufstand aus, an dessen Spitze der Graf Emerich Tököly stand. Er bemühte sich, die Unterstützung der Franzosen und Türken zu gewinnen, und fand beide dazu geneigt. In Steiermark lebte man stets zwischen Furcht und Hoffnung. Schon im August 1682 wusste man in Graz, dass der „Türk sambt denen ungarischen Rebellen gegen Ungarn heraufwärts in starkem Anzug begriffen", dass die Grenzorte Luttenberg, Radkersburg, Feldbach, Fehring, Fürstenfeld unbeschützt seien und so das Land dem „türkischen Rachen" offen stehe. Man begann, diesen Orten Pulver, Lunten und Blei zuzusenden und häufte in Graz Proviant an. Die Regierung ordnete an, dass das Dragonerregiment des Obersten Grafen Karl von Saurau und das Reckheimische Infanterieregiment, geführt vom Grafen d'Aspremont, an der Grenze von Luttenberg bis Hartberg und die Mur aufwärts bis Wildon in Städten und Märkten, in Dörfern und Schlössern vertheilt werde, und schickte dann auch noch einige andere Truppen in das Land. Aber diese Soldaten waren nur eine Last; ohne strenge Disciplin machten sie große Ansprüche, so dass es überall zu Ausschreitungen kam. Vornehme Adelige, deren Güter doch in den bedrohten Gegenden lagen, erhoben Einspruch gegen jede Einquartierung, und die Marburger verweigerten zwei Compagnien Kürassieren den Einlass in ihre Stadt.

Im Fasching 1683 waren überall alle „sonsten in Schwung gehenden Lustbarkeiten, Musiken, Mascharaden, Comödien, auch Springen und Tanzen" verboten, und der Landprofoß erhielt im Juli den Auftrag, alle „starken Bettler und müßigen Leut" anzuzeigen, damit sie bei den Befestigungsarbeiten verwendet werden könnten; denn die Festungswerke der Grenzstädte und die von Graz wurden

[1] J. v. Zahn, Quellen zur Geschichte des Jahres 1683 in Steiermark. Beiträge 20, 21. — J. v. Zahn, Das Jahr 1683 in Steiermark. Mitth. 31.

ausgebessert, die Kreidfeuerstationen untersucht und ausgerüstet und an den Übergangspunkten Verhaue angelegt. Diese Arbeiten sollten durch das Zusammenwirken der Herrschafts- und Güterbesitzer ausgeführt werden. Am wichtigsten waren die Verhaue am Semmering, wo die Bürger von Mürzzuschlag, die Schärfenbergischen Unterthanen von Hohenwang, die des Klosters Neuberg, die Stubenbergischen von Kapfenberg u. a. arbeiteten. Jedem Markt und jedem Gut wurde die Zahl der Bewaffneten vorgeschrieben, die sie als Besatzung auf den Semmering schicken sollten. Im ganzen kamen 2248 Mann zusammen, von denen jedoch immer nur der vierte Theil durch vier Tage Wache hielt.

In den Städten wurden die Bürger gemustert und bewaffnet, auch die Bauern erhielten Waffen.

Doch gieng man nicht überall mit übermäßiger Eile vor. Ende Juni ward es in Voitsberg „für guet angesehen, wenn sich die Burgerschaft in etwas mit Gewehr versehen thete", und in Leoben hielt man noch Mitte Juli das Einexercieren der Bürgerschaft für unnütze Pulververschwendung. Und doch hatten schon viel früher angesehene Personen die Stadt Graz verlassen und sichere Orte aufgesucht. Die Verordneten flohen mit den Geldern und Schriften nach Judenburg. Zum Stadtcommandanten von Graz wurde Ende Juli Graf Niclas von Strassoldo ernannt. In den Grenzstädten wurde aber mit großem Eifer vorgegangen. In Fürstenfeld musterte man die Bürger, besah die Zeughäuser, errichtete Proviantmagazine und besserte die Befestigungen aus. Da schlug am 13. Juni der Blitz in den Pulverthurm und richtete großes Unheil an: Basteien stürzten ein, die Geschütze wurden weit umhergeschleudert, das Kloster, das Rathhaus und viele Bürgerhäuser waren Trümmerstätten oder arg beschädigt. Die Stadt befand sich in einer entsetzlichen Lage; denn nicht allein die Türken, sondern auch die Ungarn waren zu fürchten. Hatte doch der nächste Nachbar der Stadt, der mächtige Graf Christoph Batthiany, sich für Tököly und die Türken erklärt, was er den „ehrenfesten, fürsichtigen, ehr-

samen und weisen Bürgern von Fürstenfeld, seinen besonders freundlich geliebten Nachbarn“ in einem Schreiben meldete. Bald darauf, am 17. Juli, überschritt eine Schar „hungerischer Rebellen“ die Grenze, doch kam die Stadt, aus der eben die Besatzung abgezogen war, glimpflich davon. Solche Einfälle wiederholten sich öfter. Kaiserliche Truppen, denen sich steirische Bauern anschlossen, drangen dann auch in Ungarn vor und plünderten auf den Gütern des Grafen Batthiany.

Fürstenfeld bekam nachher zwar wieder eine Besatzung, aber diese zog am 24. August ab, eben als ein neuer Einbruch der ungarischen Rebellen und Türken bevorstand. Die Bürger sollten sich mit einer kleinen Schar des steirischen Aufgebotes vertheidigen. Da erschien zu rechter Zeit ein Hilfscorps aus Krain unter dem Freiherrn Johann Weikart von Valvasor. Die Bürger hatten aber kein Vertrauen mehr und verließen die Stadt; nur siebzehn Greise und etliche Weiber blieben zurück. Als die Ungarn herangekommen waren, versuchten sie, die Vorstadt in Brand zu stecken, aber Valvasor beschoss sie aus seinem größten Geschütze. Die abgezogene Besatzung vernahm den Kanonendonner, kehrte sofort um und überfiel die Räuber, von denen 300 auf dem Platze blieben. Valvasor zog dann seine übrigen Leute, die er nach Radkersburg gelegt hatte, an sich und begab sich nach Hartberg.

In dieser Zeit der Aufregung traten in der obersteirischen Arbeiterschaft Absichten auf den Besitz der Jesuiten hervor.

Es gab in Wien Leute, welche allen Ernstes auch die Jesuiten als Urheber des Türkenkrieges bezeichneten; ihre Habsucht und das Streben, in den Besitz der Güter der ungarischen Rebellen zu gelangen, hätten den Wienern die Osmanen auf den Hals gehetzt. Der größte Theil der Jesuiten verließ daher Wien, und einige von ihnen gelangten über St. Pölten nach Leoben, wo seit 1613 ein Jesuitencollegium bestand. Auch verschiedene andere Wiener Familien fanden damals Zuflucht in den Bergen Obersteiermarks. Die Jesuiten hatten eine Besitzung in Gsoll bei Eisenerz,

und es verbreitete sich das Gerücht, dass sie dahin „eine großmächtige Summa Gelts, nemblichen bey dritthalb Startin voll“ gebracht hätten. Da machten sich Mitte August Bergknappen von Eisenerz und Vordernberg im Vereine mit Holzknechten auf, das Geld zu holen. Sie überfielen die Mühle und den Meierhof in Gsoll, zerschlugen, da sie kein Geld fanden, alle Fenster, Kästen und Öfen und trieben dann alles Vieh, das sich auf den Almen befand, auf einer Wiese zusammen. Sie „schussen fünf tapfere Schweine nieder, stachen zwei Kälber ab und schlugen einen Ochsen, welches sie alles straggs verkochten und verzehrten“. Hierauf schickten sie Gesandte nach Eisenerz und boten den gesammten Besitz der Jesuiten zum Kaufe aus; denn sie waren der Meinung, dass er nun ihnen gehöre, da „die Jesuiten diese Gütter auch nit mit guettem Tittel besitzen und an sich gebracht haben“. Man beruhigte die Leute einigermaßen dadurch, dass man jedem durch den Gewerkschaftscassier auf Kosten der Jesuiten einen Reichsthaler auszahlen ließ. Auch das Collegium in Leoben und das Stift Göß wollten sie überfallen, doch gelang es endlich, die Ruhe vollständig herzustellen.

Unterdessen war Wien von den Osmanen zwei Monate lang belagert worden.

Der Kaiser hatte die Vertheidigung dem Grafen **Ernst Rüdiger von Starhemberg** anvertraut. Die Starhemberger gehören zu den ältesten Familien Österreichs; sie führen ihr Geschlechtsregister bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts zurück, ihre Besitzungen liegen in Ober- und Niederösterreich. Ernst Rüdiger wurde zu Graz im Jahre 1638 geboren und trat frühzeitig in kaiserliche Kriegsdienste. Er nahm an der Belagerung Stettins theil, kämpfte in der Schlacht bei St. Gotthard gegen die Türken und in mehreren Schlachten gegen die Franzosen. Den größten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Vertheidigung Wiens; er hielt die schwer bedrängte Stadt bis zu ihrer Rettung durch das deutsche und polnische Heer. Dieses Entsatzheer brachte den Türken eine Niederlage bei und befreite die Stadt. Auch in Steiermark

rief dieser Sieg der Christen allgemeine Befriedigung hervor und wurde allenthalben durch Dankgebete gefeiert. Graf Batthiany lud jetzt selbst die Besatzung von Fürstenfeld, die drei Regimenter Saurau, Metternich und Aspremont, ein, in Ungarn einzumarschieren und auf die Türken loszugehen. Dies geschah denn auch.

Steiermark hatte also im Jahre 1683 nicht unter einem Türkeneinfall, wohl aber durch die Ungarn zu leiden.

Nur zwei gefangene Türken, so heißt es, bekam man in Steiermark zu sehen: der eine wurde von Radkersburg nach Graz geschafft, der andere, Mehmet genannt, war von dem Grafen Karl von Saurau gefangen und auf das Schloss Ligist gebracht worden. Dem scheint die Nachricht zu widersprechen, dass es den Jesuiten im Jahre 1685 in Graz gelang, neben zwölf Lutheranern und drei Calvinern auch fünf Mohammedaner zu bekehren.

Da die Türken auch in Ungarn durch die kaiserlichen Waffen Niederlagen erlitten und nach und nach aus dem Lande vertrieben wurden, so kam es zu keinem Einfall in Steiermark mehr. Doch hörten deswegen in Ungarn die Unruhen noch nicht vollständig auf. Schon 1703 bedrohten ungarische Rebellen, Kuruzzen genannt, unter der Anführung des Franz Rakoczy, die Gegend von Fürstenfeld, und im folgenden Jahre marschierte eine große Schar von Kuruzzen von St. Gotthard heran. Der Grazer Schlosshauptmann General Rabatta rückte ihnen über Fürstenfeld entgegen, erlitt aber eine Niederlage, worauf die ganze Gegend gebrandschatzt wurde. Nun wurde croatische Miliz nach Fürstenfeld verlegt, wodurch diese Stadt ganz verarmte.

II. Karl VI.

In seinen letzten Regierungsjahren hatte Kaiser Leopold I. auch wieder mit Frankreich, und zwar um das spanische Erbe zu kämpfen. Dieser spanische Erbfolgekrieg dauerte auch unter seinem Sohn und Nachfolger Josef I. (1705 bis 1711) fort. Da der

Kurfürst von Baiern auf Seite Frankreichs stand, wurde sein Land von den Kaiserlichen erobert und seine vier ältesten Söhne nach Klagenfurt gebracht. Auf Josef I. folgte sein Bruder **Karl VI.** (1711 bis 1740) in der Regierung Österreichs und auf dem deutschen Kaiserthrone. Karl ließ die vier Prinzen aus Klagenfurt und einen fünften aus München nach Graz bringen, wo sie erzogen wurden. Der Kaiser gab den Erziehern und Lehrern genaue Vorschriften, wie der Unterricht und die Erziehung beschaffen sein sollte. Der älteste Prinz, Karl Albert, der damals 17 Jahre alt war, studierte an der Grazer Universität. Erst nach Abschluss des Friedens, im Jahre 1715, reisten die Prinzen nach München zurück.

Da Karl VI. keine männlichen Nachkommen hatte, so erließ er die **pragmatische Sanction**, die im Jahre 1724 kundgemacht wurde. Dieses Reichsgesetz bestimmte zunächst, dass die habsburgischen Länder nie mehr unter mehrere Herrscher getheilt werden dürften, und setzte fest, dass im Falle des Aussterbens des Mannsstammes die Töchter Karls VI. und ihre Nachkommen, in Ermanglung solcher die Töchter seines verstorbenen Bruders Josef I. und ihre Nachkommen, und wenn auch solche nicht mehr vorhanden seien, die Nachkommen der Töchter Leopolds I. auf dem Thron folgen sollten.

Im Juni 1728 traf der Kaiser mit seiner Gemahlin und seiner elfjährigen Tochter Maria Theresia in Graz ein, wo am 6. Juli die feierliche Erbhuldigung stattfand, die letzte, die ein Landesherr in Steiermark entgegennahm. Der Kaiser hatte zwar die Stände auffordern lassen, bei dieser Gelegenheit vor allem dem Kaiser „unbeliebigen Luxus und daraus entspringenden zu vielfältiger Beschwerde gereichenden unnöthigen Kösten" abzustehen, allein keiner wollte hinter dem anderen zurückbleiben, und so gestaltete sich die Erbhuldigung zu einem überaus glänzenden Feste. Georg Jakob Edler von **Deyerlsperg**, landschaftlicher Syndicus und Obersecretär, hat die auf die Erbhuldigung bezüglichen Actenstücke gesammelt und alle Vorgänge schriftlich und bildlich beleuchtet in seinem Werke „Erbhuldigung, welche dem

römischen Kayser Carolo VI. zu Hispanien, Hungarn und Böheim König &c. als Hertzogen in Steyer von denen gesamten Steyrischen Landständen den 6. Julii 1728 abgeleget worden". Das Werk erschien „bey denen Widmanstätterischen Erben". Einige Zeilen aus der Einleitung, welche der Verfasser recht schwungvoll zu gestalten versuchte, mögen als Stilprobe angeführt werden: Kein Ding auf dieser Welt, versichert der Verfasser, ist gleich anfangs vollkommen; auch bei jedem Volke „rucket erstens aus denen düsteren Nacht-Stunden die freudige Morgen-Röthe hervor, bis das entfernete helle Sonnen-Licht mit näherer Ankunft auch den mehreren Glanz und endlich volkommenen Mittags-Anschein von sich gibet; in solcher Gleichheit ist die Allerdurchlauchtigste Welt-Sonne diesem Hertzogthum Steyer vorhin aufgegangen, bishin sie mit eingetrettener voller Glantzes-Gegenwart selbes erfreulichst bestrahlet hat".

Die Zeichnungen zu den dreizehn Kupferstichen des Werkes lieferte Ignaz Flurer, den Stich besorgte Johann Heinrich Störcklin in Augsburg.

Im Jahre 1730 wurde die Landtafel eingeführt, welche schon Leopold I. angeregt und nach ihm Josef I. anbefohlen hatte. Für Steiermark wurde 1737 ein Gesetz über das Erbrecht erlassen, das mit dem für Ober- und Niederösterreich, Kärnten und Krain übereinstimmte, so dass also in dieser Sache zwischen den genannten Ländern Rechtseinheit herrschte.

III. Innere und Culturzustände.

1. Das Hexenwesen.[1]

Eine der beklagenswertesten Folgen des dreißigjährigen Krieges war die Unwissenheit des Volkes, aus der sich eine unglaubliche Roheit entwickelte. Nicht das Volk allein, auch studierte Männer glaubten damals, wie auch schon in früheren Zeiten, an Zauberer

[1] Die Gallerinn auf der Riegersburg. Drei Bände, Darmstadt 1845. — Steiermärkische Geschichtsblätter, III, 1882. — Ilwof, Hexenwesen und Aberglauben in St. (Zeitschrift d. V. f. Volkskunde VII. Berlin 1897.)

und Hexen. Die Hexen standen mit dem Teufel in Verbindung, um mit dessen Hilfe ihren Nebenmenschen durch Hervorrufung von Gewittern und auf andere Art zu schaden. Zugleich erhielten sie vom Teufel das Versprechen großer Reichthümer, wogegen sie ihm ihre Seele verschreiben, die Dreifaltigkeit verleugnen und die Hexenberge besuchen mussten. Als solche galten der Schöckel, der Pleschkogel, der Donati, der Bacher, die Gleichenberger und der Stradnerkogel. Auf diese Berge begaben sich die Hexen auf Besenstielen oder Ofengabeln, dort hielten sie mit dem Teufel Mahle und Tänze.

Auch in Steiermark war die Blütezeit des Hexenunwesens das siebzehnte Jahrhundert. Wer als Zauberer oder als Hexe angeklagt war, wurde zuerst „gütlich" gefragt und erst, wenn die Aussagen nicht genügend schienen, der Tortur unterworfen, oder, wie man zu sagen pflegte, peinlich gefragt. Die Daumen wurden in Schrauben gebracht und gequetscht, Schienbein und Waden in spanischen Stiefeln zusammengepresst; dann wurde der Zug angewendet, d. h. es wurden dem Unglücklichen die Hände auf den Rücken gebunden und er daran mit einem Seile in die Höhe gezogen. Auf solche Art wurde beispielsweise im Jahre 1695 eine Hexe zu Liechtenegg im Landgerichte Pettau „zu Sagung der Wahrheit angemahnet". Zuletzt sagten alle Hexen die entsetzlichsten Dinge aus, die man wissen wollte.

So erfährt man aus den Processacten, dass die Hexen von den Teufeln auch in feurigen Kutschen, die mit schwarzen, gehörnten Pferden bespannt waren, abgeholt und zu Kreuzwegen geführt werden. Bei dem Marburger Hexenprocess vom Jahre 1546 wurde ausgesagt, dass eine Hexe einen Geist in einem Fläschchen, und eine andere ihren Geist in Gestalt eines Hundes an einem Bande mit sich führte. Ein Hirt in Obersteier, der dem Teufel seine Seele überlassen, erhielt dafür zwei Wölfe, die ihm beim Viehhüten dienten und die er auch verwendete, um dem Vieh seiner Feinde Schaden zu thun. Im Jahre 1602 sagte ein zwölfjähriges Mädchen infolge „guettigen Examens" aus, dass seine Mutter auf

einem gehörnten Ross oder auf einer „Ofenschüssel“ in der Gegend von Judenburg und Knittelfeld durch die Lüfte geflogen sei und böse Wetter gemacht, dass sie aus einem Gottesacker ein Todtenbein genommen, zerstoßen und zur Zauberei verwendet habe.

Eine Hexe zu Gutenhag im Gerichtsbezirke St. Leonhard erzählte im Jahre 1661, dass sie am 1. Mai mit einer Hexengesellschaft bei einem Kreuze gewesen, aus dem ein Mitglied der Gesellschaft Wein herausgelassen habe; dann habe eine Hexe den andern eine Salbe „geschmiert, auf welches ihnen allen der Leib federig worden und alsobald am Rohitschberg, voran der Böse, nachmallen die andern gleichwie die Storchen geflogen, darunter hätte sie unzahlbar viel Leute, krobatische, geist- und weltlichen Stands Leute gesehen“.

Die Hexen verstanden es also, Hagel herbeizuführen, Feldern und Weingärten die Fruchtbarkeit zu nehmen, den Kühen die Milch zu entziehen oder einen größeren Milchreichthum zu geben, Kranke zu heilen, ja sich unsichtbar zu machen.

Da der Teufel den Hexen gewöhnlich am Körper ein Zeichen machte, so wurden die Angeklagten vom Scharfrichter untersucht; jedes Muttermal galt als Zeichen des Teufels. Aber auch ohne solche Zeichen war fast jede Angeklagte dem Tode geweiht.

Als 1673 zu Gutenhag eine Zauberin während der Tortur starb, berichtete dies der Landgerichtsverwalter mit dem Ausdrucke des Bedauerns; denn „wann die Verstorbene das Leben erhalten, hätte wider sie von neuem ein Process formiert werden müssen. Dieweilen aber sie, Thätterin, so abscheulich Todts verblichen, muess es mit diesen vorkehrten Processen von diesmallen sein Bewenden haben“.

Die Urtheile sind fast immer gleichlautend. Das vom Landgericht Rein im Jahre 1686 abgegebene Urtheil lautet: „Auf dieser armen Sünderin Margret Jantscherin hierob beschriebene gethane und bekannte Missethaten haben meine Herren Beisitzer einhellig geschlossen und zu Recht erkannt, dass sie dem Freymann

in seine Hand und Band soll übergeben werden, der soll sie nehmen, wohlverwahrter zu der Gerichtsstatt hinausführen und alldort mit dem Strang vom Leben zum Tod hinrichten, den Körper zu Staub und Aschen vertilgen. Gott sei gnädig der armen Seel. So auch exequirt worden im Landgericht Rein den 8. April anno 1686. Dr. Johann Tillerich, kayserlicher Bannrichter zu Steyer.“

Infolge des großen Processes, der in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in Feldbach durchgeführt wurde, erlitten Bürgerfrauen und Landleute beiderlei Geschlechtes den Tod, und der Pfarrer von Hatzendorf, Georg Agricola, wurde von der Kirche ausgeschlossen und im Kerker zu Feldbach erdrosselt. Im Trauttmansdorff'schen Gerichte Gleichenberg starben auch in den folgenden Jahren viele Personen als Hexen und Zauberer.

Kein Amt, keine Würde schützte vor dem Verdachte der Zauberei. Ein Verwalter in der Gegend von Luttenberg rühmte sich im Jahre 1673, dass er zwei Jahre lang „wegen Ausreuttung des aldorten herumben sich befundenen Hexennestes mit höchster Lebensgefahr“ sich beflissen und in dieser Zeit 41 habe „justificieren“ lassen. Dieser blutdürstige Hexenverfolger gerieth aber dann selbst in den Verdacht, der Zauberei zu huldigen, doch gelang es ihm irgendwie, die Tortur glücklich zu bestehen und der Gefahr zu entrinnen.

Es ist bewiesen worden, dass in dem, was man von den Hexen erzählte, religiöse Vorstellungen aus der alten heidnischen Zeit enthalten sind, die aber im Laufe der Zeit arg entstellt worden waren. Die uralten freundlichen und Segen spendenden Wesen, die sich den Menschen zeigten, waren zum Teufel, die alten Opferfeste, die im Freien stattfanden, zu Schmausereien mit ihm umgestaltet worden. Und diese entsetzlichen Anschauungen und Verirrungen erhielten sich wegen der völligen Vernachlässigung der Naturstudien, und die Gesetzgebung, die doch von studierten Männern ausgieng, bestärkte das Volk darin. In der Landesgerichtsordnung Kaiser Ferdinands III. vom Jahre 1656 heißt es: „Auf rechte

Zauberei, sie geschehe mit ausdrücklich oder verstandener Verbindtnuss mit dem bösen Feind, dadurch den Leuten Schaden zugefügt wird, oder auch auf diejenigen, welche neben Verlaugnung des christlichen Glaubens sich dem bösen Feind ergeben, ob sie schon sonsten durch Zauberei Niemand Schaden zugefügt, gehört die Strafe des Feuers, welche doch aus erheblichen Umständen und, wann der Schaden nicht groß, bei bußfertigen Leuten durch die vorhergehende Enthauptung gelindert werden kann." Auch der steirische Regimentsrath Nikolaus von Beckmann, der im Jahre 1681 in Leibnitz einige Hexenprocesse durchführte, glaubte an Hexen; er berichtet im Jahre 1688: „Die Zauberei ist leider hier in diesem Land bei denen gemeinen Leuten durch des Teufels Betrug so sehr eingerissen und wird so verborgen gehalten, dass alle Landgerichte und Bannrichter mit diesem verfluchten Hexengeschmeiß genug zu thun haben und können sie dennoch nicht ausrotten."

Dass auch Beckmann sich von den Vorurtheilen seiner Zeit nicht losmachen konnte, ist um so auffallender, als er in anderen Beziehungen den Anschauungen seiner Zeitgenossen weit vorausgeeilt war. Er stammte aus Holstein, war Professor an der schwedischen Universität Lund, trat aber 1679 in österreichische Dienste und wurde im folgenden Jahre Regimentsrath in Graz, wo er in hervorragender Weise thätig war und 1698 starb. Sein wichtigstes Werk, das vom steirischen und österreichischen Recht handelt, erschien 1688. Er trat für die Abschaffung des Zunftzwanges und die Errichtung von Zwangsarbeitshäusern ein, tadelte die große Güteranhäufung in einer Hand und erklärte die Umgestaltung der Patrimorialgerichte in kaiserliche Gerichte für wünschenswert.

2. Stand der Naturwissenschaften.

An Hexen und Zauberkünste glaubte doch sogar der gelehrteste Mann dieser Zeit, Dr. Adam Lebenwaldt, der Arzt und Naturforscher und sogar Mitglied der kaiserlichen Akademie der

Naturforscher in Breslau war.[1] Er stammte aus Oberösterreich, wirkte seit 1652 in Graz, wurde 1655 Stiftsarzt in Admont, und starb 1696 in Leoben. Zu seiner Zeit war die Arzneikunde, wie er selbst sagt, „in weit größere Perfection kommen". Er war ein Gegner der Astrologie, mit der sich jene beschäftigten, welche aus der Stellung der Gestirne die Zukunft der Menschen vorhersagen wollten, und nennt es einen teuflischen Aberglauben, aus den Sternen die Geschicke der Menschen zu lesen; aber er glaubte, dass die Pest durch bösartige Sterne entstehe. Diese befeuchten und vergiften nach ihm durch ihre Dämpfe die Luft, die Luft theilt das Sternengift dem Wasser, dieses der Erde und die Erde den Pflanzen mit. So entstehe die Pest. Dass es Hexen gebe, war ihm genau bekannt; er gab auch Anleitungen, wie man sich vor den Versuchungen des Teufels bewahren könne, der die Menschen zur Zauberei verführe.

Lebenwaldt war auch davon überzeugt, dass die bösen Geister körperlich erscheinen können. Man habe, sagt er, genug Beweise, dass „bei unseren Zeiten auf den Friedhöfen, Gräbern, auf Örtern, wo Scharfrecht gehalten worden oder Schlachten geschahen, in alten Schlössern und Gebäuden, ja in bewohnten Häusern abscheuliche Gesichte und Gespenster gesehen worden sind. Es dürfte auch selten einer gefunden werden, der sagen könne, er habe in seiner Lebenszeit nicht etwas erschreckliches oder unmenschliches gesehen oder gehört".

Die Kalender brachten damals „Wahltage und verworfene Tage", d. h. glückverheißende und unglückselige. Man hatte Scheu vor dem ersten Montag im April, weil an diesem Tage Kain den Abel erschlagen, vor dem ersten Montag im August, weil dies der Tag war, an dem Sodoma und Gomorrha zerstört worden, vor dem ersten Montag im December wegen des Verräthers Judas. Diesen Unsinn verurtheilte Lebenwaldt sehr entschieden. Er verhöhnte auch die Alchemisten und Goldmacher, deren es auch in

---

[1] Peinlich, Doctor Adam von Lebenwaldt. Mitth. 28.

Steiermark gab, ließ aber die „physikalische Gesichtskunst" (Physiognomik) unter gewissen Bedingungen gelten.

Er war fest überzeugt, dass man einmal eine Universal-Medicin erfinden würde, mit der man das Leben verlängern werde. Zu seinen vortrefflichsten Mitteln gehörten die Gemsenkugeln, eine Missbildung, die im Magen der Gemsen gefunden wurde. Es herrschte damals allgemein der Glaube, dass solche Gemsenkugeln, ferner Herzen, Lungen und Lebern von Steinböcken, Gemsen und Hirschen vortreffliche Heilmittel seien, und dass Gemsenkugeln sogar unsichtbar und kugelfest, d. i. unverwundbar machten. Ja eine Gemsenkugel, die zwischen dem 14. August und dem 8. September gefunden wurde, galt als Universalmedicin gegen alle Gebrechen der Natur wie gegen die bösen Geister. Weiße Kugeln galten als die wirksamsten, denn sie enthielten die kostbarste Essenz. So großartige Wirkungen schrieb Lebenwaldt der Gemsenkugel nicht zu, aber bei Kopf-, Magen- und Herzkrankheiten schien sie ihm gute Dienste zu leisten. Einem Manne, der vom Schlage gerührt worden war, bereitete er aus sechzig solcher Kugeln eine „köstliche Medicin", die den Kranken so gesund machte, dass er noch vierzig Jahre lebte.

Noch weniger als gelehrte Männer konnten sich der Bürger und der Bauer vom Aberglauben losmachen. Da der Wunsch nach Glück und Reichthum unter den Menschen damals ebenso verbreitet war als jetzt, so gab es viele, die sich eine Alraunwurzel zu verschaffen suchten; denn ihr schrieb man seit alten Zeiten die Kraft zu, Glück zu bringen. Sie war aber schwer zu gewinnen, denn sie musste um Mitternacht unter einem Galgen ausgegraben werden, doch gab sie sich leicht zu erkennen, denn sie schrie wie ein Kind, wenn man sie aus der Erde zog. Sie wurde dann gebadet und gekleidet und hieß nun Alraunmännchen. Da aber die Alraunpflanze (Atropa Mandragora) nur in Unteritalien wuchs, so war sie in Steiermark nicht aus dem Boden zu ziehen, so viele Galgen man hier auch haben mochte. Und da die Einfuhr schwer möglich war, so nahm man die einheimische Zaunrübe (Bryonia)

dafür. Die Herstellung solcher falscher Alraunmännchen wurde ein Industriezweig, mit dem sich besonders abgedankte Landsknechte befassten. „Die landstreicherischen Betrüger", erzählt Lebenwaldt, „machen viel Possen mit der Alraunwurzel, sie formierens wie ein Mensch, nennen es Galgenmännlein, verkaufen es theuer. Aber es ist nur von der Bryoniae-Wurtz geschnitten". Die Fabrikanten solcher glückbringenden Alraunmännchen zogen im Lande umher und verkauften ihre Ware in den Wirtshäusern und Bauernhöfen um theures Geld.

Mit der „Bergruthe" und dem „Bergspiegel" konnte man damals Metallager in der Erde auffinden, und die „Wasserruthe" half Wasserquellen suchen. Die Wasserruthe war ein Haselzweig, der unter gewissen Sprüchen geschnitten worden war. Die Waffensalbe diente zur Heilung von Wunden; aber nicht diese, sondern die Waffen, mit der sie geschlagen worden, mussten mit der Salbe bestrichen werden, worauf sie eine Wirkung in die Ferne ausübte. In Obersteier wagte man nicht, die Raubthiere bei ihren eigenen Namen zu nennen aus Furcht, dass sie kämen und Schaden thäten, man nannte den Fuchs „Langschwanz", den Wolf „Unziefer", den Bären „Breitschädel". Solche abergläubische Meinungen ließen sich in großer Anzahl anführen.

3. G. M. Vischer.

In dieser Zeitperiode entstanden die schönen Werke Vischers. Georg Matthäus Vischer wurde im Jahre 1628 in einem Gebirgsdorfe Tirols geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde 1666 Pfarrer zu Leonstein in Oberösterreich. Er beschäftigte sich jedoch lieber mit der Vermessung und Aufnahme des Landes und trat auch mit den Ständen von Steiermark behufs Herstellung einer Karte ihres Landes in Verbindung. Die erste Specialkarte des Ostalpengebietes und von Steiermark stammt von dem Wiener Arzte Wolfgang Laz, der sich auch als Historiker

bekannt gemacht hat; sie blieb bezüglich der Darstellung der Details lange unübertroffen.[1] Vischer begann im Jahre 1674 das Land zu bereisen und aufzunehmen und brachte im Jahre 1678 eine Landkarte fertig, die von dem tüchtigen Künstler Andreas Trost in Kupfer gestochen wurde. Sie besteht aus zwölf gleich großen Blättern, von denen das zehnte fast ganz mit einer allegorischen Anspielung auf die Naturproducte Steiermarks ausgefüllt ist und folgende die Fruchtbarkeit des Landes rühmende Verse enthält:

Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley
Und Flüss und Berg hier geben
Der Fisch und Wildpräth mancherley
Zu Nutz des Menschen leben.
Des Saltz ist hier ein Üeberfluss,
Man führts in fremde Lande,
Und was nur dient zum Lebensgnuss,
Gibt alls dies Land zur Hande.
Zur Menschen Gsundheit gibt es auch
Wildbäder und Sauerbrünnen,
Die ohne üblen Gschmach und Rauch
Reichquellend hervorrünnen.

Vischers zweites Hauptwerk ist die Topographie, oder, wie es gewöhnlich genannt wird, das Schlösserbuch. Es enthält Abbildungen der Schlösser, Klöster und Städte des Landes.

Im Jahre 1676 legte Vischer den Ständen den Plan zu diesem Werke vor, und verlangte für die Zeichnung und den Stich eines Blattes sechs Gulden. Doch die Stände giengen nicht darauf ein, das Werk aus Landesmitteln herstellen zu lassen und die Einzelbeträge von jedem Gutsbesitzer, Abt oder der betreffenden Stadt einzuheben, mussten aber später doch die Sache in ihre Hand nehmen, da einzelne mit der Bezahlung zu lange in Rückstand blieben, ja es sogar solche gab, die ihre „Geschlösser und

[1] J. v. Zahn, Steiermark im Kartenbilde der Zeiten vom zweiten Jahrh. bis 1600. Graz 1895. — Joh. Frischauf, Die erste Specialkarte der Ostalpen. „Österr. Alpenzeitung“ 1896.

Clöster gar nicht drein bringen lassen wollten". Den Stich der meisten Platten besorgte Andreas Trost, der auch nach dem Tode Vischers einige Zeichnungen lieferte. Beim Ableben Vischers, der 1599 in Wien starb, war also das große Werk nicht vollendet. Die Nachlassgläubiger Vischers veranstalteten dann, um zu ihrem Gelde zu kommen, aus den Exemplaren, die Vischer vertragsmäßig zugestanden waren, eine Ausgabe, die jedoch nicht so reichhaltig an Blättern ist als die Grazer Ausgabe, die 462 bis 465 Blätter enthält.

Vischers Schlösserbuch ist ohne Zweifel ein Werk von nicht gewöhnlicher Bedeutung. „Hätten wir Vischer nicht", sagt sein Biograph, „so besäßen wir auch keine Ahnung von dem Zustande unserer mit Burgen und Städten reich ausgestatteten Heimat, und wie sie darin vor zwei Jahrhunderten ausgesehen. Er war der erste und auf lange, lange Zeit auch der letzte, der uns davon zeichnete und zeigte, der die dürre Öde der bildlichen Darstellungen unterbrach, der unser Land den westlichen Gebieten auf diesem Felde der Heimatskunde in hervorragender Weise anreihte, der den Stolz alter Zeit uns durch seine kunstgeübte Hand vererbte".[1] Weit lebhafter als historische Darstellungen zaubert uns Vischers Werk die Vergangenheit vor unser Auge. Darin finden sich vielthürmige Burgen auf weithinschauender Höhe, zu ihrer Zeit der Stolz des Landes und der alteingesessenen vornehmen Geschlechter, denen sie angehörten; heute sind viele dieser Geschlechter ausgestorben oder verarmt, und von ihren Festen ragen nur einsame Thurm- und Mauerreste aus Geröll und Gestrüpp empor. Dort sind Klöster abgebildet, deren Gründung weit zurückreicht, umfassende Bauten, reich belebt; heute dienen manche von ihnen weltlichen Zwecken oder es weiden die Ziegen auf ihrem übergrünten Getrümmer. Endlich sind da Städte und Städtchen, die einen hinter Mauergürteln geborgen gegen die ostnachbarliche Unsicherheit,

---

[1] J. v. Zahn, G. M. Vischer und seine Wirksamkeit in Steiermark. Mitth. 24, 127.

die anderen meist mehr malerisch gelegen als bautenreich; heute haben sie sämmtlich ihren Umfang ausgedehnt, die Mauern fielen, die Straßen recken sich weit in die Umgebung hinein und ziehen die nächsten Ortschaften zur Stadt; Fabriken und Gewerbe beleben die Nachbarschaft, und nur wenige haben durch eigenthümliche Verhältnisse in der Zeit nicht gewonnen.

Von Vischers Einzelarbeiten sind die große Ansicht der Hauptstadt Graz, die große Ansicht von Admont, die Doppelaufnahme der salzburgischen Befestigungen an der Mandling und der „Abriss der Landgranitz auf dem Semring zwischen dem Herzogthumb Steyer und Ertzherzogthumb Österreich“ hervorzuheben.

4. Graz.

Von der Hauptstadt Graz haben wir eine Beschreibung aus dem Jahre 1658, in welcher es heißt: „Grätz liegt am Fluss Mur nach der Länge und Ebene, hernach ziehet sie sich etwas gegen den Berg, worauf das Schloss stehet. Ist nicht groß, aber sonst schön und wohl erbauet, hat seine große Vorstädte und ein hübsches wohlerbautes Land herumb. Ist auch ziemlich fest, mit einem Wall und Bollwerken, auch schönen starken Thoren versehen. Sonderlich aber wird das vorgedachte obere Schloss, so hoch auf einem Berge (der umb und umb frei und felsicht ist und dem ganzen Land herumb gebieten kann) lieget, fast vor unüberwindlich gehalten, wie schon längst zuvorher im Jahre 1260 König Bela aus Ungarn davor nichts hatte ausrichten können. Und der türkische Kayser Solyman, als er im Jahr 1532 bis hieher kommen, soll sich sonderlich gefürchtet haben, ist auch nicht weiter ins Land hinauf gezogen, sondern sich oft umbgesehen, ob er nicht von Kayser Carlen dem fünften hinter- oder vorwärts oder auf der Seiten möchte angegriffen werden, und dahero hat er nahend Grätz über die Mur mit Unordnung gesetzt. Es ist diese Festung mit kleinen und großen Stücken, deren bey die hundert seyn, und mit allem

wohl versehen, und hat stets ein Ordinari=Besatzung darauf liegen. In einem Thurm ist ein Horn von vielen Pfeifen zusammengesetzt, das wird alle Morgen und Abend getreten. Es hat auch in dem Schloss, so eine große Weite und etliche Plätze hat, eine Capelle für die Soldaten, und wird alle Tage des Morgens umb sieben Uhr mit einer großen Betglocken geläutet. Ist über dieses auch mit etlich Ross= und Hand=Mühlen und mit einem sehr tiefen Brunnen, der stets beschlossen ist, damit man solchen im Nothfall sauber haben möge, wohl versehen. Nächst diesem ist in der Stadt die Burg oder erzherzogliche Residenz, darinnen eine schöne fürstliche Bibliothek von geschriebenen und gedruckten Büchern in zwey Zimmern zu sehen, daneben ist auch die fürstliche Kunstkammer, darinnen unter anderen seltsamen Abentheuern etliche heydnische Götzen, so die Amerikaner vor der Zeit verehret haben, anzutreffen.

Es ist auch allhie die innerösterreichische Regierung, dahin alle Appellationen aus Steyer, Kärnten, Krain, der windischen Mark und Görz gehen, weswegen dann, wie auch der Landtage, auch anderer Versammblungen halber, so in dieser Stadt zur öftern angestellt werden, wie auch nit weniger wegen der Academie und der zwey fürnemben Märkte, deren jeder 14 Tage währet, es stets einen großen Adel, auch viel ander Volk neben einer feinen und vermöglichen Burgerschaft und Handthierung allhie gibet, und viel Zuführens von unterschiedlichen Orten, auch gar aus Ungarn dahin ist.

Das Regiment der Stadt bestehet bey Bürgermeister, Richter und Rath, über welche es auch noch etliche Geheime Kayserliche Räthe, deren Haupt der Statthalter ist, allhie hat, bey denen der höchste Gewalt stehet. Nächst diesen hat es auch Kammerräthe der Kammergüter halben und wegen des Landes einen Landeshaupt=mann, Landmarschallen, Pfenningmeister und andere Ambtspersonen mehr. Der Weinwachs und Traidboden ist noch zur Zeit nicht so gar fruchtbar und träglich, dieweil sich erst die Berge oberhalb von einander zu thun anheben und unter der Stadt das Feld, so man

das Grätzer Feld nennt, je länger, je weiter wird; doch gleichwohl kann man dieses Orts, weil viel Zuführens aus denen benachbarten Orten ist, allhie umb ein Leidentliches noch zehren."

Nach dem Plane vom Jahre 1657 war die Stadt vom äußeren Sackthore bis zur Bastei am kälbernen Viertel nicht durch eine Mauer geschützt. Von der Bastei am kälbernen Viertel bog die Festungsmauer nach Osten um; zunächst führte das Neuthor über den Stadtgraben; dann folgte die Bürgerbastei, nach dieser das eiserne Thor, hierauf die Landschafts- und weiter die Dietrichstein-Bastei (früher die Bastei am Grillbüchl). Dort wandte sich die Mauer nach Norden und umschloss die Burg; von der Burgbastei gieng die Mauer zur neuen Bastei in der Nähe des äußeren Paulusthores.

Die ökonomische Lage hatte sich nach dem dreißigjährigen Kriege in Graz wie in anderen Städten kläglich gestaltet. „Dazu hatten zwar mancherlei Ursachen zusammengewirkt, von denen das genussüchtige Leben und Treiben der meisten Staatsbürger nicht die geringste war, aber wie es schon zu gehen pflegt, sah man die eigentlichen maßgebenden Factoren nicht, sondern schob das Gesammtproduct ohne weiters irgend einem in die Augen fallenden Nebenumstande zu".[1] In Graz machte der ärmere Theil der Bürgerschaft, der vom Handwerke und Kleingewerbe lebte, für den Rückgang der städtischen Wirtschaft die zumeist reichen Rathsbürger verantwortlich. An der Spitze dieser Unzufriedenen stand der Schneider und Wirt Hans Fritz in der Schmiedgasse, der ein reicher Mann war und im Jahre 1665 das Kirchlein zu Maria-Grün erbauen ließ. Die Unzufriedenen verfassten eine Bitt- und eine Beschwerdeschrift, die sie dem Kaiser Leopold I. überreichten, als er im Jahre 1660 zur Erbhuldigung nach Graz kam. Sie verlangten die Wiedereinsetzung eines „äußeren Rathes" und die Beseitigung verschiedener Missstände. Bürgermeister der Stadt war

[1] Peinlich, Das städtische Wirtschaftswesen von Graz im Jahre 1660. Mitth. 29.

damals Simon Cordin von Rosegg, Stadtrichter Ferdinand Widmanstetter, Buchdruckereibesitzer und Gastwirt, Stadtschreiber Dr. Jakob Codrus, Rathsherren waren Georg Friedrich Vögtlin, Andreas Fleischhacker, Wolfgang Sartori, der aus Würzburg herbeigekommen war, Gabriel Kleinberger, Sebastian Haupt, der aus dem deutschen Reiche stammte und die Papiermühle in Graz gekauft hatte, Michael Ziegelmüller, Hans Hueber, Hof- und Landschaftsbarbier, Johann Raan, Seidenstricker, Perlhefter und Handelsmann, Peter Volk, der aus dem Bisthum Bamberg stammte, Friedrich Grimb und Melchior Gelb aus München. Diese Rathsherren arbeiteten den Bemühungen der Kleinbürger entgegen, so dass diese nicht alles erreichten, was sie anstrebten; aber ihrer Hauptbitte, dass der Bürgerschaft ein besonderer Einfluss auf die städtische Verwaltung oder doch eine genauere Einsicht, eine Controle über die Geldgebarung gestattet werden möchte, wurde Gehör geschenkt.

Der Kaiser ernannte eine Untersuchungscommission, bestehend aus dem Vicestatthalter Johann Maximilian Grafen von Herberstein und dem innerösterreichischen Hofkammerrathe Wolf Andreas von Kaltenhausen, und ordnete zugleich an, dass die Bürgerschaft vier Vertrauensmänner wähle, welche einen bürgerlichen Ausschuss bilden und in die Wirtschaftsrechnung des Magistrates war 1653 bis 1660 genau Einsicht nehmen und der Regierung einen Bericht vorlegen sollten.

Es fand sich manche Unordnung vor. Am sträflichsten war es, dass die Steuerrückstände nicht genau verzeichnet wurden, so dass sie mit der Zeit nicht mehr eingefordert werden konnten und Nachlass und Abschreibung eintreten mussten, was der Stadt zu großem Schaden gereichte. Die Regierung verlangte daher die Anlegung eines „Ausstandbuches", was aber noch 1706 nicht geschehen war, so dass die Regierung damals wieder erklärte, der schlechte Zustand der städtischen Finanzen rühre von dieser sträflichen Nachlässigkeit, von der schlechten Buchhaltung und den „verschiedenen Privatabsehen (d. h. Nachlässen der Rückstände) des Magistrates" her.

Die Untersuchungscommission fand heraus, dass manche städtische Einkünfte nicht verrechnet waren und der Gehalt der Rathsherren zu hoch sei. Ein Rathsherr erhielt eine „Jahres-Recompens“ von 150 Gulden, dazu ein besonderes Kirchtagsgeld von 24 Gulden, ein Neujahrspräsent von 18 Gulden und außerdem andere „Kanzleiregalien“; bis zum Jahre 1642 hatte jeder nur 50 Gulden bezogen. Wenn die Rathsherren einen Ausflug „auf Recreation“ nach Tobl unternahmen, musste die Stadt die Kosten tragen, und als im Jahre 1657 der Trauergottesdienst aus Anlass des Ablebens des Kaisers Ferdinand III. stattfand, erhielt jeder Rathsherr auf Kosten der Stadt ein Paar seidene „Klagstrümpfe“. Auch die Bezüge, welche der Stadtrichter „für seine vielfältigen Labores, Pericula vitae und sonsten zu Markt- und anderen Zeiten habenden unglaublichen Bemühungen“ genoss, wurden bemängelt. Bemängelt wurden auch die verschiedenen Regierungsbeamten, Advocaten und anderen Personen gemachten Geschenke, welche als eine Gabe in Bargeld oder in der Form von Wildpret oder einer Nachsicht der Steuer erscheinen. So wurde einer „Excellenz“ einmal ein Steuernachlass von 440 Gulden gewährt, dann bekam derselbe Herr eine Verehrung von 341, und später noch eine von 307 Gulden. Die Untersuchungscommission machte dazu die Anmerkung: „Wofür? Was für Dankwürdiges hat er der Stadt gedient?“ Ohne Geschenke scheint man damals bei den höchsten und hohen Beamten nichts ausgerichtet zu haben. Als ein Rathsherr im Jahre 1657 an den kaiserlichen Hof nach Prag geschickt wurde, um in einer städtischen Angelegenheit thätig zu sein, verehrte er dem obersten Kanzler 150 Gulden, dem Secretär ebensoviel und mindere Beträge den Schreibern, dem Kammerdiener des Kanzlers, den Trabanten und Thürhütern, den „Quardi-Soldaten“ und Pagen. Jeder nahm mit Dank an, was ihm geboten wurde.

Mit kaiserlicher Entschließung vom 21. Februar 1665 wurde dem Magistrat eine „höchst nothwendige Regul und Richtschnur“ gegeben, wie er künftig die Wirtschaft führen sollte. Sie enthält

u. a. auch die Bestimmung, dass der Magistrat nicht die Macht haben solle, ohne Einwilligung der Regierung und Hofkammer „Besoldung und Regalien für sich selbst zu verbessern".

So hatte die Opposition der Handwerker gegen die Partei des Magistrates wenigstens dahin geführt, dass man einen Einblick in das Wirtschaftswesen gewann und allerlei Mängel und Willkürlichkeiten erkennen konnte. Aber eine dauernde Besserung dieser Zustände ist nicht eingetreten. Wiewohl „die Regierung den besten Willen hatte, durch ihre Verfügungen allen Missständen ein Ende zu machen, den Magistrat und die Bürgerschaft mit einander zu versöhnen und dahin zu bringen, dass sie in bester Eintracht zur Hebung des Gemeinwesens zusammenwirken und die städtische Wirtschaft in besseren Flor zu bringen, so gelang ihr dies doch nicht. Die meisten misslichen Zustände blieben in ihrem alten Wesen, der Magistrat selbst schaltete und waltete, als wäre ihm gar keine bestimmte Regel und Richtschnur vorgeschrieben worden, und sonderbarerweise sah auch die Regierung diesem Treiben für gewöhnlich ruhig und gleichmüthig zu".

Doch wurden von Zeit zu Zeit Untersuchungscommissionen eingesetzt, die aber auch nichts bessern konnten. Die Commission vom Jahre 1723 sah den Untergang der Stadt schon sehr nahe, denn, so sagte sie, es genüge ein einziger „Unglücksstoss, um das ganze Gebäude des gemeinen Wesens auf einmal höchst bedauerlich über den Haufen fallen zu machen".

Eine regelmäßige Straßenbeleuchtung gab es in Graz bis in die Zeiten Maria Theresias nicht. Im Jahre 1718 trat der Reichsritter Johann Jakob Seeland, der allem Anschein nach sich in der weiten Welt umgesehen und die Einrichtungen großer Städte kennen gelernt hatte, mit dem Plane auf, in Graz die Stadtbeleuchtung einzuführen, wie sie „nit allein in großen Städten Paris, Brüssel, Dresden, Leibzig, Engeland, Holland, sondern auch in Festungen und kleineren Örtern, als Essek", bestand.[1] Die Mittel

[1] J. v. Zahns Steiermärkische Geschichtsblätter, I, 40 ff.

dazu wollte er durch eine allgemeine Steuer auf sämmtliche „Officianten und Bedienten“ beschaffen, die sich in den 22 Städten, 95 Märkten, 338 Schlössern, 15 Klöstern, 14 Propsteien, 4 Commenden und einem Bisthum des Landes aufhalten und „Ihrer Majestät wenig oder gar nichts contribuieren“. Er theilt die Leute, die er mit dieser Illuminationssteuer zu belasten gedachte, in siebzehn Classen und rechnet in die erste Classe die Doctoren der Rechte und der Medicin sowie die Eisenverweser, in die dritte die Secretäre und Stallmeister, in die fünfte die Kaufmannsdiener, in die achte die „Kammer-Jungfrauen“, in die neunte die Künstler und Handwerksleute, in die zwölfte die „Pferd- und Oxenknecht“, in die siebzehnte alle Bürger auf dem Lande. Die Fleischhauer sollten durch Abgabe von Unschlitt, das damals in großen Mengen nach Wien verschickt wurde, die Beleuchtung ermöglichen.

Trotz vieler Verhandlungen kam der Plan nicht zur Ausführung; denn es war ohnehin genug zu zahlen und dann war allgemein bekannt, dass „die Stadt Gräz nit also beschaffen, dass von vielen Raubereyen, Diebstallen und Mordthaten, als welcher Ursachen willen man eine Illumination vorzukehren pfleget, zu hören ist, ingleichen ist selbe auch nicht so volkreich oder von so großem Handl und Wandl, dass die nächtliche Weil dazuzunemben nothwendig oder die Finstere schädlich“. Seeland machte im Jahre 1723 in einer Eingabe an den Kaiser noch einmal auf die Vortheile der Stadtbeleuchtung aufmerksam, von denen die Verminderung der Raubanfälle und Diebstähle und die Verhinderung von Schadenfeuern die wichtigsten sind. „Es würden durch die Illumination“, sagt er, „viele Feuersbrunsten verhindert, wo in Ermanglung derselben Lackeien, Magd und Andere mit Fackeln, Spän und dergleichen oft nächtlicher Weil über die Gassen gehen, umb den Koth zu vermeiden, hernach durch entstehenden Wind oft die Flammen in ein Dach oder Stroh getragen wird, woraus das Feuer entstehet, welchem oft durch die Illumination abgeholfen würde.“

Der Unternehmer machte sogar darauf aufmerksam, dass sich infolge einer guten Stadtbeleuchtung der Fremdenverkehr heben würde, was der Stadt nur zum Vortheile wäre. Es würde nach seiner Meinung „in Consum mehr eingehen, dahero die Mauth- und andere Einkünften vergrößert, indeme bei einer Illumination viele Foristiere (Fremde) und andere Herrschaften animiert werden, allda sich copioser (zahlreicher) aufzuhalten, das Iluminations-Prospect zu genießen, und alda wohnhaft zu machen und länger aufzuhalten". Aber Seeland gewann selbst da niemand für seinen Plan, als er versprach, „bey der Stadt-Illuminationseinrichtung die Stadt beiderseits der Gassen mit breiten Steinern nach Nothdurft belegen zu lassen, auch zu besorgen, dass Morast, Koth und Wasser abgeleutet und die Stadt einem Theatro der Schönheit verglichen werden" könnte.

Die Einführung der Steuer auf die „Officialen und Bedienten" hätte also der Hauptstadt zur Zeit Karls VI. zur Straßenbeleuchtung, zu Bürgersteigen und vielleicht zu einer Art von Canalisierung verholfen, aber es ist nicht dazu gekommen.

Im Jahre 1724 wurde auf Befehl des Kaisers Karl VI. auf dem Gries ein großes Armenhaus errichtet, das auch als Arbeitshaus benützt werden konnte; denn es sollte dem überhand nehmenden Bettelunwesen steuern. Es erhielt auch eine Kirche mit einem eigenen geistlichen Beneficiaten, und hinter dem Arbeitshause entstand 1732 ein Zuchthaus „zur Bestrafung niederer Verbrecher, gesunder Bettler, trotziger untreuer Dienstbothen, unbändiger Handwerksburschen, ungehorsamer Kinder, Schuldenmacher u. s. w.".

Die schon früher gelegentlich erwähnten Wohlthätigkeitsanstalten bestanden fort, ein Waisenhaus nächst der Kirche Maria-Hilf wurde vor 1679 gegründet. Der edle Wohlthäter Matthias Schäffer von Schäffersberg ließ 1679 ein neues Gebäude bei dem Dominicanerkloster aufführen, und er und andere widmeten der Anstalt bedeutende Capitalien, so dass im Jahre 1768 darin 200 Waisen leben konnten.

5. Das Leben in den Städten.

Wie der Hauptstadt Graz, widmeten auswärtige Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts auch den übrigen Städten mehr oder weniger eingehende Beschreibungen. So wird beispielsweise von Judenburg Folgendes berichtet:

„Judenburg, die Hauptstadt in Obersteyer an der Mur, ist eine schöne wohlgebauete Statt. Hat neben andern acht Gassen sonderlich zwo Hauptgassen, die zu beyden Seiten durch die Statt gehen und durch welcher beyderseits der Länge des Platzes zwey Bächlein fließen. Es sind fünf Thor sammt einer Pforten. Es hat auch ein schön fürstlich Schloss in der Statt, die Burg genannt, da bisweilen, insonderheit wann zu Grätz die Pest regieret, die fürstliche Hofhaltung gewesen. Die Statt hat selbsten Bann und Acht, und wird zum Malefitz-Recht nur der Ankläger und Scharfrichter von Grätz herauff erfordert, und solches wird nicht auf offentlicher Gasse vor dem Rath-Haus, wie anderswo gebräuchlich, sondern auf dem Rath-Haus in einer weiten Stube, dahin man die armen Sünder führet, gehalten. Das Regiment belangend, so bestehet solches bey Burgermeister, Richter und Rath. Es hat diese Statt eine überdiemassen schöne und lustige Gegend, mit stattlichen Schlössern und Dörffern wol erbauet und angefüllet.“

Alle jene Meister, welche das gleiche oder ein ähnliches Handwerk betrieben, bildeten mit ihren Arbeitern eine Zunft.[1] Zur Grazer Schlosserzunft gehörten auch die Uhr- und Büchsenmacher.

Dass der Ursprung der Zünfte in das Mittelalter zurückreicht, ist schon gesagt worden. Die anfangs geringe Zahl der Zunftsatzungen wurde mit der Zeit stark vermehrt; auch erfuhren sie im

[1] J. v. Zahn, Materialien zur inneren Geschichte der Zünfte in Steiermark. Beiträge 14. 15. 18. – Gomilschak, Zünfte in Radkersburg. Beiträge 16. – Lange, Materialien zur Geschichte des Zunftwesens in Fürstenfeld, Beiträge 19. – Otto v. Zwiedineck-Südenhorst, Das Schlossergewerbe in Graz. (In „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Österreich“. Leipzig 1896.)

Zeitalter der Reformation und dann wieder seit der Gegenreformation vielfache Veränderungen.

Zunftordnungen sind aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in großer Zahl vorhanden; ihre Bestimmungen sind im großen und ganzen dieselben. Jede Zunft wollte die Störung des Gewerbes durch unbefugten Eingriff hintanhalten, die „Stimpler und Fretter“ unterdrücken. Man versuchte mitunter, alle Meister des Landes zu vereinigen; es entstanden auch in den Vierteln des Landes Vierteladen, die zeitweilig unabhängig, zeitweilig unter der Hauptlade in Graz standen. Die Grazer Schlosserzunft umfasste die Meister und Gesellen „in und außer der fürstlichen Hauptstadt Grätz auf drei Meill Wegs in Gezürk herumb als Gratwein, Feistritz, Frohnleiten, Passail, Weiz, St. Ruprecht, Gleisdorf, St. Georgen, Wildon, Preding, Stainz“. Jede Zunft wurde von einem freigewählten Zunftmeister geleitet, hielt ihre Versammlungen in der Zunftherberge, Gelder und Schriften wurden in der Zunftlade verwahrt, die der Obhut des Herbergvaters anvertraut war.

Der Knabe, der Lehrling werden wollte, musste seine „ehrliche Geburt“ nachweisen. Die Lernzeit dauerte gewöhnlich drei, bei der Grazer Goldschmiedzunft fünf Jahre. Manche Zunftsatzungen enthalten eigene Lehrjungenartikel. Frevelhaftes Reden, Spiel, Kegelscheiben und Kleiderputz war den Lehrjungen verboten; sie wurden verhalten, geistliche und weltliche Herren sowie die Frauen ehrerbietig zu grüßen und „allen Schaden vom Lehrherrn zu wenden“. Die Freisprechung des Lehrjungen geschah in Gegenwart des ganzen Handwerkes, dem dafür eine Mahlzeit oder eine Jause gegeben werden musste. In Fürstenfeld bekam der freigesprochene Schneiderlehrling eine Kleidung, bestehend aus einem Mantel, einer Hose, einem Paar Strümpfe aus Tuch und einem Wams aus Barchent. Ausgelernte Lehrjungen erhielten einen Lehrbrief, wofür einige Gulden in die Zunftlade und ein Schreibgeld zu entrichten waren.

Die Gesellen hießen auch Knechte oder Knappen. Zuwandernde Gesellen mufsten in der bestimmten Herberge einkehren und den „Herrn Vatter oder die Frau Mutter" bitten, ihr Bündel ablegen zu dürfen. Dann erkundigten sie sich bei dem Herbergvater um einen Meister. Hatte kein Meister angemeldet, dafs er einen Gesellen benöthige, so mufste der Herbergvater bei allen Meistern Umfrage halten. Ein Geselle, der keine Arbeit fand, erhielt eine Mahlzeit, die aus der Zunftlade bestritten wurde. Eine ehrbare Lebensführung war jedem Gesellen zur Pflicht gemacht. Bevor der Geselle Meister werden konnte, mufste er drei Jahre in der Fremde „auf der Wanderschaft" zugebracht haben. Den Lederergesellen von Judenburg, Knittelfeld, Oberwelz und Rottenmann war sogar eine dreijährige Wanderschaft außerhalb der Steiermark und ein dreijähriger Dienst im Lande vorgeschrieben. Aber die Aufnahme als Meister war noch an verschiedene andere Bedingungen geknüpft. Da in der Regel die Zahl der Geschäfte in einer Stadt festgesetzt war, so wurde manchem „die Meisterstückh begehrenden" Gesellen der Bescheid: „Wann eine Werkhstatt leer wirdt oder eines Meisters bedürfftig, soll er der erst hiezu von einem Handwerk befürdert werden." Die Zahl der Schlossermeister in Graz betrug lange Zeit vierzehn; das Meisterrecht konnte nur dann erworben werden, wenn einer der Meister starb oder das Geschäft nicht länger betreiben wollte. Der Geselle hatte zuerst seine Meisterstücke zu machen; ein fremder Geselle hatte drei, eines Meisters Sohn oder „welcher eines Meisters Tochter oder verstorbenen Meisters Wittib zur Ehe nimbt" zwei Stücke zu verfertigen. Wer Bindermeister in Pettau werden wollte, mufste wenigstens ein Jahr in dieser Stadt als Geselle gearbeitet haben und ein Fafs von fünfzig Eimern, ein „viereckete Wohnen" (Wanne) und ein Paar „gefasselte Emper (Eimer) mit einem eingefalzten Boden" liefern. Ein Geselle, der in Graz Wagnermeister werden wollte, mufste u. a. ein Paar „Kartaunenräder" verfertigen, die dann unentgeltlich in das landesfürstliche Zeughaus abgeliefert wurden. Die

Meisterschaft im Schmiedehandwerk zu Cilli erwarb sich ein Geselle dadurch, dass er „eines Herrn oder Stadtrichters Ross“ ordentlich beschlug, wobei er Gefahr lief, für jeden krummgeschlagenen Nagel ein Pfund Wachs zur Strafe entrichten zu müssen; dass er ferner ein Korbgitter für ein Fenster nach dem Augenmaße und eine Weingarthaue tadellos herstellte. Wer sich nicht getraute, diese Meisterstücke zu liefern, konnte sich mit zwanzig Gulden, sechs Pfund Wachs und einer Kanne Wein sowie mit 15 Kreuzern für den Schreiber abfinden. Niemand durfte dem Gesellen, der an den Meisterstücken nur in seiner freien Zeit arbeiten konnte, Hilfe leisten; war er nicht zur rechten Zeit fertig, so war er „so vill er Wochen darüber arbeiten thuet, alle Wochen drei Pfund Wax in die Ladt zu geben schuldig“. Hatte ein Stück mehr als „drei Tadel oder Mängel“, so musste der Geselle ein halbes Pfund Wachs als Strafe zahlen und drei neue Stücke liefern. Waren die Stücke ganz schlecht, so wurde er verurtheilt, noch einmal zu wandern und das „Handwerk besser zu erlernen“.

Der Zunft- oder Zechmeister überwachte die Ausführung der gewerbepolizeilichen Vorschriften und berief die Zunftmitglieder zu Versammlungen. Übertretungen der Vorschriften wurden durch festgesetzte Strafen gebüßt; die Strafgelder kamen in die Zunftlade. Konnte der Zunftmeister Streitigkeiten nicht schlichten, so hatte er die Sache dem Stadtrathe anzuzeigen. Eine Gerichtsbarkeit stand den Zünften nicht zu.

Die Zunftmitglieder nahmen mit ihrer Fahne an der Frohnleichnamsprocession theil; „welcher nicht dabey bis an das Ende verbleibt“, verfiel einer Strafe, die gewöhnlich in einem Pfund Wachs bestand. Nach der Procession, um zwölf Uhr, traten die Zunftmitglieder zu einer Versammlung zusammen. Die Zunftlade wurde wie ein Heiligthum angesehen. Bevor sie geöffnet wurde, hatten alle Zunftgenossen die Waffen abzulegen, „darunter auch die Messer verstanden“. Vor offener Lade wurden Klagen vorgebracht; solange sie offen stand, durfte niemand die Versammlung

verlassen. Fluchen, Schwören, jede Gotteslästerung, gegenseitige Beschimpfung, Poltern und „trotziges Reden vor der Lade“ war mit Strafen bedroht. Aber auch sonst verlangte man von jedem Meister eine tadellose Haltung; das „Überweinen“ und „Vollwerden“ war verboten.

Das Gesinde eines andern Meisters gegen diesen aufzuhetzen oder ihm die Kunden abzufangen, galt ebenso als eine unehrbare Handlungsweise wie mit auswärts gemachten Erzeugnissen Handel zu treiben. Wie die Zahl der Geschäfte festgesetzt war, so war auch bestimmt, wie viele Gesellen und Lehrjungen ein Meister halten durfte. Die Mitglieder einer Zunft sollten eben mit einem geringen Capital Gutes leisten und einen möglichst gleichen Erwerb, ein gutes Auskommen haben; es sollten nicht einzelne Zunftgenossen auf Kosten der anderen ein großes Vermögen erwerben. Daher durfte kein Meister einer Zunft Arbeiten ausführen, die einer anderen Zunft zukamen; so war es den Schlossern verboten, „Gebäuarbeit zu machen, als Schließen, Gitter, Klampfen, Scheibtrugen, Brunnemper, Fischbehalter und dergleichen Schmiedarbeit“. Wenn ein Meister schwer erkrankt war, mussten ihm die Mitmeister und Gesellen durch Wachen und „ander müglichen Dienste“ Beistand leisten; kam einer durch Unglücksfälle in Noth, so wurde ihm durch die Lade aufgeholfen. Von großer sittlicher Bedeutung war das Zusammenleben der Meister mit den Gesellen und Lehrjungen. Die Loslösung der Gesellen vom Haushalte des Arbeitgebers ist erst in unserer Zeit erfolgt.

Die Zunft war die Schule des Handwerks; sie erzog sich selbst die künftigen selbständigen Genossen.

Manche Zunft hatte noch eigene Vorrechte. So besaßen die Mühlen, welche zur Fürstenfelder Müllerzunft gehörten, sogar das Asylrecht. Wenn eine „Malefizperson“, d. h. ein Verbrecher, in eine Mühle floh, so durfte der Flüchtling nicht in Haft genommen werden, sondern der Müller stellte ihn nach drei Tagen dem Landesgerichte. Das Gut, das der Verbrecher mit sich führte, gehörte

dem Müller als Eigenthum, ausgenommen den Fall, dass jemand sein Eigenthumsrecht auf das Gut beweisen konnte. Dann musste aber der Müller entschädigt werden.

Von der Grazer Schlosserinnung weiß man, dass sie auch nach außen hin ein großes Ansehen genoss. In ihren Protokollen finden sich zahlreiche Bemerkungen über eingelaufene Anfragen der Schlosserzünfte von Wien, Brünn und Prag mit dem Zusatze, dass das Gutachten in der fraglichen Angelegenheit abzufassen sei.

Die Bader und Chirurgen erhielten vom Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1604 Privilegien, die vom Kaiser Leopold I. und seinen Nachfolgern in der „Handwerksordnung und Artikel der Bruderschaft der Bader und Wundärzte im Herzogthum Steyr“ neu bestätigt wurden. Wer Meister werden wollte, wurde von den ältesten Meistern und den Doctoren der Medicin geprüft; dabei wurde darauf gesehen, ob er „sich wohl auf Hirnwunden, Beinbrüch, Verrenkungen, allerlei gebrennte, gefallene, geschossene, gestochene und gehaute Wunden, wie auch Fistel, kalten und heißen Brand, auch in der Anathomia, Aufschneidt- und Zergliederung des menschlichen Leibs und allerlei Gebrechen desselben verstehe“. Um die Prüfung angenehmer zu gestalten und einige Abwechslung zu bieten, musste der Prüfling den Examinatoren „genuegsam spanischen Wein und Confect aufsetzen, und wird er sich gegen denen anwesenden Doctoren zu accomodieren und einzustellen wissen“. Wer die Prüfung nicht bestand, wurde nicht nur zurückgewiesen, sondern auch zu einer Geldstrafe verurtheilt. Das Meisterstück bestand in der Herstellung von Salben und Pflastern. Die Badergesellen zeichneten sich nicht immer durch großen Fleiß aus; im Jahre 1688 sandte die Bruderschaft der Bader und Wundärzte in Graz an ihre „Kunstgenossen“ ein Schreiben, in dem sie sich beklagten, dass „unsere Bursch“ auf dem Lande ihre Zeit mit „Fressen, Saufen, Spielen, Raufen und Schlagen“ in den Wirtshäusern verbrächten und die Nachtruhe störten, weshalb allen „Herren und Witfrauen“ aufgetragen wurde, ihre Hausthore um neun Uhr zu sperren.

Zu den Zünften kann auch die Maler-Confraternität gerechnet werden, welche im Jahre 1619 von Peter de Pomis in Graz gegründet wurde. Ihr gehörten die Maler und Bildhauer von Steiermark an; ihr Vorstand hieß Patron. Dieser Verein erhielt im Laufe der Zeit verschiedene Privilegien; vor allem durfte kein Maler und Bildhauer in Steiermark seine „freie Kunst" ausüben, der nicht der Fraternität angehörte. Diese führte einen fortwährenden Kampf gegen die Störer und Fretter, wie die Künstler genannt wurden, welche arbeiteten, ohne Mitglieder der Fraternität zu sein. Einem solchen Störer konnte die Fraternität mit Hilfe des Gerichtes sogar alles wegnehmen, was er zur Ausübung seiner Kunst nöthig hatte.

Einer Zunft ähnlich war vielleicht die „der Stadt Graz einverleibte Musikanten-Compagnie", welche zur „Befriedigung der ganzen Pfarrgemeinde" die Musik beim Gottesdienst besorgte, der aber von „unmeritierten Spielleuten und theils hergeloffenen Possenreißern viel Eintrag und Schaden" geschah, weshalb ihr Ferdinand III. im Jahre 1650 das Privilegium verlieh, dass sie vor allen anderen Instrumentalmusikern bei allen „sonderlich vornehmen Hochzeiten und Festivis den Vorzug haben und vor anderen gebraucht werden solle".

Die Zünfte behaupteten ihre Autonomie bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ungeschmälert. Von da an befahl die Regierung wiederholt der einen oder andern Zunft, einen Meister über die festgesetzte Zahl anzunehmen. Solche „eingeschaffte Meister" konnten aber gewöhnlich nur mit Mühe und nach langer Zeit festen Fuß fassen. Nach und nach gieng das Recht zur Verleihung des Meisterrechtes an den Magistrat über. Einen tiefgehenden Eingriff in den autonomen Charakter des Zunftwesens führte das Handwerkspatent Karls VI. vom Jahre 1732 herbei.

Vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert wurde in Steiermark in Töpfer- und Schmiedearbeiten viel geleistet.[1] Auch

[1] Vgl. K. Lacher, Kunstbeiträge aus Steiermark. Drei Jahrgänge. Frankfurt a. M. 1893—1895.

Bürgerhäuser zeigten damals kunstvoll gearbeitete Thür- und Fensterbeschläge, Thürklopfer, Oberlichtgitter, Aushängeschilder, Wetterfahnen und Wasserspeier. Viele davon sind verschwunden, doch weist Graz noch einige recht bedeutende Arbeiten dieser Art auf. Die schönste ist ohne Zweifel das prächtige Oberlichtgitter des Thores im Palaste Saurau in der Sporgasse 25.

Die Verwaltung der Städte und Märkte besorgte wie schon in den früheren Zeiten „Richter und Rath".[1] Der „äußere" Rath bestand in den meisten Städten seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht mehr, und der „innere" wurde nicht mehr überall jährlich erneuert, sondern die Räthe behielten ihre Würde längere Zeit und bekamen oft auch eine Besoldung. Der Richter wurde alljährlich gewählt, aber es kam vor, dass derselbe Bürger viele Jahre hindurch das Richteramt bekleidete. Der Richter einer landesfürstlichen Stadt, welche den Blutbann hatte, musste die Bestätigung der Regierung in Graz einholen, welche ihm den Acht- und Bannbrief übergab; die Richter unterthäniger Orte wurden von ihrer Herrschaft be-bestätigt. Nach der Neuwahl fand ein Gottesdienst statt, worauf dem Richter die Zeichen seiner Würde und andere Gegenstände, die er in seine Obhut zu nehmen hatte, übergeben wurden: das Schwert, wenn er das Recht hatte, über Leben und Tod zu richten, der Gerichtsstab, die Lade mit den Urkunden, die Marktbücher, das Siegel. Zuletzt fand die Richtermahlzeit statt.

Das Einkommen des Richters war sehr verschieden; es bestand in größeren Städten in einem festen Gehalt und verschiedenen Gefällen. So bezog der Stadtrichter von Leoben den Grundzins von allen Häusern und Gründen im Burgfried; von Pfingsten bis Martini von jedem Ochsen, der an Freitagen oder Samstagen geschlachtet wurde, die Zunge, und am St. Martinstag von jedem Fleischhauer zwei Lammfelle; eine Jahrmarktsmaut, drei Fuder Heu, „Buß und Wandel", d. h. Geldstrafen für muthwillige Handlungen und Beschimpfungen, einen Theil der Strafgelder für un-

[1] H. Lange, Eine steirische Stadt im siebzehnten Jahrhundert. Graz 1890.

richtiges Maß und Gewicht, eine Gebür beim Verkauf von Häusern und für die Ausstellung von Kauf-, Heirats-, Schuldbriefen und anderen Urkunden.

Der Richter berief die Rathsbürger oder auch sämmtliche Bürger zu Versammlungen. Zu Georgi (am 24. April) wurde in kleineren Orten die ganze Gemeinde zur Besichtigung der Rainsteine eingeladen. Wer in einer Stadt als Bürger aufgenommen werden wollte, musste den Geburtsschein und den Entlassungsbrief vorweisen, der aussagte, dass der Bittsteller von seiner früheren Herrschaft oder Obrigkeit entlassen worden; er musste ein Handwerk verstehen, ein Haus erwerben, verheiratet sein, oder doch die Versicherung geben, sich verehelichen zu wollen, endlich eine Gebür entrichten, die in verschiedenen Orten verschieden groß war. Als im siebzehnten Jahrhundert in Graz zu wenig bürgerliche Häuser waren, gab es auch unbehauste Bürger, welche nach Hinterlegung eines Capitals auf dem Rathhause vom Magistrate die Erlaubnis erhielten, Gewerbe zu treiben. Sie mussten dieselben Steuern und Lasten tragen wie die behausten Bürger.

An die Stadtschreiber stellte man größere Anforderungen als früher. Man verlangte von ihnen juridische Studien, und Doctoren der Rechte übernahmen gern dieses Amt. Der Stadtschreiber führte nunmehr den Titel „Syndicus“. Die Anstellung der Syndiker war von der Regierung abhängig.

Richter und Rath besorgten alle Verwaltungsangelegenheiten und bildeten auch das Richtercollegium. In jeder Rathssitzung theilte der Richter die Verordnungen der Regierung und der Obrigkeit mit, dann wurde über Gemeindeangelegenheiten verhandelt, Klagen angehört und entschieden. Das Urtheil erfolgte nach Erkenntnis der Räthe. Sehr häufig kamen Beschimpfungen, „Injuriwort“, Drohungen und Raufereien vor, besonders, wenn Militär im Orte einquartiert war, das sich gewöhnlich sehr übermüthig benahm. Ein Bürger von Ehrenhausen verlangte für ihm angethane „Injuriwort und den Gurglgriff, welches keinem ehrlichen Mann wohl

ansteheť", eine Entschädigung von hundert Reichsthalern, doch wurde der Schuldige nur zu einem Arrest von vierzehn Tagen verurtheilt. Die gebräuchlichsten Strafen waren Strafen am Vermögen und an der Freiheit. Die Freiheitsstrafe musste der Schuldige in der „Kaiche" oder im „Narrenkotter" verbüßen. Die Strafgelder fielen in der Regel der Gemeinde zu, doch erhielt der Richter einen Theil davon, seinen „Wandel". Es kam auch vor, dass der Strafbetrag, welcher der Gemeinde zufiel, vertrunken wurde. Nicht selten wurden Beschimpfungen und ähnliche „Hitzigkeiten" verglichen; der Beleidiger wurde nämlich gezwungen, mit einigen ehrlichen Männern dem Beleidigten Abbitte zu leisten, wobei er sich auch wiederholt „aufs Maul" schlagen musste. Mancher schwere Fall, der nach dem modernen Strafrechte mit Kerker bestraft wird und dem Verurtheilten das Brandmal des Verbrechens aufdrückt, wurde in alten Zeiten in einfacher, fast gemüthlicher Weise abgethan. Da die Unmäßigkeit im Trinken häufig zu Streitigkeiten Anlass gab, wurde in manchen Orten abends um zehn oder elf Uhr mit einer Glocke, „Lumpenglocke" genannt, das Zeichen gegeben, dass die letzten „Trinkleute" nach Hause gehen sollten.

Den Rathsherren und anderen Bürgern wurden verschiedene Ämter zugewiesen; der eine war Stadtkämmerer und verwaltete das bewegliche Vermögen der Stadt, ein anderer Spitalmeister und mit der Verwaltung des Spitalvermögens betraut, das häufig auch in Grundstücken bestand; ein dritter war Thorschlüsselbewahrer, ein vierter Baumeister. Es ist wohl die Regel gewesen, dass diese Ämter uneigennützig verwaltet wurden, doch hat man auch viele Klagen darüber, dass sie zum eigenen Vortheil ausgenützt wurden. Besonders scheint das Amt des Spitalmeisters zur Unehrlichkeit verleitet zu haben. Eine Klage aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts behauptet, dass die Bürger die Aufsicht über ein Spital „als eine Beihilff ihrer Wirtschaft" anstreben. Sobald einer Spitalaufseher geworden, könne man bemerken, dass sein eigenes Hauswesen sich verbessere, während sich beim Spitale der „Krebs-

gang verspüren" lasse. Wenn dann die Rechnungen gelegt werden, so zeige es sich, dass nie der Spitalmeister dem Spitale, sondern dieses jenem etwas schuldig sei. So werde man bald nicht mehr wissen, wohin die dem Spitale gewidmeten „Grundstuck und Capitalien khomben seyen".

Andere Bürger waren Brunnenaufseher, wieder andere Feuerbeschauer, die dafür zu sorgen hatten, dass alle Feuerlöschmittel und die Rauchfänge in gutem Zustande seien. Es gab auch Brotwäger, welche darauf sehen mussten, dass das Brot das vorgeschriebene Gewicht hatte. Den Fleischern wurde die Taxe vorgeschrieben. Die Bäcker und Fleischer bereiteten der Obrigkeit die meisten Sorgen. Als sich die Fleischhauer zu Fürstenfeld gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts einmal weigerten, nach der Taxe zu verkaufen, ließ der Magistrat den Zechmeister der Fleischhauerzunft „solange ins Loch stecken", bis die Fleischhauer erbötig waren, der behördlichen Anordnung Folge zu leisten. Der Bäcker, der seine Kunden benachtheiligte, verfiel einer Strafe, mitunter auch der Strafe des Schupfens oder Schnellens. Der Schuldige wurde auf einem Holzladen gestellt, dessen Ende über einen Fluss oder Teich hinragte, und unter dem Hohngelächter der Zuschauer in das Wasser geschnellt, nachher aber wieder herausgefischt. In Graz befand sich eine solche „Bäckerschupfen" unterhalb der Murbrücke, in Leoben im Garten eines Bürgers, in Judenburg in der Murvorstadt. Die Eisenerzer ließen 1713 eine Bäckerschupfen am Leopoldsteiner See neu errichten, und im Jahre 1752 war es in Cilli nöthig, eine neue derartige Vorrichtung an der Sann herzustellen. In Fürstenfeld wurde im Jahre 1696 einem betrügerischen Bäcker angedroht, dass er „anderen zum Exempel öffentlich mit einem Laib Brot am Hals" werde ausgestellt werden. Häufiger traten Geldstrafen ein. In Graz wurde mitunter auch die ganze Zunft mit Geldstrafen belegt, und wenn sie die Zahlung weigerte, wurden die Zunftmeister auf das Rathhaus zum „Spiel" gerufen; sie mussten nämlich würfeln, wer von ihnen geschupft werden sollte.

Da das ungarische Getreide, das die Bauern der benachbarten Herrschaften Eszterhazy, Erdödy, Batthiany, Zriny, Nadasdy ins Land brachten, besser und billiger war als das der steirischen Gültenbesitzer, so kauften die Bäcker lieber das fremde, so dass die steirischen Herrschaftsbesitzer oft zu klagen hatten und die Grenzsperre verlangten.

Von großer Bedeutung waren damals die Jahrmärkte. Es gab gewöhnliche und Freikirchtage; an letzteren war das Verkaufsrecht unbeschränkt, so dass also Gewerbetreibende aus allen Orten ihre Waren feilbieten konnten. Acht Tage vor einem Freikirchtage wurde aus einem Fenster des Rathhauses die Freiung ausgesteckt, die gewöhnlich aus einer hölzernen Hand mit einem Schwerte oder aus einer Fahne bestand. Die „burgfriedliche Gerechtigkeit und Freiheit“ wurde dreimal öffentlich ausgerufen. Der Wortlaut dieser Verkündigung in der Herrschaft Feistritz an der Ilz war: „Lost, lost, lost und hörts alle Herren! Ihre hochgräfliche Gnaden der hoch- und wohlgeborne Herr Herr Ernst Heinrich des heiligen römischen Reiches Graf von und zu Wildenstein . . . Herr der Herrschaft Feistritz und als Burgfriedensherr allhier lässt hiemit andeuten, weilen allhier Freikirchtag ist, dass ein jeder kann kaufen und verkaufen, wie er kann und mag, außer falschem Geld und Gewicht und falscher Maß sich gänzlichen zu enthalten. Item der ein Wehr zieht oder der einen schlägt, ist verboten per 32 Gulden oder die rechte Hand ohne aller Gnad.“

Auf den Jahrmärkten fanden sich häufig fahrende Ärzte ein, welche ihre Heilmittel anpriesen, sowie auch „Glückshafner“, bei welchen man gegen einen Geldeinsatz allerlei Kleinigkeiten gewinnen konnte.

Reisen zu machen war damals unbequem und kostspielig. Für eine Fahrt von Graz nach Wien verlangten die Landkutscher 36 bis 40 Gulden; die Fahrt nach Linz oder Salzburg kostete 58 bis 60, die nach Laibach 48 bis 52 Gulden. Um 1660 wurde von Graz nach Salzburg eine „Ordinari-Post“ eingerichtet, und von

da giengen zwischen diesen Städten regelmäßig zwei Boten mit Briefen und kleinem Gepäck hin und her.

Wie die Wirtschaft der Landeshauptstadt, ließ im siebzehnten Jahrhundert auch die der kleineren Städte und der Märkte viel zu wünschen übrig, und die Steuerrückstände wurden immer größer; darüber hatten die Stände viel zu klagen. Die Regierung schickte daher im Jahre 1660 in alle Städte und Märkte Commissäre, welche die „üble Wirthsaft“ abstellen sollten. Sie sollten die Rechnungen „von der Stadt und Märkt Cammerey, Spital und anderen, item von Grundstucken, Wäldern, Weingärten und allen anderen, so dahin genossen werden, unanständig begehren, solche übersehen und darüber berichten“, die Einnahmen mit den Ausgaben vergleichen, die Sucht, Rechtshändel anzufangen, abstellen und untersuchen, warum so viele Schulden gemacht wurden. Sie hatten auch den Auftrag, den Luxus „im übermäßigen Essen, Trinken und Kleidern zu untersagen und die Mahlzeiten bei Aufdingung und Freisatzung der Handwerksjungen und Aufnembung der Meister gänzlich einzustellen“. Endlich sollten sie auch in Erfahrung bringen, ob Magistrat und Bürgerschaft in Einigkeit lebten und etwaige Streitigkeiten abstellen.

Ob die Bemühungen der Commissäre von Erfolg begleitet waren, erfährt man nicht.

Für die Schule war schlecht gesorgt. Das Schulhaus war gewöhnlich ein kleines, unansehnliches Haus in der Nähe der Pfarrkirche, der Schulmeister auch Meßner oder Organist, oder er betrieb ein Handwerk. Im siebzehnten Jahrhundert bezog der Schulmeister von Ehrenhausen einen Jahresgehalt von sechzehn Gulden, wozu er von jedem Knaben vierteljährlich noch vier Kreuzer bekam. „Der aber raitten (rechnen) lernt, der soll ein mehreres geben, wie er kann“, worüber sich der Lehrer mit den Vätern der Schüler zu verständigen hatte. Der Lehrer erhielt den Rath: „Welcher dann nit mehr geben will, mügt Ihr denselben Knaben zurückschicken.“ Die Schule konnte unter solchen Umständen unmöglich viel leisten. Im

Jahre 1716 beklagten sich die Bürger von Kindberg über ihren Schullehrer, dass er mit der Jugend nur Possen treibe, und der Magistrat ermahnte ihn, öfter in die Schule zu kommen und wenigstens „zuzusehen".

An den Landtagen nahmen die Städte nicht mehr theil, da ihnen der Nutzen dieser Theilnahme den Kosten, die sie verursachte, nicht zu entsprechen schien. Man stellte daher einen „Marschall der landesfürstlichen Städte und Märkte" als Vertreter des Bürgerstandes auf, der den Sitzungen der drei übrigen Stände, des Clerus, des hohen und des niederen Adels beiwohnen und auch seine Stimme abgeben durfte. Diese dürftige Vertretung zeitigte die Ansicht, dass dem ganzen Bürgerstand nur eine Stimme im Landtage zukomme.

Die meisten landesfürstlichen Städte und viele Märkte besaßen das Recht der Blutgerichtsbarkeit, wie Graz, Cilli, Marburg, Windisch-Feistritz, Windisch-Graz, Pettau, Radkersburg, Fürstenfeld, Leoben, Knittelfeld; ferner Feldbach, Frohnleiten, Eisenerz, Vordernberg, Aussee, Neumarkt. Die gewählten Richter reisten, wie schon gesagt, nach Graz, um bei der Regierung „Bann und Acht zu holen". Den Eisenerzern kostete der Bannbrief um 1660 nur drei Gulden, aber den Kanzleibeamten und den Thürhütern mussten Trinkgelder in die Hand gedrückt werden. Als Zeichen der Blutgerichtsbarkeit war am Rathhause gewöhnlich eine hölzerne Hand mit einem Schwerte angebracht.

Andere Landgerichte waren mit den Herrschaften verbunden und hießen auch Patrimonialgerichte.

Aber schon im sechzehnten Jahrhunderte wurde die Ausübung der Blutgerichtsbarkeit in größere Abhängigkeit von der Regierung gebracht. Es wurden nämlich landesfürstliche Bannrichter aufgestellt, deren sich die Landgerichtsherren bedienen mussten, wenn sie nicht persönlich Recht ergehen lassen wollten. Der Bannrichter erschien dann mit einem Gerichtsschreiber, einem landesfürstlichen Ankläger und dem Scharfrichter auf Kosten des Landgerichtsinhabers in dem betreffenden Orte, um den Process durchzuführen.

„Daraus entwickelte sich mit der Zeit die Unterscheidung der Landgerichte in privilegierte und nicht privilegierte. Die ersteren, zu welchen die Mehrzahl der landesfürstlichen Städte, dann einige Märkte und Herrschaften gehörten, konnten peinliche Processe durch ihre eigenen Richter durchführen, letztere bedurften der Mitwirkung des Bannrichters, während der Vollzug der Todesurtheile von der Bestätigung durch die Regierung abhieng".[1] Bannrichter gab es zwei; der eine hatte seinen Sitz in Graz, der andere in Cilli.

6. Steuern. Anregung zur industriellen Thätigkeit.

Die Noth der Zeit drängte die Regierung dazu, hohe Steuern zu fordern und neue zu erfinden. Wenig Beifall fand bei der Bevölkerung eine Verordnung vom Jahre 1686, durch welche die Verwendung von Stempelpapier für Urkunden anbefohlen wurde. Die Bevölkerung konnte sich so wenig daran gewöhnen, dass im Jahre 1693 ein neues „Sieglpapierpatent" für Inneröſterreich erlassen wurde. Es gab „Sieglpapiere" zu sechzig, fünfzehn und drei Kreuzern. Landesfürstliche Gunstbezeugungen, Amts- und Dienstverleihungen, Privilegien, Standeserhebungen, Verträge, Heiratsbriefe und andere Documente, in denen es sich um einen Wert von mehr als 500 Gulden handelte, wurden auf Stempelpapier von 60 Kreuzern geschrieben; für Werte von 500 bis 100 Gulden brachte man Papier mit einem Fünfzehnkreuzer-Stempel, für Werte unter 100 fl. solches mit einem Dreikreuzer-Stempel. Wenn Anbringen auf ungestempeltem Papier bei Gericht einliefen, sollte „nicht darauf erkennet noch verbschieden", sondern die Schrift „als untüchtig verworffen und zuruck hinausgegeben werden", und außerdem war eine Stempelstrafe festgesetzt. Nur arme Leute waren von dieser Stempelsteuer befreit.

Eine Abnahme der Steuerkraft der Gutsbesitzer befürchtete die Regierung aus der starken Zunahme der Bierbrauereien und

[1] Luschin von Ebengreuth, Österreichische Reichsgeschichte 1896. — Gräff, Versuch einer Geschichte der Criminal-Gesetzgebung in Steiermark 1817.

Bierschenken, welche eine Verringerung des Weinverschleißes zur Folge haben musste. Die Regierung ließ daher im Jahre 1682 vermelden: Da „auf dem steirischen Weingewäx viel Pfund Geldt Herrengült liegt, welche jährlich hohe Contributiones reichen müssen, so erfordert die Notdurft, ermelte häufige Bierhäuser entweder zu hintertreiben oder in das allgemeine Contributions-Mitleiden zu ziehen", und forderte die Herrschaften, Märkte und Städte auf, über diese Bierhäuser zu berichten; doch erfährt man nichts weiter über diese Angelegenheit.

Die Regierung Leopolds I. sann jedoch nicht nur darüber nach, neue Steuern zu erfinden, sondern sie war auch bestrebt, die Unterthanen zu größerer Thätigkeit anzuregen und ihre Steuerkraft zu stärken. Noch nach Jahren (1730) fällte ein Schriftsteller über die Bewohner des Landes ein sonderbares Urtheil. Die Steirer, sagte er, sind „insgemein einfältig und führen ein gantz simples Leben". Ob der Schriftsteller nach eigener Anschauung urtheilte oder anderen nachgesprochen hat, ist schwer festzustellen, auch weiß man nicht, ob er mehr die Städter oder die Landbevölkerung im Auge hatte. Einige Jahre später wird von den Obersteirern gesagt, dass sie an schwere Arbeit gewöhnt, doch mit vielen Leibsgebrechen, zumal mit „dicken Hälsen" behaftet seien, was „dem kalten mineralischen Wasser und dem beständigen Bergsteigen" zugeschrieben werde. Den Bewohnern der flachen Gegenden wird geringe Arbeitsamkeit nachgesagt. „Das übrige gemeine Volk", heißt es, „und besonders das windische wird zur Arbeit allein durch die Noth angetrieben, wessentwegen die Herrschaften Sorge tragen und auch mit Schärfe vorgehen müssen, die Landesumlagen und übrigen Schuldigkeiten einzubringen, und obzwar in einigen Gegenden große Armut anzutreffen ist, so entspringet solche doch mehreren Theils aus dem Unfleiß der Bewohner, welche allein auf den jährlichen Zuwachs der Erdfrüchte sich verlassen und um andere Verdienste durch Handarbeit oder Gewerbe wenig besorgt sind. Es wird aber auch in diesem mit der Zeit geholfen werden können, wann die

Landstände und Herrschaften auf Erweiterung der Handarbeiten und Fabricaturen ernstlich werden bedacht sein." Vielleicht hängt mit diesem geringen Fleiße die langsame Einbürgerung des Maises zusammen, der um 1680 auch in Österreich „mehr Lusts wegen in die Gärten als in die Felder gebaut" wurde.

Kaiser Leopold I. ordnete an, „auf alle Weise dahin zu gedenken, wie in den Erbkönigreichen und Landen die Commercia in bessern Stand gebracht werden". Dies konnte freilich nur geschehen, wenn man auch der Industrie Aufmerksamkeit zuwandte. Und auch dies ist geschehen, wobei man sich Frankreich, Holland und England zum Muster nahm. Auch die Regierung Karls VI. war eifrig bestrebt, das Handwerk, die Industrie und den Handel emporzubringen. Im Jahre 1722 wurde die in Niederösterreich geltende Wechselordnung auch auf Innerösterreich ausgedehnt.

Die Regierung richtete Triest und Fiume zu Freihäfen ein und erbaute eine Straße über den Semmering.[1] Die Verbesserung der Straße von da bis Triest nahm viel Zeit in Anspruch. Bei Cilli war im Jahre 1730 über „das rapide und gefährliche Wasser der Sann" noch keine Brücke, weshalb man die Waren auf Nachen an das andere Ufer schaffen musste. In Graz wurde eine innerösterreichische Commercien-Commission errichtet, welche der innerösterreichischen Kammer verschiedene Vorschläge bezüglich der Industrie und des Handels vorlegte. Zwar wurde in einigen Zweigen des Kunstgewerbes Gutes, ja Ausgezeichnetes geleistet, aber eine Industrie bestand nicht. Unter Karl VI. dachte man wie in anderen Ländern auch in Steiermark plötzlich an die Errichtung von Fabriken, damit das Geld im Lande bleibe. In Graz sollte eine Fabrik seidener Strümpfe, eine Leinwand-, eine „weiß irdene Geschirr-Fabrik", endlich eine Tuchfabrik in der Karlau errichtet werden. Eine Denkschrift bezüglich dieser Tuchfabrik entwickelte folgenden Gedanken:

---

[1] F. M. Mayer, Die Anfänge des Handels und der Industrie in Österreich und die orientalische Compagnie. Innsbruck 1882.

Steiermark bezieht aus Böhmen, Mähren und Schlesien jährlich um 160.000 Gulden Tuchwaren; mit diesem Gelde nähren und bereichern sich die Leute in den genannten Ländern, während in Steiermark viele Leute „theils in Elend, theils in liederlichem Müßigang zu großer Beschwerde des Publicums herumbwallen" oder auch ins Ausland gehen, um Brot zu finden. Daher soll in Graz eine Tuchfabrik errichtet werden, die zugleich ein Zwangsarbeitshaus sein könnte; denn Leute, die arbeiten wollen, gibt es genug. Dann wäre es gut, die vielen Straßenbettler aufzufangen und einzusperren". Die von dieser Plage befreiten Bewohner von Graz werden aus Dankbarkeit Geld für die Fabrik hergeben; denn um die Geldbeschaffung vor allem handelte es sich. Die Landschaft müsste auch etwas beisteuern, in den Städten und Märkten, in den Gnadenorten zu Maria-Zell und Lankowitz müssten Sammlungen für die Fabrik veranstaltet, ja selbst die Spitäler müssten ihre Capitalien vorstrecken; endlich würde eine „Extra Ordinari-Sammlung" bei den Cavalieren, Prälaten, Räthen, Officieren und Bürgern eine hübsche Summe einbringen; die Pfarrer, Advocaten und Notare müssten allen jenen, welche ihr Testament zu machen im Begriffe sind, die zu gründende Tuchfabrik für „ein oder anders mildes bei Gott und der Welt höchst verdienstliches Legatum bestens recommandieren".

Es ist damals zum Bau der Fabrik nicht gekommen. Noch im Jahre 1733 ermahnte Kaiser Karl VI. den Magistrat, er möge die Handwerker zum Fleiße und zur Verfertigung guter Waren anhalten und solche Handwerker in die Stadt zu bringen suchen, an denen es noch mangle, z. B. Tuchmacher. Solange nicht die Tuchmacherei „nach Nothdurft in die Stadt verlegt wird, werden die Tuchkramer das einheimische Geld gegen das einführende fremde Tuch stets aus der Stadt und aus dem Lande führen, welches die Burgerschaft selbst verdienen und erhalten könnte und sollte". Er fügt aber dieselbe Mahnung bei, die unter Leopold I. den Bürgern der kleineren Orte zugekommen war: „Desfalls auch der

Burgerschaft die Üppigkeit in Mahlzeiten über ihr Einkommen, in Spaziergängen zur Arbeitszeit und in Kleidung von auswärtigem Gewand, Spitzen oder dergleichen zu mäßigen ist."

In der Kleidung ahmte auch der Steirer gern das Ausland nach. Der Arzt Lebenwaldt spricht sich darüber in seinen „poetischen Schimpf- und Ernstreden" so aus:

Ein Teutscher sucht herumb, was Kleyder er soll tragen,
Schier alle Länder durch thut er umb Modi fragen.
Das Niederland die Haar, Spanien gibt den Bart,
Die andre Tracht muſs sein geformt nach Frantzen Art.
Sei es und gehe hin! Das sag ich nicht aus Schertz,
Acht halt und b'halt allein ein redlichs teutsches Hertz.

7. Kunst.

Die Kirchen Steiermarks, die in der romanischen und der gothischen Zeit entstanden, sind meistens von kleinerem Umfang; erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurden große, lichte und freundliche Gotteshäuser geschaffen, so zu Maria-Zell, Rein, Vorau, Weiz, Stainz und Pöllau. Der berühmte italienische Künstler Domenico Sciassa, der in den Jahren 1640 bis 1644 die herrlichen Stiftsgebäude zu St. Lambrecht geschaffen hatte, baute die gothische Wallfahrtskirche in Maria-Zell um. Die Kirche wurde größer und erhielt eine Kuppel. Die Stiftskirche von Vorau, neuerbaut in den Jahren 1660 bis 1662, wurde von Johann Cyriak Hackhofer, einem gebürtigen Tiroler, mit ausgezeichneten Bildern geschmückt; so zeigt die Sacristei Darstellungen des jüngsten Gerichtes, der Hölle, des Abendmahles und des Fußwaschung. Hackhofers Hauptwerke sind jedoch das Hochaltarblatt und Decken- und Wandgemälde der Kirche zu Festenburg im Bezirke Friedberg.

Der bedeutendste Renaissance-Kirchenbau in Steiermark ist die Stiftskirche zu Pöllau, die von Joachim Carlon in den Jahren 1701 bis 1725 hergestellt wurde. Die großartigen Fresken

dieser Kirche stammen von Matthias von Görz, der wahrscheinlich in Pöllau geboren war und dort im Jahre 1731 starb. Im Jahre 1734 begann der Umbau des Stiftes Admont nach dem Plane des Gotthard Hayberger, Bürgers und Baumeisters von Stadt Steier, der jedoch nur zum Theile zur Ausführung kam.

Aus dieser Periode stammen auch einige Palastbauten steirischer Adelsfamilien: das Herberstein'sche Palais (in der Sackstraße), das ehedem Dietrichstein'sche (Burggasse 9) und das Stubenberg'sche (Neugasse 7). Im Jahre 1702 entstand das Palais des Grafen Johann Josef von Wildenstein, das nach dem Aussterben der Wildenstein in den Besitz des Stiftes St. Lambrecht kam und jetzt das allgemeine Krankenhaus ist, und zwischen 1700 und 1710 der Palast der Grafen von Attems in der Sackstraße.

Schon im späteren Mittelalter hatte man neue Burgen nicht mehr auf steilen Felsen angelegt und auch keinen Bergfried mehr erbaut. Die Schlösser waren seitdem wohnlicher geworden. Als sich auch der steirische Adel der französischen Prunksucht zuneigte, wurden ältere Schlösser umgebaut und auch neue prächtige Schlösser aufgeführt. So entstand um 1730 Neu-Stattenberg bei Windisch-Feistritz durch den Grafen Dismas Attems und später Kirchberg an der Raab durch einen Grafen Kazianer.

In der ersten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts waren in Graz und auf den Schlössern des Adels eine Anzahl Maler beschäftigt. Johann Mayer versah das sogenannte gemalte Haus in Graz mit Fresken. Johann Adam Weißenkircher, geboren 1615 in Obersteier, genoss seine Ausbildung in Rom, wurde nach seiner Rückkehr fürstlich Eggenberg'scher Hofmaler und malte für das Schloss Eggenberg und für Kirchen, besonders für solche, die unter der Herrschaft Eggenberg standen.

Das Vergnügen, welches ein gutes Theater gewährt, konnte man damals nicht einmal in Graz genießen. Durchreisende Künstler, welche dem Grazer Publicum ihre Kunst zeigen wollten, fanden bei den Landständen stets ein freundliches Entgegenkommen. Als sich

im Jahre 1649 ein „engelländischer Lufftspringer" meldete, wurde ihm der Rittersaal eingeräumt, und die Stände bewilligten ihm für seine „exhibierten Lufftspring" zwölf Thaler. Ein Ballhaus bestand seit 1624; es war von einem Italiener mit Hilfe der Stände ins Leben gerufen worden, fand aber nicht viel Zuspruch. Dagegen kam um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Reitsport wieder in Schwung. Als 1663 der Wiener Buchhändler Michael Rieger ein Buch von der „löblichen Reitkunst, dem Gestütt und der Pferde-Chur und Arzney" aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzen und mit „vielen darzue gehörigen Figuren und Abrißen" drucken ließ, widmete er das Werk den steirischen Ständen, damit es „vor der Abgunst und neidigen Welt widrigen Antastungen desto mehrer gesichert seye, auch denen Ehrverletzenden Zungen und allem feindseligen Nachklang entrunnen werde".

Im Jahre 1659 kam eine Schauspielergesellschaft nach Graz und suchte um die Erlaubnis nach, hier „undterschidliche neue geist- und weltliche Comedien" aufführen zu dürfen. Sie hatte vorher in Frankfurt a. M. und in Wien Vorstellungen gegeben, an denen sogar die „kayserliche Majestät allergnädigstes Gefallen gehabt". Der Referent der inneröſterreichischen Regierung überlegte lange, ob er die Erlaubnis befürworten solle, endlich that er es doch, obwohl „ein großer Geldmangel verspürt wirdet und nit Ursache wäre, zu dergleichen einzurathen". Von da an erschienen in Graz öfter Schauspielergesellschaften, die von der Landschaft unterstützt wurden. Die dramatischen Vorstellungen wurden entweder im Landhause oder im Ballhause gegeben. Ein Schauspielhaus entstand in Graz erst, als die italienischen Opern in Schwung kamen, also etwa um 1735; es wurde von dem „Entrepreneur deren Schauspielen, Pietro Mingotti", auf dem Tummelplatze errichtet und war ein kleiner Holzbau, der nach einigen Jahren von Piccinelli umgestaltet wurde. Außerdem bestand das sogenannte Sommertheater, eine Bretterbude vor dem Eisernen Thore, wo besonders Hanswurstkomödien aufgeführt wurden.

Auf dem Gebiete der Tonkunst hat sich der Steirer Johann Josef Fux große Verdienste erworben. Er wurde um 1660 in der kleinen, aus wenigen Häusern bestehenden Gemeinde Hirtenfeld bei Nestelbach geboren, aber von seinem Lebens- und Bildungsgange hat man keine nähere Kenntnis. Er wurde 1696 Organist an der Schottenkirche in Wien, 1698 „Hofcompositor“, 1705 Domcapellmeister zu St. Stephan und 1715 Hofcapellmeister Kaiser Karls VI. Er starb im Februar 1741 zu Wien. Die Bedeutung dieses Tonsetzers und Musiktheoretikers charakterisiert ein Kenner[1] mit folgenden Worten: „Mit diesem steirischen Bauernsohne war zum erstenmal ein Deutscher zu dauernder Wirksamkeit an der Spitze der berühmtesten musikalischen Körperschaft Österreichs und des ganzen deutschen Reiches gelangt. Er hat der stark drohenden Überflutung mit den Ausartungen der zu fast ausschließlicher Herrschaft gelangten Musik der Italiener durch eifriges Einschreiten dagegen, wo es nöthig war, durch die Berufung deutscher Musiker in die Hofkapelle, insbesonders aber durch seine Lehre und sein Beispiel einen starken Damm entgegengesetzt. Seine zahlreichen Tonschöpfungen sind zwar längst fast gänzlich verklungen, obwohl nicht wenige derselben der Wiederbelebung in hohem Grade würdig wären, aber als Theoretiker lebt er noch heute unter uns fort.“ Sein im Jahre 1725 unter dem Titel „Gradus ad Parnassum“ veröffentlichtes Lehrbuch des Contrapunktes wurde in viele Sprachen übersetzt, fand auch bei den Großmeistern der Tonkunst Bach, Haydn und Mozart Anerkennung und verschaffte seinem Verfasser unvergänglichen Ruhm.“

8. Der Adel.

Durch die Gegenreformation war auch in Steiermark der Uradel sehr geschwächt worden; die neu eingewanderten adeligen Geschlechter konnten sich mit den ausgewanderten an Einfluss und

[1] Bischoff in den Mitth. 38, S. 165.

Bedeutung nicht messen. Aber der Adel genoss noch immer besondere Vorrechte. Es gab Güter, die nur von Adeligen besessen werden konnten, und von diesen „Dominicalgütern“ wurde eine geringere landesfürstliche Steuer („Contributionale“) erhoben als von den unterthänigen oder Rusticalbesitzungen. Da viele Gutsbesitzer seit dem dreißigjährigen Kriege mehr Gutstheile als früher im Eigenbetrieb bewirtschafteten, so verlangten sie mehr Roboten von ihren Bauern, deren Lage sich dadurch naturgemäß verschlimmerte. Sonst hatte der Bauer wie früher Geldabgaben und Zehnte zu leisten, er zahlte bei Besitzveränderungen der Herrschaft ein An- und Abfahrtsgeld und stand unter der Gerichtsbarkeit der Herrschaft. Der Gutsherr hatte folgende Pflichten und Rechte: er schlichtete alle Streitigkeiten seiner Unterthanen; der mit dem Spruche seines Gutsherrn Unzufriedene konnte an die Landeshauptmannschaft und weiter an die Regierung appellieren. Dem Gutsherrn stand die Verlassenschaftsabhandlung, die Schätzung der Bauerngüter zu, und er konnte bei Todesfällen den zehnten Pfennig von den hinterlassenen Grundstücken beanspruchen. Er konnte rücksichtlich seiner Herrenforderungen selbst pfänden, durfte aber ohne rechtliche Erkenntnis keinem Unterthanen seinen Grund ganz wegnehmen. Er musste den Kindern verstorbener Unterthanen einen Vormund (Gerhab) setzen. Wenn ein Unterthan ohne Kinder und Blutsverwandte und ohne Testament starb, so fiel sein Besitz dem Grundherrn zu.

Im sechzehnten Jahrhundert hatte der Adel am religiösen und politischen Leben lebhaften Antheil genommen; aber in der Zeit des dreißigjährigen Krieges machten sich wie überall auch in Steiermark in den Kreisen des Adels Roheit und Verwilderung bemerkbar. Die Worte, die ein Graf Ursenbeck in ein Fenster auf der Riegersburg einritzte, sind für diese Zeit bezeichnend: „Anno 1635 den 6. April hat sich das Saufen angehebt und alle Tag ein Rausch geben bis auf den 26. detto.“ Die Theilnahme des Adels an den meist fruchtlosen Kämpfen mit den Türken in den Grenzgebieten wirkte nicht veredelnd auf Herz und Gemüth; dazu

kamen der Mangel an edleren literarischen Erzeugnissen und die Schwäche der Regierung, welche manche Vorkommnisse in Adelskreisen milde zu beurtheilen für angemessen hielt. Je öfter dies geschah, desto häufiger zeigten die Edelleute ihre Verachtung der gesetzlichen Vorschriften. Diese Umstände brachten es mit sich, dass sich die Sitten des Adels auch nach dem dreißigjährigen Kriege nicht besserten. Das Sittenbild von Graz durch fast das ganze siebzehnte Jahrhundert und noch ein Stück länger, urtheilt ein Kenner dieser Verhältnisse,[1] ist kein erfreuliches. Durch Jahrzehente vergieng nicht ein Monat, den nicht ein auffälliger Streit gekennzeichnet hätte: ein Sittenscandal, eine Straßenbalgerei, ein Duell. Vom Adel zerrte sich die Streitsucht in die Bedientenkreise, die Studenten standen gegen Herren und Diener, und Herren und Studenten ließen ihren Übermuth an Arbeiter und Handwerker aus. Es kam vor, dass vornehme Herren mitten in einer Gesellschaft „mit entblößtem Gewehr übereinander" herfielen oder sich „in Auditorio vor gehaltener Comedi" balgten. Der eine stößt einem Geschäftsmann, den er aus seinem Laden herausgerufen hatte, seinen Degen ins Gesicht und hätte ihn getödtet, wenn nicht ein anderer Bürger herbeigeeilt wäre; ein zweiter schlägt auf dem Präbichl bei Eisenerz einen armen Kohlenführer todt, weil er nicht rasch genug ausweichen konnte; ein dritter schießt einen Bürger in Graz auf offener Straße an. Solche und ähnliche Thaten kamen in allen Theilen des Landes vor und blieben gewöhnlich ungestraft; denn die Edelleute standen unter der Gerichtsbarkeit des Landeshauptmannes und dessen Beisitzer, und „ein Gericht von Verwandten ist kaum oft unabhängig".

Die häufigen Duelle, zu denen gewöhnlich eine geringfügige Sache, ein Schimpfwort, ein Zwist beim Spiele u. dgl. Anlass gab, wurden in der Regel auf der Viehtratte, einer Au vor dem Eisenthore, auf dem heutigen Jakominiplatze und am Grazbache,

[1] Jos. v. Zahn in dem Aufsatz „Zur Sittengeschichte in Steiermark". Mitth. 36; Styriaca I., 244 ff.

ausgefochten. Die Regierung hatte recht, wenn sie als Ursache der zahllosen Zweikämpfe das patrimoniale Wesen der ständischen Gerichtsbarkeit bezeichnete. Zwar erließ sie wie auch die Landschaft gegen die Duelle mehrmals Mandate, aber diese fanden wenig Beachtung, so streng sie auch zu sein schienen. Sie bedrohten nämlich alle Theilnehmer an einem Duelle mit der Todesstrafe. Zweimal kam es in diesem Zeitraume vor, dass nach dem unglücklichen Ausgange eines Duells der Überlebende in ein Kloster floh, welches das Asylrecht hatte, und die Regierung war nicht imstande, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen.

Kriegsdienste nahmen die jungen Edelleute damals nicht mehr so gern wie früher, obgleich die kaiserlichen Armeen gegen die Türken und die Franzosen zu kämpfen hatten. Ein „wohlmeinender Patriot" ruft im Jahre 1687, als ein landschaftliches Regiment geworben werden sollte, auf einem fliegenden Blatte den Mitgliedern der „Ausschuss-Deputation" zu: „Verbietet doch die Gesellschaften, zwinget mit Ernst den jungen Adel ins Feld, damit sie das Geld vor das Vaterland anwenden, was sie hier so liederlich verthun. Du aber, adeliges Frauenzimmer, animier die Herren, sprich ihnen zu, reiß ihnen die Karten aus der Hand, wirf ihnen die Würfel unter den Tisch, gib ihnen den Degen in die Hand, bitt, dass sie vor Dich fechten. Der nit fort will, den ziehet aus Euerer Gesellschaft, ihr aber gehet in die Kirchen."

Von 1700 an wurden die Duelle und Streitigkeiten seltener; es kündigt sich eine neue Zeit an: der Adel nimmt reger theil am Kriegsdienste, sogar an der Industrie, am Hofleben und bald auch an der Literatur.

Mit dem Bürgerstande war der Adel nicht mehr in so enger Verbindung wie im sechzehnten Jahrhunderte, und die „Landschaft" wurde immer mehr eine einseitige Vertretung des Großgrundbesitzes. Die Stände bestanden aus Prälaten, Herren, Rittern und endlich aus den landesfürstlichen Städten und Märkten, die aber, wie bereits gesagt wurde, nur durch eine Person, den Städte-

marschall, vertreten waren, und „dieser führte für sie alle nur ein Votum in Landtagssachen".[1]

Das Oberhaupt der Stände war der Landeshauptmann. Er wurde aber nicht von den Ständen gewählt, sondern von dem Landesfürsten ernannt, und war daher ein landesfürstlicher Würdenträger. Etwa seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts schlugen die Stände bei Erledigung der Landeshauptmannswürde einige Mitglieder des Herrenstandes vor, aus denen der Landesfürst einen zum Landeshauptmann bestimmen konnte. Sein Stellvertreter war der Landesverweser.

Der Landeshauptmann war seit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts die erste Gerichtsperson im Lande, oder vielmehr sein Gericht war das erste und vornehmste. Diesem unterstanden alle Herren und Landleute und die übrigen Adeligen, die nicht Herren und Landleute waren, alle ständischen Beamten, Advocaten, die Unterthanen, die sich gegen ihre Grundherrschaften beklagten, und alle minderjährigen Abkömmlinge der Herren und Landleute, denen der Landeshauptmann Vormünder setzte. Die ganze Gerichtsbarkeit im Landhause zerfiel in das landeshauptmannschaftliche Gericht, dem der Landeshauptmann vorsaß, und in die eigentliche Schranne, deren Vorsitzender in der Regel der Landesverweser war. Die Zahl der Beisitzer war in verschiedenen Zeiten verschieden; sie wurden vom Landtage gewählt und seit 1618 besoldet. Die Sitzungen waren öffentlich, der Vorsitzende hatte den Gerichtsstab in der Hand, Schrannenadvocaten unterstützten die Parteien, der Weisbote hatte Ordnung und Ruhe unter den Zuschauern aufrechtzuhalten. „Oft genug waren jedoch die Verhandlungen Anlass zu mehr oder minder groben Ausschreitungen, wenngleich man die Dienerschaft der Herren vor die Thüre, und die gemeinen Leute, welche zuweilen sogar der Gerichtsschranken nicht beirrte, an den Ofen im Hintergrunde

[1] J. v. Zahn, das Landhaus und seine politische Geschichte. In dem Werke: Das Landhaus in Graz. Wien 1890. — Aus der Zeit der Verfassungsumkehr in Steiermark 1790. In v. Zahns Geschichtsblättern VI (1885).

verwies.“ Die Monate Juli, August und September waren gerichtsfrei. Wenn es sich um das Verbrechen eines Mitgliedes „der Herren und Landleute“ handelte, so wurde der Process „nach der Vorschrift der peinlichen Gesetze informiert, die Relation abgefasst, das Urtheil entworfen und solches im offenen Landtag zur Bestätigung oder Reformierung desselben vorgetragen“. Wenn eine entehrende Strafe erkannt wurde, „ist der Delinquent vorläufig seines Adelsstandes entsetzt, er für seine Person somit aus der Zahl der Landstände ausgestrichen, ihm ein anderer Namen gegeben und dann erst dem (landesfürstlichen) Ordinär-, Bann- oder Blutgericht zur Vollziehung des Urtheils übergeben worden“.

Die Leitung der Landtage kam dem Landmarschall zu. Das Marschallamt hatten in frühesten Zeiten die Wildonier, dann die Grafen von Schaumberg inne, denen die Hofmann auf Grünbüchl und Strechau nachfolgten. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte der Landmarschall zwischen der Regierung und der autonomen Verwaltung zu vermitteln, er trug die Propositionen der Regierung vor, leitete die Verhandlungen und „musste von allen gegenwärtigen Ständen die Meinungen sammeln“.

Die Stände wählten aus sich einen Ausschuss, der in Angelegenheiten, die ihm übertragen wurden, Beschlüsse fasste, sie verkündete und abgeforderte Berichte und Gutachten zu erstatten hatte.

Es bestand überdies das Verordneten-Collegium, gebildet in der Regel aus einem Prälaten und vier Herren, die in den Landtagen zuerst auf ein, zuletzt auf vier Jahre gewählt wurden. Die Verordneten besorgten die eigentliche ständische Regierung, die Vorberathung und die Ausführung der Beschlüsse. Ihnen kamen die Aufnahmen von Capitalien und ihre Rückzahlung, die Gültenumschreibungen und die Ertheilung von Pässen für die Ein- und Durchfuhr fremder Weine zu. Zur Einhebung der Anlagen, Abgabe der landesfürstlichen Steuern an die Ärarialcasse, Auszahlung der Besoldungen, Pensionen, der Kosten der Verpflegung des Militärs wurde vom Landtage aus dem Herrenstande ein Generaleinnehmer

gewählt, der vierteljährlich den Verordneten Rechnung zu legen hatte. Die Viertel-Kriegscommissäre hatten den Ein- und Durchmarsch, die Einquartierung und Verpflegung des Militärs zu besorgen.

Die Gehalte dieser Würdenträger waren ursprünglich bescheiden, wurden aber mit der Zeit sehr groß. Der Gehalt des Landeshauptmannes stieg bis zum Jahre 1720 auf nahezu 13.500 Gulden, wozu noch gelegentliche Begünstigungen und Geldgeschenke theils von Seite der Stände, theils vom Kaiser kamen. Unter Karl VI. wurden diese Gehalte im Jahre 1733 verringert. Von da an bezog der Landeshauptmann 8500, der Landesverweser 5200, der Landmarschall 2060, der Prälat, welcher den Verordneten angehörte, 4000, der Präsident der Verordneten 4370, die anderen Verordneten ungefähr 4000, der Generaleinnehmer 4760 Gulden. Diese Bezüge, die noch immer sehr hoch waren, wurden zur Zeit Maria Theresias im Jahre 1749 abermals bedeutend herabgesetzt.

So wie sich in der Selbstverwaltung der Städte und Märkte allerlei Missstände zeigten, so traten auch in der ständischen Verwaltung Unregelmäßigkeiten hervor. Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fand die Regierung Unordnung bei den ständischen Cassen; später wurde von „sehr großen und schädlichen Excessen" in Geldsachen gesprochen und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts lag der ständische Credit ganz darnieder. Es war nothwendig, dass die Regierung eingriff. Sie forderte die „Wirtschaftsreformation", die im Jahre 1721 auch durchgeführt wurde: der Hofstaat im Landhause wurde eingeschränkt, die Gehalte einzelner verringert, die „außerordentlich kostspieligen und willkürlichen Gratialien und Hochzeitsgeschenke" verboten. Diese und ähnliche Maßregeln nützten nur für kurze Zeit. Als die „eigenmächtigen Verschenkungen und Gnadenauswürfe an gewisse Personen" wieder überhandnahmen, griff die Regierung neuerdings ein und überwachte von jetzt an die Geldgebarung im Landhause immer strenger.

Die Stände hatten es nach der Gegenreformation nicht hindern können, dass die Regierung ihr Steuerbewilligungsrecht missachtete,

indirecte und manchmal selbst directe Steuern ausschrieb, und waren zufrieden, wenn ihnen die Regierung für diese Eigenmächtigkeit sogenannte „Schadlosbriefe" ausstellte und die Steuern durch landschaftliche Functionäre einheben ließ. Bald wurden auch die Schadlosbriefe nicht mehr gegeben, ja die Regierung verabredete mit den Ständen sogenannte Recesse, d. h. Vereinbarungen, durch welche für eine Reihe von Jahren die Steuerleistung des Landes im vorhinein festgestellt wurde, so dass also die jährliche Bewilligung aufhörte.

So schwanden schon zur Zeit Karls VI. Rechte der Stände dahin, die ihnen durch Jahrhunderte zugekommen waren. Noch blieben ihnen das Gericht, die Vertheilung der Steuern und ihre Einhebung, die Sorge für den Waffenschutz des Landes, das Straßen- und das Waldwesen. Die folgende Zeit nahm ihnen zum großen Theile auch diese Rechte.

Sechster Zeitraum.

Maria Theresia und Josef II.

I. Maria Theresia.

1. Kriegszeiten.

Als Karl VI. am 20. October 1740 gestorben war, übernahm seine Tochter Maria Theresia der pragmatischen Sanction gemäß die Regierung der österreichischen Länder. Sie war seit dem Jahre 1736 mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählt, der im folgenden Jahre Großherzog von Toscana geworden war. Kaum hatte Maria Theresia die Regierung angetreten, so erhoben sich zahlreiche Feinde, welche ihr ihre Länder streitig machen wollten und von denen der König Friedrich II. von Preußen und der Kurfürst Karl Albert von Baiern die mächtigsten waren. Im Vertrauen auf ihr gutes Recht und die Treue und Opfer-

willigkeit ihrer Unterthanen nahm die junge Herrscherin muthig und entschlossen den Kampf auf. Der Krieg mit dem Kurfürsten von Baiern, der von Frankreich mit Geld und Truppen unterstützt wurde, wird der österreichische Erbfolgekrieg genannt und währte bis zum Jahre 1748.

Die Zustände in Steiermark waren in den letzten Zeiten Karls VI. keineswegs erfreulich.[1] Die aus dem letzten Türkenkriege von der unteren Donau zurückkehrenden Truppen schleppten in Ungarn eine Pestseuche ein, zu deren Abwehr in Steiermark ein Cordon gezogen wurde. Abtheilungen von zwei bis 35 Mann des Alt-Daun'schen Infanterie-Regiments standen in Friedberg, Vorau, Hartberg, Passail, Weiz, Gleisdorf, Fürstenfeld, Mureck, Radkersburg, Pettau, Rann und anderen Orten. Dadurch wurde zwar die Gefahr hintangehalten, aber die Einquartierung verursachte den Bewohnern viele Beschwerden. Dazu kamen häufige Durchmärsche, Mangel an Lebensmitteln und infolge dessen auch Theuerung; endlich erregten die vielen Wildschäden in verschiedenen Gegenden die Unzufriedenheit der bäuerlichen Bevölkerung. Die weiten Jagdreviere der geistlichen und weltlichen Herren waren von einem zahlreichen Wildstande belebt, der den Feldern der Bauern großen Schaden that; diese aber durften keine Hunde halten, welche das Wild aufscheuchten oder gar tödteten, sie durften nicht spitzige Zäune anbringen, an denen sich die Jagdthiere verletzen konnten.

In vielen Gegenden des Ennsthales halfen sich die gereizten Bauern „mittels eigen- und gewaltthätiger Fällung des Gewildes und ärgerlicher Thätlichkeiten in Wildbannen und sonsten", aber auch in Mittel- und Untersteier, zumal in den Dörfern am Heiligenkreuzer Forst zwischen Arnfels und Ehrenhausen kam es wiederholt zu Ausschreitungen. In einem amtlichen Berichte wurde geklagt, dass „die Bauern in Steiermark sich von einer Zeithero sehr renitent und unbändig bezeigeten, und dass ihre ärgerlichen Bedrohungen

[1] A. Gubo, Steiermark während des österreichischen Erbfolgekrieges. Graz 1896, 1897.

einen Aufstand und Landestumult zu befahren scheinen". Es wurde daher in vielen Dörfern Militär einquartiert, was zu neuen Klagen Anlass gab; die Richter und Amtleute am Heiligenkreuzer Forste erklärten, sie müssten, wenn Reiter in ihre Dörfer eingelegt würden, von ihren Häusern entlaufen, da „kein Handvoll Futter und Stroh" zu haben sei. Nur mit Mühe konnten die Unruhen gestillt werden. Die Anführer der Bewegung wurden gestraft, aber Maria Theresia hat auch „ihre Milde gegen den Ackersmann bezeuget, da das schwarze Wildpret oder die Schwein auszurotten verwilliget, gegen das rothe aber die Gründe einzuzäunen und zu verwahren gestattet worden ist".

Unterdessen dauerten die Truppendurchmärsche fort, und auch Werbungen fanden allenthalben statt; denn schon war der König von Preußen in Schlesien eingebrochen und hatte den Kampf gegen Österreich begonnen. Als dann auch der Kurfürst von Baiern in Oberösterreich einfiel, waren Steiermarks Grenzen bedroht. Oberösterreichische Familien und Klöster sandten ihr Hab und Gut nach Steiermark; in Aussee und im Strechauer Zeughause sammelten sich eine Unzahl von Fässern und Kisten an, welche Schätze verschiedenster Art enthielten. Der Abt von Admont ließ auf vier Wagen 17 Fässer und 13 Truhen, die mit Pretiosen, Gold und heiligen Gefäßen gefüllt waren, nach Ossiach in Kärnten bringen. Es lässt sich nicht sagen, wie viel bei diesem Transporte den Eigenthümern entfremdet wurde. Die Fässer und Kisten, welche die Schätze des Klosters Seitenstetten in Niederösterreich enthalten sollten, gelangten nach Graz und wurden da geöffnet, wobei es sich herausstellte, dass sie mit Holz, Ziegeln und Hobelspänen gefüllt waren.

In Steiermark trat ein Landesvertheidigungs-Ausschuss zusammen. Man richtete das Augenmerk vor allem auf die Verhauung und Verschanzung der wichtigsten Pässe, zu denen der Mandling bei Schladming, die Pötschen, der Pyhrn, die bei Altenmarkt, bei Schottwien und bei Hartberg gehörten. Die Stadt Graz sollte in einen besseren Vertheidigungszustand gesetzt werden, da

„hier alles in schlechtem Zustande und kein Kriegsvorrath für den Kriegsfall vorhanden war; Artillerie- und Zeugsrequisiten wie auch Proviant war sofort zu beschaffen". Kärnten und Krain sollten zur Befestigung von Graz beitragen, weil diese Stadt „als eine Vormauer zur Sicherheit und Bedeckung beider Länder diene". Die Regierung übertrug die Durchführung der Grenzsperre, welche nur langsame Fortschritte machte, endlich dem Feldmarschallieutenant Freiherrn von Molke, welcher seiner Aufgabe mit Eifer nachkam.

Doch die Bauern, die zur Grenzvertheidigung herangezogen wurden, der Waffen aber seit langer Zeit entwöhnt waren, zeigten wenig Lust zu der Aufgabe, die man ihnen zumuthete. Wenn die Herren vorangehen wollten, ließen sie sich vernehmen, wollten sie schon mitthun. Sie haben sich, sagt ein Bericht, „mit Fleiß die Kröpfe zugezogen, damit sie vom Soldatenleben befreit sein mögen". Sie erklärten, nicht fechten und nicht arbeiten zu wollen; denn „einer habe ein krankes Weib, ein anderer ein krankes Kind, ein dritter eine kranke Kuh, ein vierter habe keine Lust, sich todtschießen zu lassen, ein fünfter wusste nicht, warum er einen Baiern todtschießen sollte, der ihm sein Lebtag nichts gethan habe". Ihre Ausrüstung war mangelhaft; ein Theil kam unbewehrt, andere erschienen „mit alten wurmstichigen Morgensternen oder einem alten, verrosteten Spieße". Es war daher nothwendig, auch Militär zu verwenden; aber die Grenzer, die aus dem Warasdiner Generalat herbeigezogen wurden, zeigten sich roh und ungeberdig und fügten der Bevölkerung mannigfachen Schaden zu.

Der Kurfürst von Baiern, der es anfangs auf Wien abgesehen hatte, wandte sich nach Böhmen, wo sich der „in Hof- und und Staatsdiensten bevorzugte böhmische Adel" beeilte, ihm die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Da somit die Gefahr für Steiermark geringer geworden war, so wurden die Befestigungsarbeiten eingestellt und die Bauern entlassen. Aber es zogen dann Truppen durch das Land, die aus Italien kamen und nach Oberösterreich und Baiern giengen, nach einiger Zeit marschierte wieder

Militär ins wälsche Land. Kriegsgefangene wurden zu verschiedenen Zeiten nach Steiermark gebracht, denn die Waffen Österreichs waren siegreich; diese Gefangenen wurden auf dem Schlossberge in Graz, in der Karlau, in Cilli und Radkersburg untergebracht. Die Verpflegung der Überwachungsmannschaft auf dem Marsche übernahm das Land. Schwer lasteten auf dem Bauern die häufigen Vorspannleistungen. Im Jänner 1742 betrug die Zahl der bairischen, französischen, preußischen und sächsischen Kriegsgefangenen in Graz tausend; viele von ihnen wurden dann nach Laibach, Görz und Croatien geführt. Auch Geiseln aus Baiern, das von den Österreichern besetzt worden war, wurden nach Steiermark gebracht, so der Bürgermeister von München, Karl von Barth, ferner Hofräthe, Geistliche, die in Klöster geschafft wurden, „Verwalter, Pfleger, Schreiber, Bauern und Bettler". Die Verpflegung der Gefangenen verursachte große Kosten, ihre Überwachung war sehr beschwerlich, denn sie versuchten alle Listen, um zu entkommen, und machten sich durch ihr rohes Wesen und ihre Zerstörungswuth übel bemerkbar. Es musste angeordnet werden, dass zur besseren Bewachung der im Admonter und im Pöllauer Hof (auf dem Mehlplatze) untergebrachten Gefangenen innerhalb der Thore „ein mit spanischen Reitern verwahrter hölzerner Gatter errichtet, auch die Pflanzung zweier Stuck zu allenfalsiger Gegenwehr geschafft werde. Zur Abwehr der besorglichen Feuersgefahr sollen in beiden Höfen Tag und Nacht zwei Rauchfangkehrerknechte aufgestellt sein".

Während des Erbfolgekrieges musste Maria Theresia mit König Friedrich von Preußen, der von ihr die Provinz Schlesien verlangte, zwei Kriege führen und ihm zuletzt den größten Theil Schlesiens überlassen. Als sie dieses industrielle Land zurückgewinnen wollte, entstand 1756 der dritte schlesische Krieg, der auch der siebenjährige genannt wird. Trotz mancher Erfolge der österreichischen Waffen blieb Schlesien bei Preußen.

Es ist selbstverständlich, dass sich auch dieser Krieg in Steiermark durch größere Truppenstellung und höhere und neue Steuern

fühlbar machte. „Das Stift Göß", heißt es in der Chronik dieses Klosters, „hat allein über 800 Erbholden in diesem Krieg zu Recruten verloren und über 60.000 Gulden Darlehen geben müssen." Im Jahre 1759 wurde die Erbsteuer eingeführt, 1762 wurde die Stempelsteuer erweitert und 1763 „hat die sogenannte Schuldensteuer, der außer dem Bettler jeder Kopf unterworffen ist, ihren Anfang genommen und hat, bis die im letzten Krieg contrahierte Schulden von allen Ländern bezahlt sein werden, fortzudauern. Dann ist auf jeden Startin Wein ein Gulden 40 Kreuzer Aufschlag gemacht worden".

2. Reformen. Maria Theresia in Steiermark.

Die Friedensjahre benutzte Maria Theresia, deren Gemahl Franz von Lothringen im Jahre 1745 zum deutschen Kaiser gewählt worden war, zur Durchführung verschiedener Verbesserungen, wodurch den Landständen immer mehr Rechte entzogen, und den landesfürstlichen Beamten übertragen wurden. Dies war nothwendig, wenn sie das Ziel erreichen wollte, das ihr vor Augen schwebte: sie gedachte die Alpenländer und die Länder der böhmischen Krone in eine innigere Verbindung zu bringen und ihre Verwaltung einheitlich zu gestalten. Dies sollte auch zur Hebung des Wohlstandes ihrer Unterthanen beitragen. Ihr Minister Graf Wenzel Kaunitz sprach offen aus, dass die Macht des Adels beschränkt werden müsse, weil die „wahre Stärke des Staates in dem größten Theil der Menschen, nämlich in dem gemeinen Manne besteht und dieser die vorzüglichste Rücksicht verdient".

Seit dem Aufkommen der Recesse war der Landtag, der früher die Steuer- und Verwaltungsangelegenheiten berathen hatte, jetzt aber weder bei diesen Gegenständen, noch auch bei der Gesetzgebung um seine Mitwirkung angegangen wurde, eine bloße Formalität. Daher wurde der Landtag nur von wenig Ständemitgliedern besucht, von einer Opposition gegen die Regierung war keine Rede mehr.

Die Regierung begann sich immer mehr um Angelegenheiten anzunehmen, deren Besorgung dem Landtage, den Verordneten, den Herrschaften, den Gemeinden und der Kirche zustand, also um Schulen, Straßenbau, Zunftwesen, Landescultur, Handel, Religionssachen und bäuerliche Verhältnisse. Im Jahre 1749 wurde die Justiz von der Verwaltung getrennt und für die politischen, Cameral-, Contributions- und Militärsachen eine eigene Behörde errichtet, welche Repräsentation und Kammer und seit 1763 Gubernium hieß. Neu errichtet wurden auch Kreisämter, die von den Ständen unabhängig waren und nach und nach zur wichtigsten Behörde wurden. Sie entsprachen etwa den fünf Vierteln, in welche das Land getheilt war; der Sitz der Kreishauptleute, die zunächst an die Stelle der landschaftlichen Viertelcommissäre traten, war zu Graz, Marburg, Cilli, Judenburg und Bruck. Es wurde ihnen nicht allein die Überwachung der Durchführung der landesfürstlichen Verordnungen, sondern auch die Aufsicht über das Vormundschafts- und Grundbuchswesen, über den Straßenbau, die Thätigkeit der Ortsobrigkeiten, der Pfarrer und Lehrer übertragen; sie erhielten ferner den Auftrag, die Klagen der Bauern gegen ihre Gutsherrschaften anzuhören und die Ursachen der Unzufriedenheit abzustellen. Die Kreisämter waren also Mittelbehörden zwischen der Regierung und den Ortsobrigkeiten, und wurden eine von „Pfarrern, Klöstern, Herrschaftsbesitzern und Privatbeamten sehr gefürchtete Behörde“.[1]

Die Regierung suchte eben auch mit den unterthänigen Bauern in unmittelbare Berührung zu kommen. Jeder Herrschaftsbezirk war bisher wie ein Staat im Staate, und den Bauern war der Herrschaftsbesitzer wichtiger als der Landesherr. Die Regierung begünstigte die „Reluitionen“, d. h. die Ablösung der Abgaben und Dienste durch ein Capital oder eine Rente, aber es wurden nur wenig Reluitionen durchgeführt.

Mit dem Bestreben, die Lasten der Bauern zu erleichtern,

---

[1] J. Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung. Herausgegeben von A. Huber. I. Innsbruck 1896.

hängt es zusammen, dass den Herrschaftsbesitzern verboten wurde, heimgefallene Bauerngründe mit den herrschaftlichen Äckern zu vereinigen. Zugleich wurde eine neue Vermessung der Grundstücke durchgeführt, wobei genau verzeichnet wurde, was herrschaftlicher oder bäuerlicher Besitz war, und bei diesem Zustande musste es bleiben. Damit wurde auch die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit aufgehoben.

Immer mehr Rechte wurden so den Ständen entzogen. Als im Jahre 1750 der Landeshauptmann Karl Adam Graf Breuner starb, ließ die Regierung diesen Posten unbesetzt und ernannte 1751 ohne Vorschlag der Stände den Grafen von Kühnburg zum Landeshauptmann, der den Ständen keine Angelobung mehr leistete. Das Landesmarschallamt wurde nach dem Tode des Grafen Ludwig von Saurau im Jahre 1755 nicht mehr besetzt. Die Regierung ließ die Geldgebarung der Stände genau überwachen, zuerst durch eine gemischte, halb landesfürstliche, halb ständische, seit 1765 nur durch eine landesfürstliche Commission, auf welche die Stände keinen Einfluss mehr hatten.

Im Jahre 1754 trat die Regierung gegen den Aberglauben auf, indem sie befahl: „Der Druck und Verkauf der Kalender mit abergläubischen Auslegungen der Finsternisse, des Aderlassens, Schröpfens, Einnehmens und Badens, der sogenannten verworfenen Tage und anderer alberner und ungereimter Dinge wird ver- und zu boten.“

Im Jahre 1764 entstand die Ackerbaugesellschaft, welche u. a. die Aufgabe hatte, den Anbau von Klee, Kartoffeln und Obstbäumen sowie die Bienenzucht und Seidenraupenzucht zu pflegen und zu fördern.

Nachdem im Jahre 1773 Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden aufgehoben hatte, wurden die Collegien desselben zu Graz, Marburg, Judenburg und Leoben aufgelöst und die Güter eingezogen. Der Staat übernahm die Anstalten, welche der Orden geleitet hatte, nämlich die Universität und das Gymnasium in Graz

sowie das Gymnasium in Marburg, in eigene Verwaltung. Die Universität und die Gymnasien erfuhren viele Verbesserungen. An der Universität, wo schon 1745 ein mathematischer (astronomischer) Thurm erbaut worden war, wurden 1777 Vorlesungen über Anatomie eröffnet und 1779 das juridische Studium eingerichtet. Für die Gymnasien wurde ein neuer Lehrplan genehmigt, den der Piarist Grazian Marx aus Leoben entworfen hatte. Die Volksschule wurde nach dem Rathe des Abtes Felbiger von Sagan in Preußen vollständig neu eingerichtet und unter die Aufsicht des Staates gestellt. Das Schulwesen, sagte die Kaiserin, ist und bleibt ein Politicum, d. h. eine Angelegenheit des Staates, und oft äußerte sie sich: „An der Erziehung der Jugend ist alles gelegen."

Im Jahre 1775 wurde auch in Graz eine Normalschule, d. h. Musterschule errichtet. So durchgreifend war die Umgestaltung des Volksschulwesens, dass Abt Felbiger ausrufen konnte: „In keinem Staate der Welt besteht eine ähnliche Sorgfalt für die niedrigsten Schulen wie in Österreich" und Maria Theresia mit Recht den Beinamen „Gründerin der Volksschule" verdient.

Maria Theresia ließ ein Strafgesetzbuch abfassen, das im Jahre 1768 veröffentlicht wurde und allen österreichischen Ländern gemeinsam sein sollte. Diese theresianische Halsgerichtsordnung kannte noch die Strafe des Verbrennens, des Räderns, des Viertheilens, des Zwickens mit Zangen u. a. und behielt auch die Folter zur Erpressung eines Geständnisses bei. Die Kupferstiche, welche die verschiedenen Grade der Tortur veranschaulichen, können nur Grauen erregen. Aber es wurde eine Vorschrift erlassen, welche Vorsicht bei der Anwendung der Tortur empfahl und die Dauer derselben sehr kurz bemaß; übrigens ließ sich die Kaiserin bewegen, die Anwendung der Folter ganz zu untersagen. Auch schritten die Behörden oft um eine Begnadigung der Verurtheilten ein, und die Kaiserin war immer geneigt, Gnade zu gewähren, so dass diese zu harten Strafen mit den Jahren immer seltener Anwendung fanden.

Je mehr die landesfürstliche Macht erstarkte, desto häufiger trat sie auch gegen Rechte und Einrichtungen der Kirche auf. Äußerliche Kirchenbußen, Processionen, welche die Grenze überschritten, und der directe Verkehr österreichischer Unterthanen mit Rom wurden verboten. Päpstliche Verfügungen durften von den Bischöfen nur mit Bewilligung der Regierung angenommen und ausgeführt werden. Das Asylrecht der Kirchen und Klöster wurde eingeschränkt. Seit 1752 holte die Regierung nicht mehr die Erlaubnis des Papstes zu einer außerordentlichen Besteuerung der Geistlichkeit ein, was früher gewöhnlich geschehen war. Da die Kaiserin einsah, dass die große Anzahl der Feiertage die Arbeitsamkeit des Volkes keineswegs förderte und zu zahlreichen Ausschreitungen Anlass gab, erwirkte sie beim päpstlichen Stuhle, dass zweimal eine Verminderung der Feiertage angeordnet wurde. Der Vermehrung des unbeweglichen Eigenthums der Kirche trat die Kaiserin in mehreren Erlässen entgegen. Sie hatte sich schon bei ihrem Regierungsantritte dahin ausgesprochen, dass die Geistlichkeit, die von ihren Vorfahren so reich beschenkt worden war, nunmehr „genugsam und wohl fundiert" sei und daher nichts mehr bedürfe. Der Ankauf von Landgütern durch den Clerus wurde ohne Bewilligung der Regierung nicht gestattet; es wurde genau festgesetzt, was Neueintretende in das Kloster mitbringen durften, und allen Clerikern die Anfertigung von Laien-Testamenten verboten.

In diesem Zusammenhange mag noch erwähnt werden, dass im Jahre 1771 an Stelle des heil. Rupert der heil. Josef zum Landespatron bestimmt wurde.

Am wichtigsten waren ohne Zweifel die Reformen auf dem militärischen und dem finanziellen Gebiete. Bis dahin war die Erhebung der Steuern, die Ergänzung, Ausrüstung und Verpflegung des Heeres größtentheils Sache der Stände als der Vertreter der Länder. Die Kaiserin verlangte nun von den einzelnen Ländern höhere Steuern, wofür aber ein großer Theil der militärischen Angelegenheiten den Ständen abgenommen und der Staats-

behörde übertragen werden sollten. Auf Steiermark entfielen jährlich 1,182.000 Gulden. Die Stände ließen sich zuerst nur auf einen Recess für drei Jahre ein. Hierauf begann man mit verschiedenen Reformen. Das Heer wurde auch, nachdem die Conscription eingeführt war, theilweise noch durch Aushebung und Werbung ergänzt. Es war Regel, brauchbare junge Leute von schlechter Aufführung ohne weiters zum Militär abzustellen. Die Recruten mussten lebenslänglich dienen. Für die gesammte Armee wurde eine gleichmäßige Ausdrucksweise bezüglich der militärischen Gegenstände, der Waffen, der Geräthschaften, der Befehle und Gleichmäßigkeit im Exercieren und Marschieren, kurz, ein neues „Reglement" angeordnet. Zur Einübung der Truppen nach diesen neuen Anordnungen versammelte die Kaiserin von Zeit zu Zeit größere Truppenmassen in Lagern, die sie selbst gern besuchte.

Als im Jahre 1750 mehrere Regimenter auf der Herrschaft Thurnisch bei Pettau zu Übungen zusammengezogen wurden, erschien die Kaiserin in unserem Lande.[1] Sie hatte den Ständen melden lassen, dass die „Reise incognito geschehe", weshalb adelige Personen vor ihr „in der Ordinari-Kleidung, wie sie unter ihnen zu gehen pflegen", erscheinen könnten. Schon viele Wochen vorher wurden Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange getroffen.

Es kommt uns gewiss sonderbar vor, dass man damals anordnen musste, die in den einzelnen Landgerichten an den Straßen aufgestellten Galgen oder wenigstens die an denselben „hängenden Cadaver und die an denen Pfählen und Rädern aufgesteckten Köpf- und Leibstheile" abzunehmen und zu vergraben. Die Stadt Pettau und das Schloss Oberpettau, das dem Hofe zum Aufenthalte dienen sollte und das dem Grafen Leslie gehörte, wurden hinsichtlich ihrer Feuersicherheit von dem „Verordneten Feuer-Commissarius" Grafen Ignaz von Attems untersucht. Er theilte den Pettauern, die von der in Graz „heilsamst beobachteten

[1] F. M. Mayer, Maria Theresia in Steiermark. Mitth. 32.

Feuerordnung keinen Begriff“ hatten, diese Ordnung mit. Die Klöster der Dominicaner und Minoriten, die, wie Graf Attems berichtete, „dem Magistrate nicht, wohl aber der Feuersgefahr dennoch unterworfen seynd“, konnte er aber nicht untersuchen. Man schickte von Graz eine Tragspritze und überdies vier Rauchfangkehrergesellen nach Pettau, die dort während der Anwesenheit des Hofes in steter Bereitschaft stehen sollten. Damit war jeder Gefahr vorgebeugt.

Der Hof, der am 3. Juni von Schönbrunn aus die Reise antrat, brachte die erste Nacht im Schlosse Wieden bei Kapfenberg zu, das dem Grafen Stubenberg gehörte.

Der Empfang in Graz, wo der Hof am 4. Juli um zehn Uhr vormittags eintraf, war überaus glänzend. Die erste Begrüßung erfolgte schon von der Burg Gösting aus, wo man 128 Geschütze verschiedener Größe aufgestellt hatte, die sämmtlich dreimal gelöst wurden. Bei der Papiermühle hielt der Bürgermeister an der Spitze des Stadtrathes eine Rede. Die Lend war der Universität eingeräumt worden; es standen da 48 Trompeter in spanischer Tracht, der Senat und die akademische Jugend; diese war in Rotten getheilt, jede in anderer Kleidung. Von der Säule auf dem Lendplatze bis zum Murplatze standen die Ordensgeistlichen, auf dem Murplatze eine Compagnie Bürger, in der Griesgasse die Zünfte, auf dem Griesplatze weißgekleidete Mädchen, die Weltgeistlichkeit und die Waisenkinder. Den schönsten Anblick hatten die Reisenden in der Karlau. Dort standen die Jesuiten mit ihren Schulkindern, die als Schäfer und Schäferinnen gekleidet waren, die Knaben in weißen Fracken und Höschen, die mit rothem Tuch ausgelegt waren, die Mädchen in rothen Röckchen, Blumen im Haar, den Schäferstock in der Hand. Die Kinder streuten Blumen auf den Weg, und auf verschiedenen mit Reisig bekleideten Gerüsten und Pyramiden schwenkten Knaben Fahnen und Standarten.

Der Hof betrat also die Stadt nicht; von der Karlau reiste er weiter nach Ehrenhausen, wo die Mittagstafel gehalten wurde.

Noch an demselben Abende kam die Kaiserin in dem Schlosse Oberpettau an. Nach zweitägigem Aufenthalte kehrte der Hof nach Wien zurück.

Die Kaiserin gab den Auftrag, in Pettau ein Invalidenhaus zu errichten, und schon im Jahre 1751 kamen Veteranen in der Stadt an, die man im ständischen Provianthaus unterbrachte; auch ein Erziehungsinstitut für Militärstiftsknaben wurde in Pettau errichtet. Das Invalidenhaus wurde mannigfach erweitert und bestand bis 1860.

Im Jahre 1765 besuchte die Kaiserin noch einmal unser Land. Damals sollte in Innsbruck die Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der spanischen Prinzessin Maria Luise gefeiert werden, und der Hof unternahm die Reise dahin über Graz.

Mit der Kaiserin kamen ihr Gemahl Kaiser Franz I., ihre Söhne, der römische König Josef und Erzherzog Leopold, die zwei ältesten Töchter, der Prinz Karl von Lothringen und dessen Schwester Charlotte. Da von den Grazer Damen „die wenigsten mit Hof- und Appartement-Kleidern versehen" waren, gab die Kaiserin zu erkennen, dass „selbe zu Anziehung derley Hofkleider nicht verbunden, sondern ihnen frei gelassen seye, wie sie erscheinen wollen".

Der Hof langte am 4. Juli in Graz an und begab sich über den Lendplatz und die Murvorstadt nach dem Schlosse Eggenberg, wo er Wohnung nahm. Es gehörte dem Landeshauptmann Grafen Leopold von Herberstein. Die Kaiserin besuchte unter anderem auch die sogenannte Schatz-, Kunst- und Rüstkammer in der Burg. Die Kunstgegenstände und die Prachtstoffe, Messgewänder, Gobelins, Teppiche, welche sich in dieser Sammlung früher befunden hatten, waren schon im Jahre 1748 auf Befehl der Kaiserin nach Wien gesandt worden. Die „in Kupfer und Majolika bestehenden alten Kuchelgeschirre, auch alten Gläser, Flaschen" waren damals dem Burggrafen Edlen von Popp für die Mühe des Einpackens überlassen worden. Von dem Rest wurde auch 1764 ein Theil nach Wien geschickt. Bei ihrem Besuche im Jahre 1765 befahl

die Kaiserin, einige der noch vorhandenen Merkwürdigkeiten nach Wien zu senden, und verschenkte den Rest der Sammlung an Personen ihrer Umgebung. Der steirische Herzogshut, den die Kaiserin mit acht kostbaren Perlen schmückte,. wurde aus „sonderbarer Gnade zu Grätz gelassen".

Am 9. Juli reiste der Hof nach Leoben, wo fünf auf dem Marktplatz stehende Häuser für ihn eingerichtet worden waren. An diesen Häusern hatte man blecherne Laternen angebracht, in denen sich „mit Fetten oder anderen brennenden Materien gefüllte erdene Tögerle" befanden. Am folgenden Tage fand trotz des schlechten Wetters eine Gemsenjagd auf dem Reiting statt; die Herren ritten auf den Berg hinauf, die Damen ließen sich tragen, aber Regen und Sturm zwangen die Jagdgesellschaft bald zur Umkehr. Trotzdem waren den Jägern fünfzig Gemsen zur Beute geworden.

Am 11. Juli wurde die Reise nach Innsbruck über Klagenfurt fortgesetzt. Während des Aufenthaltes des Hofes in der Hauptstadt Tirols ereignete es sich, dass Kaiser Franz I. plötzlich von einem Unwohlsein befallen wurde und kurze Zeit darauf seinen Geist aufgab. Unbeschreiblich war der Schmerz der Kaiserin, die sogleich nach Wien zurückkehrte und seitdem die Trauerkleider nie mehr ablegte. Ihren ältesten Sohn Josef, der nun zum deutschen Kaiser gewählt wurde, nahm sie zum Mitregenten an, doch beschäftigte er sich meistentheils nur mit den militärischen Angelegenheiten des Staates. Alle übrigen Geschäfte versah die Kaiserin selbst wie bisher mit unermüdlicher Ausdauer und tiefer Einsicht bis zu ihrem Tode.

Im Jahre 1754 verpflichteten sich die Stände, zur Erhaltung der in Wiener-Neustadt errichteten Militärakademie jährlich 5000 Gulden beizutragen, wofür zwölf Plätze in der Akademie Söhnen der bedürftigen Herren und Landleute vorbehalten sein sollten.

Im Jänner desselben Jahres wurde angeordnet, dass, um „die Anzahl der treugehorsamsten Unterthanen verlässlich zu wissen, in den gesammten deutschen Erblanden durch die Obrigkeiten und

Magistrate alljährlich mit Anfang eines jeden Jahres eine verläss-liche Seelenconsignation oder Conscriptionstabelle verfasst werde". Diese erste Volkszählung ergab für Steiermark eine Bevölkerungs-zahl von 696.606. Im Jahre 1770 wurde eine allgemeine Seelenbeschreibung (Volkszählung) zur Fortsetzung einer verläss-lichen Recrutierung durch kreisämtliche Commissäre und Militär-officiere nebst Beschreibung des Zugviehes angeordnet und vorher die Numerierung der Häuser vorgenommen.

Unter Maria Theresia wurde auch dem Sanitätswesen große Fürsorge zugewandt. In Graz entstand eine Sanitätscommission, der nach späteren Bestimmungen der Landschafts-Protomedicus als Sanitätsrath angehörte. „Die allgemeine Einführung der Todten-beschau, die Bestellung von Armenärzten in den Städten, die Für-sorge bei Menschen- und Thierseuchen, die Aufsicht über milde Stiftungen, Spitäler und Waisenhäuser, die Regelung des ärzt-lichen Dienstes bei Gericht sind nur einzelne der vielen und bahn-brechenden Neuerungen" der großen Kaiserin. In ihrer Zeit finden wir auch die ersten Spuren einer chirurgischen Lehrthätigkeit. Vom Jahre 1776 gab der Landschaftschirurg Anton Bruck den Zunft-jüngern des chirurgischen Standes Unterricht in der „Zergliederungs-kunst" und hielt in der Todtenkammer des St. Georgen-Friedhofes in der Murvorstadt Vorlesungen an Leichen. Daher wurden die Chirurgen von 1770 an in Graz geprüft, während die Apotheker nach längere Zeit ihre Prüfungen in Wien abzulegen hatten.

3. Maria Theresias Persönlichkeit.

Das achtzehnte Jahrhundert sah viele Frauen, die sich mit Politik befassten, aber keine, die wie Maria Theresia mit einem solchen Ernste und einem solchen Verständnisse für das Wohl ihrer Unterthanen und das Interesse des Staates arbeitete. Von allen Staatsschriften nahm sie Einsicht; sie las sie selbst oder ließ sich vorlesen, deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, wie es kam, oft bis tief in die Nacht

hinein. Sie war eine eifrige Katholikin. Ungern sah sie es, dass in Kärnten, Obersteier und Oberösterreich noch Protestanten lebten, und sie ordnete 1752 die Überführung mehrerer Protestanten aus Obersteier in Ungarn an, weil sie dort ihre Religion ausüben könnten. Zur Bekehrung der Evangelischen wurden mehrere Missionsstationen und in Rottenmann ein Bekehrungshaus errichtet. Noch im Jahre 1774 wurden 152 Evangelische aus der Murauer Gegend nach Ungarn geschickt. Das waren die letzten Zwangsmaßregeln gegen die Protestanten.

Die Kaiserin war von wahrer Frömmigkeit. Sie hörte täglich eine, ja zwei Messen, hielt die Fasttage genau, besuchte zu Ostern mit ihrer ganzen Familie die heiligen Gräber und gieng in Wien sowohl wie in den Städten, in denen sie sich auf ihren Reisen aufhielt, gern in die Frauenklöster und wohnte besonders oft den Einkleidungen bei. Ihre Anordnungen bezüglich der Klöster sind dnrch Ungeschicklichkeit oder Übereifer der Beamten nicht immer gut ausgeführt worden. Im Jahre 1761 kam Graf Berlas mit einer Commission nach Göß. Sie hatte die Aufgabe, die Klöster zu visitieren, „ob selbe wohl so hart lebeten, wie man der Kaiserin immer beibrachte". Sie war für den 11. Jänner angesagt, kam aber erst um elf Uhr in der Nacht. Trotzdem wurde sie mit Pöllerschüssen, Trompeten und Pauken empfangen, und die stiftischen Unterthanen waren im Hofe aufgestellt. Die Commission nahm die Untersuchung gleich vor; man musste die Commissäre mit Windlichtern überall hinführen. Um Mitternacht gieng man zur Tafel. Am andern Morgen verlangte Graf Berlas „in die Clausur hereingelassen zu werden, welches auch geschah". Dass diese Art der Untersuchung großen Unwillen erregte, ist begreiflich und die Stiftschronik macht folgende Bemerkung: „Der Aufwand bei dieser Affair war ziemlich kostbahr, haben auch zwey Bauern ihr Leben eingebüßt, weilen die Unterthanen so lange in dieser Kälten unter freiem Himmel den Grafen erwarten müssen, seyen sie also vor Kälte gestorben. Die Caeremoni, so diesem landesfürstlichen Commissario erwiesen worden,

ist von der amtlichen Obrigkeit anbefohlen worden, das Stift aber hat von dieser Commission nicht den mindesten Nutzen erworben, und wie man sagt, soll der Graf excommuniciert worden sein, weilen er ohne Erlaubnis in die Clausur deren Frauenklöstern eingetreten, und ist nach kurzer Zeit mit Tod abgegangen."

Maria Theresia dachte und handelte immer als Fürstin. „Der einzige Vorwurf", sagt ein preußischer Staatsmann, „den man ihr machen kann, ist, dass sie ein zu gutes Herz hat." An dem, was man Zerstreuung nennt, fand sie kein Vergnügen; wohl liebte sie in früherer Zeit Jagd, Spiel und Theater; später aber erfreute sie außer Musik nur, was die Regierung des Staates und die Erziehung ihrer Kinder betraf.

Die Kaiserin schuf in Österreich eine Centralgewalt, die bis in die entferntesten Theile des Reiches wirkte. Aus der Zeit des spanischen und französischen Absolutismus war man gewohnt, stolze Anmaßung als eine mit der Majestät eng verbundene Eigenschaft anzusehen. Diese Eigenschaft kam der Kaiserin nicht zu: sie verkehrte vertraulich mit ihren Völkern, sie betrachtete sich als das Haupt einer großen Völkerfamilie. Sie setzte eine Ehre darein, eine schlichte deutsche Hausfrau, Gattin und Mutter zu sein. Alles Gezierte, alles Falsche war ihr verhasst, ihr natürliches Wesen brach selbst bei festlichen Gelegenheiten durch. An ihre Tochter Maria Antoinette, welche mit dem französischen König Ludwig XVI. verheiratet war, schrieb sie: „Nehmen Sie nicht diese französische Leichtfertigkeit an und rechnen Sie es sich zur Ehre an, eine Deutsche zu sein." Und über die Ehe sprach sie folgende schöne Worte: „Das Weib ist in allem dem Manne untergeordnet und darf an kein anderes Thun denken, als was ihm gefällt und Freude macht. Das einzige wahre Glück auf dieser Erde ist eine glückliche Ehe, ich kann davon erzählen, und alles hängt von der Frau ab."

Maria Theresia verschied am 29. November 1780.

II. Josef II.

1. Die Aufklärung. Kaiser Josef II. in Steiermark.

Nach dem Tode Maria Theresias übernahm ihr erstgeborener Sohn Josef II. die Regierung der österreichischen Länder, die sich in einem guten Zustande befanden. Das Beispiel seiner Mutter, die gute Erziehung, die sie ihm hatte zutheil werden lassen, und das Studium hervorragender Schriftsteller seiner Zeit hatten in dem Kaiser eine edle, menschenfreundliche Gesinnung geweckt und befestigt. Auf den vielen Reisen, die er in seine Provinzen machte, lernte er auch die Zustände und Bedürfnisse seiner Völker kennen. Er unternahm seine Reisen nicht mit kaiserlichem Prunke, sondern als schlichter Privatmann, meist als „Graf von Falkenstein“. Er erwies zahlreiche Wohlthaten und gab viele Beweise seiner Gerechtigkeitsliebe und seines Edelsinnes. Auf einer Reise durch Mähren verließ er einst bei einem Dorfe in der Nähe von Brünn seinen Wagen, trat an einen ackernden Bauer heran und zog mit dem Pfluge eine Furche. An der Stelle, wo der Kaiser der Arbeit des Landmannes in dieser Weise seine Achtung bezeigte, steht zur Erinnerung daran ein Denkmal. Vor allen lernten die Bewohner der Hauptstadt seine Güte kennen. Täglich erschien er mehrmals in dem sogenannten Controlorgange in der Hofburg, um Bittschriften entgegenzunehmen. Der Gang war jedesmal mit vielen Bittstellern angefüllt, die meist aus den unteren Volksclassen stammten. Und Josef II. half, wo er helfen konnte. „Es gibt keinen schöneren Beinamen“, sagte er einmal, „als den, Vater seines Volkes zu heißen.“

Kaiser Josef II. wurde gleich vielen Fürsten und Staatsmännern des achtzehnten Jahrhunderts von dem Geiste der Aufklärung beherrscht, der auf eine rasche Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse hindrängte. Der Einfluss der Geistlichkeit und ihr Besitz sollten eingeengt, alte, den Fortschritt und den Wohlstand hemmende Einrichtungen beseitigt, die Justiz und das Unterrichtswesen ver-

bessert, Wohlthätigkeitsanstalten in großem Maßstabe gegründet, alle Religionsbekenntnisse geduldet worden.

Es ist also kein Zweifel, dass alle Reformen des Kaisers aus dem edlen Streben, Gutes zu schaffen, hervorgiengen; aber während seine Mutter langsam, Schritt für Schritt, vorgegangen war, wollte Josef II. seine Pläne rasch und ohne Rücksicht auf die Anschauungen seiner Unterthanen und die bestehenden Verhältnisse durchführen. Alle Anhänger der Aufklärung wollten das Glück ihrer Unterthanen, das „Gemeinwohl“ befördern und nahmen, um dieses Ziel zu erreichen, die unbeschränkteste Gewalt in Anspruch. „Jedes Hindernis, das ihnen hiebei im Wege stand, sollte beseitigt, die Rechte aller Corporationen, die bisher eine gewisse Selbständigkeit behauptet hatten, der Stände und Gemeinden vernichtet, der Absolutismus zur höchsten Ausbildung gebracht werden. Für die historischen Grundlagen des Staates, für das Volk und seine Eigenthümlichkeiten hatte der aufgeklärte Absolutismus nicht das geringste Verständnis.“ Alle Reformen sollten durch die Regierung, ohne Landstände angeordnet und durchgeführt werden; „alles für das Volk, nichts durch das Volk“, war die Devise. Man nennt daher die Zeit Josefs II. die des aufgeklärten Absolutismus.

Josef II. kam auf seinen Reisen auch mehrmals durch Steiermark. Wenn er sich in Graz aufhielt, wohnte er nicht in der Burg, sondern in dem noch bestehenden Gasthause „zum weißen Lamm“ in der Schmiedgasse. Er übernachtete auch in anderen Städten, so in Mürzzuschlag, Bruck, Leoben, Knittelfeld, Neumarkt, Leibnitz, Pettau, Cilli. In Leibnitz hielt sich der Kaiser wiederholt auf, wahrscheinlich, weil auf dem Leibnitzerfelde militärische Übungen stattfanden. Dies geschah zum letztenmal im Jahre 1786. Damals soll der Kaiser der Herrschaft Seggau den Auftrag gegeben haben, den großen Lagerplatz, der nicht angebaut war, unter die Bürger von Leibnitz zu vertheilen. „Als der Kaiser im folgenden Jahre auf einer Reise wieder das Leibnitzerfeld betrat, den vormals öden Boden des Lagerplatzes nach seinem Wunsche in frucht-

bringendes Baufeld umgeschaffen sah und von der genauen Erfüllung seines Befehles sich vollkommen überzeugt hatte, so ließ er ohne Verzug dem geistlichen Rentmeister der Herrschaft, Fasand, welcher die Vertheilung vorgenommen hatte, ein Belobungsdecret ausfertigen und auch der Bürgerschaft sein Wohlgefallen bezeugen. Noch jetzt weist man den Platz in der Kapuzinerkirche, wo dieser Monarch während seines Aufenthaltes im Orte täglich einer stillen Messe kniend beigewohnt hat. Im großen Gasthause, in der Mitte des Marktes gelegen, früher zum Dirnböck genannt, nun dem Bürger Fuchs gehörig, bestand noch im Jahre 1827 im ersten Stockwerke ein Zimmer, das Kaiserzimmer genannt, in welchem ein Wandgemälde diesen Kaiser zu Pferde, umgeben von einer zahlreichen Generalität, in der Mitte des Lagers auf dem Leibnitzerfelde darstellte, welches ein früherer Hausbesitzer zum immerwährenden Andenken, dass sein Haus zur kaiserlichen Wohnung während der Lagerzeit gedient habe, malen ließ."[1]

Im August 1765 besuchte Josef II. Eisenerz und den Erzberg; er ließ sich von einem Bergknappen Schlägel und Eisen geben und stufte Erz ab. Wie man in Mähren den Pflug, an den der Kaiser seine Hand gelegt hatte, aufbewahrte, so wurden auch die Werkzeuge, die er in Eisenerz benützte, erhalten. In Eisenerz erschien Kaiser Josef auch im Jahre 1786, da er Maria-Zell besuchte. Eine Gedenktafel, die an der Schule zu Eisenerz angebracht ist, lautet: „Josef II. römischer Kaiser, Vatter deren Seinigen, würdigte diese Schule seiner Allerhöchsten Gegenwart, (äußerte) seine Zufriedenheit und beschenkte sie den 11. October 1786. Nachwelt wisse es und beneide uns."

Überall, wohin der Kaiser kam, besuchte er die öffentlichen Anstalten, ließ sich von allem unterrichten, nahm Bittschriften an und traf zweckmäßige Anordnungen. In Triest ließ er sogar über der Thür seiner Wohnung eine Tafel mit der Aufschrift „k. k. Hofkanzlei" aufhängen, zum Zeichen, dass jedermann Zutritt habe

[1] K. Harb, Kaiser Josef II. in Leibnitz. Mittheil. 1.

und sein Gesuch vorbringen könne. Von Graz aus erließ er im Jahre 1784 an den Gouverneur der inneröſterreichischen Länder, Grafen Khevenhüller, zwei Handschreiben, in denen er locale und provinzielle Missbräuche tadelte, die Mittel zur Verbesserung angab und Anordnungen traf. Bei aller Schärfe offenbaren diese Schreiben den humanen, edlen Zug, der seinem Wesen anhaftete. Damals ordnete er an, dass das Arsenal und die daranstoßende Kaserne auf dem Schlossberge zu Graz „dem Civili zu einem Zuchthaus eingeräumt" würden; die anderen Gebäude sollten dem Militär verbleiben. „Durch den Ingenieur-Officier ist die geheime Stiege, so von der Burg auf das Schloss gehet, niederreißen, unwandelbar machen und das Thor vermauern zu lassen; ferners muss das Zuchthaus mittels hohen Pallisaden oder Planken von den Militärgebäuden abgesondert werden, jedoch so, dass die Cisterne für den Gebrauch des Militärs außer den Planken bleibe, welches ebenfalls von dem Ingenieur zu besorgen ist. Das Militär hat zwar mit den Arrestanten auf dem Schlosse nichts zu thun, jedoch ist den beiden dahin zu stehen kommenden Compagnien der Befehl zu geben, dass sie in dem Falle, wo sich die Arrestanten empören oder Complote anstellen sollten, den politischen Wächtern alle hilfliche Hand auf Begehren zu leisten haben, zu welchem Ende dann die Hauptleute dieser Compagnien immer eine angemessene Zahl von scharfen Patronen bei sich in Verwahrung haben müssen, damit sie solche im Nothfall sogleich der Mannschaft austheilen können."

Wie besorgt der Kaiser um die Armen und Verlassenen war und wie er sich auch um Dinge kümmerte, die damals wenig beachtet wurden, zeigen folgende Anordnungen:

„Die Kost sowohl im Waisen- als besonders im Gebärhause ist sehr schlecht und keinerdings weder dem Wachsthum der Kinder, noch der Wartung der Säugenden angemessen. Diese wäre also zu verbessern, denn man sieht die Wirkung an dem üblen Aussehen der Kinder, die schier alle mit der Krätze behaftet und geschwollen sind."

„Das unmäßige Heizen in allen Zimmern der Spitäler, Versorgungshäuser und sogar der Normalschulen ist nebst der Ausdünstung so vieler Kinder ganz gewiss schädlich und wäre besonders bei letzteren um vieles einzuschränken und die Fenster zur Verbesserung der Luft öfters zu öffnen.“

2. Bauern und Adel.

Es ist richtig, dass der Kaiser die Leibeigenschaft aufgehoben hat; aber in Steiermark bestand sie schon seit langer Zeit nicht mehr. Für unser Land wurde das sogenannte Unterthanspatent vom 1. September 1781 von Wichtigkeit. Es schärfte dem Bauern ein, den Anforderungen der Herrschaft Folge zu leisten, beließ ihm aber das Recht der Beschwerde beim Kreisamte. An demselben Tage wurde auch ein Strafpatent erlassen, welches bestimmte, dass die Grundobrigkeit, bevor sie gegen den Unterthanen eine Strafe ausspreche, ihm in Gegenwart des Dorfrichters oder zweier unbefangener Männer sein Vergehen vorhalte, seine Entschuldigung anhöre und die Strafe bestimme. Es war anbefohlen, über diese Verhandlung ein Protokoll zu führen. Die Strafe musste vollzogen werden, auch wenn sie dem Unterthanen zu hart schien, doch konnte er nachher den Recurs ergreifen. Die Strafen, welche die Herrschaft aussprechen konnte, waren Arrest, allenfalls bei Wasser und Brot, Strafarbeit selbst mit Anlegung von Fußeisen, und die Abstiftung. Ein Arrest von mehr als acht Tagen und die Abstiftung konnten aber nur mit Zustimmung des Kreisamtes verhängt werden. Die Obrigkeiten wurden ermahnt, den Unterthanen nichts Ungebürliches zuzumuthen, und den Kreisämtern ward strenge Aufsicht empfohlen, damit keine Bedrückung vorkäme. „Zugleich aber müssen“, befahl der Kaiser, „die Unterthansadvocaten wohl belehrt und angehalten werden, dass sie den Unterthanen in ihrer Nothdurft geschwind und unentgeltlich beistehen, selbe aber zugleich unterrichten, welche Wege sie zu gehen haben, um ihr Recht ge-

schwind zu erhalten." Das Strafrecht der Herrschaften war also jetzt beschränkt, aber diese übten auf ihre Unterthanen noch immer einen großen Einfluss aus, denn bei Erbtheilungen, Recrutenaushebungen und Gewährung von Unterstützungen bei Unglücksfällen ihrer Bauern hatten sie noch ein gewichtiges Wort zu sprechen.

Im Mai 1786 erschien ein Gesetz über die Erbfolge, welches das gleiche Erbrecht aller Geschwister zur Grundlage hatte. „Dadurch wurde jene Eigenschaft der Bauernwirtschaften, zufolge deren sie seit Jahrhunderten eine Art von Majoraten gewesen waren, vernichtet und nach dem Tode eines Bauern die Grundstücke des Übernehmers mit Schulden beladen." [1]

Das Ansehen des Adels litt auch durch diese Erbfolgegesetze. Früher pflegte der Adel den nachgeborenen Söhnen und Töchtern wenig zu geben, um das Vermögen der Familie zu erhalten, jetzt erhielten Söhne und Töchter gleiches Erbrecht, wodurch Zersplitterung des Vermögens eintrat. Die Errichtung von Majoraten und Fideicommissen war schon unter Maria Theresia erschwert worden; jetzt wurde sie nicht mehr gestattet; ja der Besitzer eines Fideicommisses konnte dasselbe in ein Capital, das in den öffentlichen Fonds angelegt werden musste, verwandeln und dadurch ohne Rücksicht auf die Anwärter das Fideicommißgut in sein Eigenthum verwandeln; auch war ihm gestattet, ein Drittel selbst ohne Angaben von Ursachen zu verschulden. Da auch viele Dienstplätze, welche bisher dem Adel vorbehalten zu sein schienen, an Unadelige kamen, und manche Flugschriften gegen den Adel arbeiteten, so sank dieser in der Meinung des Volkes. Ein Theil des Adels „glaubte zu gewinnen, wenn er selbst die ehemaligen Ansichten seines Standes lächerlich machte, ein anderer, wenn er jede Art von unnützem Aufwand vermied, noch andere, wenn sie dem Staatsdienste, der nicht mehr die ehemaligen Vortheile bot, sich entzögen. Aber alle diese Maßregeln vergrößerten nur die Übel, unter denen der Adel

[1] J. Beidtel, Geschichte d. österr. Staatsverwaltung, herausg. v. A. Huber. I.

litt. Was noch zur Herabwürdigung des Adels fehlte, that er endlich selbst durch die schlechte Erziehung, die er seinen Kindern gab, durch das wüste Leben seiner reicheren Glieder, durch die gänzliche Vernachlässigung gründlicher Kenntnisse der Landwirtschaft, wodurch er in die Hände ungetreuer Beamten und gewinnsüchtiger Projectanten geliefert wurde, und durch das oft alberne Benehmen der Damen, welche sich in die neuen Zeitverhältnisse nicht zu finden wussten und unadeligen Frauen in hervorragender Stellung oft Nadelstiche gaben, welche zuweilen als Beleidigungen aufgenommen und reichlich vergolten wurden."

Dies gilt aber nur für einen Theil des Adels. Wir wissen, dass auch unter Josef II. alle Hofämter und die höchsten Stellen Mitgliedern des Adels verliehen wurden, der auch seine hervorragende sociale Stellung behauptete.

3. Religiöse Reformen.

Im Jahre 1781 erließ der Kaiser das Toleranzpatent. Er habe sich, heißt es darin, bewogen befunden, den Anhängern der Augsburgischen und helvetischen Confession, dann den nicht-unierten Griechen die private Ausübung ihrer Religion zu gestatten; der katholischen Religion sollte aber der Vorzug der öffentlichen Religionsübung verbleiben. Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes konnten da, wo sich in der Entfernung von einigen Stunden hundert Familien von Akatholiken desselben Glaubens zusammenfanden, diese sich ein gemeinsames Bethaus nebst einer Schule einrichten, doch durften die Bethäuser keinen Glockenthurm und keinen öffentlichen Eingang von der Gasse her haben. Sie konnten ihre eigenen Schullehrer bestellen, mussten aber die Stolgebüren dem katholischen Pfarrer entrichten. Es wurde den Akatholiken auch erlaubt, Häuser und Güter zu kaufen, das Bürger-, das Meisterrecht und akademische Würden zu erwerben. Infolge dieses Patentes entstand schon im folgenden Jahre in der Ramsau und

im Jahre 1783 in Schladming eine protestantische Gemeinde. Dazu kamen in unserem Jahrhundert Gemeinden in Gröbming und Wald. Diese vier obersteirischen protestantischen Gemeinden haben ein eigenes Seniorat.

Das Toleranzpatent und die beabsichtigte Aufhebung von Klöstern veranlasſten den Papst Pius VI. zu einer Reise nach Wien; er wollte versuchen, den Kaiser umzustimmen und von weiteren Reformen auf kirchlichem Gebiete abzuhalten. Der Papst kam über Görz am 19. März 1782 in Graz an. „Auch hier, heißt es bei einem Gleichzeitigen[1], waren die Straßen von der letzten Station an mit Menschen besäet, so dass gewiss niemals eine solche Menge Volks auf einmal hier ist versammelt gewesen. Fast alle angesehene Einwohner von Grätz waren theils zu Pferde, theils in Wägen, die übrigen aber zu Fuße dem heiligen Vater entgegengeeilet. Seine Heiligkeit fuhren durch die Stadt mit herabgelassenen Fenstern unter beständiger Ertheilung des Segens zum Lambrechter Hof als dem für Sie eingerichteten Quartier, wo Sie nach Ihrer Ankunft den dasigen Adel beiderlei Geschlechts durch den Herrn Grafen von Podstatzky-Lichtenstein, das Militär durch den Herrn General Baron von Riese, die Geistlichkeit aber durch Se. hochfürstliche Gnaden Herrn Bischof von Seckau und viele andere Standespersonen vor sich aufführen ließen. Der unter dem Fenster noch immer häufig versammelten Volksmenge zeigten sich Se. Heiligkeit öfters am Fenster und ertheilte ihr den Segen.“

Am folgenden Morgen begab sich der Papst zu den Minoriten bei Maria-Hilf, wo er einer stillen Messe beiwohnte; hierauf setzte er die Reise fort. Nachmittags gegen fünf Uhr langte er im Schlosse Wieden bei Kapfenberg an, wo er feierlich empfangen wurde. Hier übernachtete er; am folgenden Morgen „wohnten Se. Heiligkeit in der zierlich beleuchteten Schlosskapelle der Messe Ihres Beichtvaters bei, nach deren Endigung Sie sich von dem Herrn

[1] Bauer, Geschichte der Reise des Papstes Pius VI. von Rom nach Wien. 2 Bändchen. Wien 1782.

Eigenthümer des Schlosses und dessen Frau Gemahlin in den huldreichsten Ausdrücken beurlaubten, dem anwesenden Volke den Segen ertheilten und sodann Ihre Reise fortsetzten". Zu Neunkirchen in Niederösterreich traf der Papst mit dem Kaiser zusammen.

Die Reise hatte nicht den Erfolg, den sich der Papst von ihr versprochen hatte. Der Kaiser setzte seine Reformen fort und begann bald nachher mit der Aufhebung der Klöster, die bereits vor der Reise des Papstes mit dem Aufhebungsgesetze vom 12. Jänner 1782 eingeleitet worden war.

Der Kaiser war der Meinung, dass der große Besitz, den viele Klöster hatten, mit dem Wohle der Gesammtheit der Bevölkerung unvereinbar sei, doch traf die Aufhebung nur solche Klöster, deren Bewohner sich nicht mit Krankenpflege, Unterricht und Seelsorge beschäftigten.

Der Hauptpunkt des Aufhebungsgesetzes lautet: „Wir haben aus erheblichen Ursachen für gut befunden, alle Klöster nachstehender Orden in unseren Erbländern aufzuheben und über Personen und Vermögen nachfolgendes zu verfügen: Alle Ordenshäuser, Klöster, Hospizien oder was diese geistlichen Versammlungshäuser sonst für Namen haben mögen, vom männlichen Geschlecht des Carthäuser- und Camaldulenser-Ordens und die Eremiten oder sogenannten Waldbrüder, dann vom weiblichen Geschlecht der Carmeliterinnen, Clarissinnen, Capucinerinnen, Franciscanerinnen werden aufgehoben, und das gemeinschaftliche Leben der darin befindlichen Personen soll aufhören." Dann folgen genaue Bestimmungen, wie dabei vorgegangen werden solle.

Im Jahre 1780 bestanden in Steiermark siebzig Klöster, unter diesen zehn Frauenklöster; auf Graz entfielen davon eilf Manns- und fünf Frauenklöster. „Im Allgemeinen", sagt ein Geschichtsschreiber[1], „waren die Klöster in einem blühenden Zustande. Die Regierung hatte den Reichthum der Klöster oft ausgebeutet.

[1] A. Wolf, Die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich. Wien 1871.

Man ist überrascht, wenn man in den Klosterrechnungen liest, wie viel Steuer die Klöster gezahlt, und wie sie in Kriegs- und Friedenszeiten zu außerordentlichen Leistungen gezwungen wurden. Das war noch im Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege geschehen. Die Seelsorge und Armenpflege war auf den großen Gütern den Klöstern allein überlassen. Admont hatte achtunddreißig, St. Lambrecht siebzehn Pfarren zu versehen. In den meisten Klöstern wurde für die Hausarmen Brot gebacken; an einem Tage der Woche erhielt jeder, der kam, eine Speisung; in der Stiftsapotheke wurden die Arzneien umsonst oder um billige Preise abgegeben. Wohl war der wissenschaftliche Ruhm der Klöster gesunken. In alter Zeit gab es unter den Mönchen Baumeister, Bildhauer, Maler, Orgelbauer, Musiker und Dichter. In den großen Stiftern fand die Wissenschaft immer noch eine Pflege. Admont, St. Lambrecht leuchteten da voran wie St. Paul in Kärnten und Kremsmünster und St. Florian in Oberösterreich. Viele Mönche lehrten als Professoren an den Universitäten; eine Reihe von Schriftstellern kann verzeichnet werden, aber im ganzen waren sie von den Leistungen der weltlichen Wissenschaft überflügelt. Die Zucht und innere Ordnung war in den Klöstern vortrefflich."

In Graz wurde bei dem Gubernium eine „Klosteraufhebungscommission" eingesetzt, welcher der Vicepräsident Graf Sauer und die Gubernialräthe Freiherr Christoph von Rottenberg und Franz Edler von Plöckner angehörten. Die Aufhebungscommissäre erhielten genaue Vorschriften. Sie begaben sich in das Kloster und lasen die Decrete vor; dann begann die Aufnahme des Inventars, die Wochen und Monate dauerte. Alles gieng in Ordnung vor sich. Die Gelder, Obligationen und Pretiosen wurden an die Cameralcasse abgeliefert, die Pretiosen dann versteigert, und was nicht verkauft werden konnte, kam gegen Ersatz des Metallwertes an das Münzamt in Wien. Bücher und Handschriften wurden der Wiener Hofbibliothek eingeliefert, welche das für sie Brauchbare aussuchte und das übrige der Studienbibliothek in Graz überwies. Gefäße,

Ornate, Bilder, Leuchter u. dgl. wurden anderen Landkirchen, besonders neuen Pfarren überlassen, die Klostergebäude für Staatszwecke verwendet oder wie Grundstücke, Wälder, Getreide und Wein verkauft. Aus dem Erlöse wurde der Religionsfond gebildet, der für neue Pfarren und Seelsorgestationen verwendet werden sollte. Solche entstanden nun in bedeutender Zahl. Aus dem Religionsfonde wurden auch jene Klöster unterstützt, welche bisher vom Sammeln und Betteln lebten. Jede Art von Sammeln wurde untersagt und den betreffenden Klöstern „für jeden Mönch jährlich so viel aus dem Religionsfonde verabreicht, als sie selbst nach den eingereichten Fassionen für nöthig angegeben hatten“.[1]

Es ist gar kein Zweifel, dass man in der Zeit der Aufklärung auf die älteren Zeiten mit Verachtung zurücksah, der historischen Entwickelung nicht gerecht wurde und für die Denkmäler der alten Kunst und Wissenschaft kein Verständnis hatte. Daher kam es, dass manche Kunstwerke, manche historische Zeugnisse, Urkunden, Handschriften und gedruckte Werke verloren giengen.

Die Mönche und Nonnen blieben vom Tage der Aufhebung noch fünf Monate in ihrem Stifte und erhielten ein Taggeld. Dann verließen sie das Kloster und traten in ein anderes ein oder lebten von der Pension (200 Gulden), die ihnen gewährt wurde.

Im Jahre 1782 mussten sich zuerst die neunzehn Eremiten dem Aufhebungsgesetze fügen.

Eremiten oder Einsiedler gab es in Steiermark wie in anderen Ländern zu allen Zeiten. In Niederösterreich waren sie organisiert; ein Domherr zu St. Stefan führte die Aufsicht über sie. Sie wählten sich einen Vorsteher, der den Titel „Altvater“ führte, sie hatten sich nach einem Regelbuch zu richten, das zu Wien in Druck erschienen war. In Steiermark war ihre Zahl nicht groß. Einige mögen in den ausgedehnten Wäldern, die sich vom Schöckel bis in den Graben bei Graz erstreckten, gehaust haben, und auch die

[1] A. Klein, Geschichte des Christenthums in Österreich und Steiermark. VII. Wien 1842.

Höhlen des Schlossberges in Graz waren von Einsiedlern bewohnt. Diese trugen braune Kutten und weiße Pilgerstäbe, ihr Altvater war der Klausner zu Maria-Grün, wo sie auch ihre Capitel hielten. Manche Einsiedler wohnten in einsamen Holzhütten, andere in der Nähe von Kirchen und Kapellen. Manche Klause war ziemlich groß und behaglich eingerichtet, so beispielsweise die in der Palfau, welche der Admonter Abt Anselm im Jahre 1713 erbauen ließ. Da die Klause elf Fenster hatte, so war sie ein ansehnliches Gebäude. Der Klausner, der dort einzog, war ein Buchbinder; er erhielt vom Abte eine ausführliche Instruction, aus welcher hervorgeht, dass er zunächst der Gehilfe des Messners, zuweilen der Diener des Pfarrers, dann aber auch Lehrer war „Ist seine Verrichtung haubtsächlich, die Kinder lesen und schreiben, dann auch in Zucht und Ehrbarkeit, aus dem Catechismo und andern geistlichen Büchern zu unterweisen.“ Er musste ferner bei der heiligen Messe ministrieren, Schulkinder zu Ministranten heranbilden und mit ihnen das Wetterläuten bei Gewittern besorgen. Endlich war er auch Arzt. „Weil in dieser Gegend die arme Leut aller Arzneimitteln beraubet, also solle er sich nach dem löblichen Exempel deren Einsiedlern im Reich, Baiern und Salzburg befleißen, die Kräuter und Wurzen zu erkennen, selbe nach dem ihm schon gegebenen Kräuterbuch zu rechter Zeit samblen, graben und zur dienlichen Arznei zurichten, von welchem gemeinen Kräuterschatz die Welt viel hundert Jahr alleinig, ohne andern Arzneien, erhalten und curiret worden.“[1]

Nicht alle Eremiten konnten zu so vielen Diensten verwendet werden, aber sie waren doch gewöhnlich Messner und betrieben nebenbei auch ein Gewerbe.

Im Jahre 1782 wurden auch zehn Klöster aufgehoben.

Zuerst kam das Kloster der Karmeliterinnen an die Reihe, das an der Mur „unter der Brücke“ stand. Die Aufhebung wurde am 21. Jänner verkündet, die Kirche geräumt und gesperrt, die

[1] Wichner, Einsiedler auf admontischen Pfarren. Mitth. 35.

Altäre und die Stiftungen für Gebet, Lichter u. a. verschiedenen Kirchen überlassen. Von den 17 Nonnen ließen sich 16 von den Gelübden lossprechen und traten in die Welt zurück. Das Gebäude, aus welchem der Kaiser zuerst eine Kaserne herstellen wollte, wurde dem Militär für ein Montursdepot überwiesen.

Zunächst wurden aufgehoben die Klöster der Clarissinnen im Paradeis zu Graz und das in Judenburg, die Karthause Seiz, das Stift der Chorherren in Seckau, das der Benedictinerinnen in Göß, das der Dominicanerinnen in Studenitz und in Mahrenberg, das der Cölestinerinnen in Marburg und das Paulinerkloster zu Ulimie an der croatischen Grenze. Die Gebäude der Klöster Seiz, Studenitz und Mahrenberg bestimmte der Kaiser zuerst zur Aufnahme der Invaliden, die sich in Pettau befanden, und der unheilbaren Personen des Grazer Krankenhauses.

Es ist nicht möglich, die Geschichte der Aufhebung dieser Klöster ins einzelne zu verfolgen; nur über das älteste steirische Kloster soll noch einiges gesagt werden.

Es war am 21. März 1782, dass das Stift Göß durch den Grazer Kreishauptmann Graf Wolf von Stubenberg für aufgelöst erklärt wurde. Im Kloster lebten die Äbtissin Maria Gabriele von Schaffenden, die vierzigste Vorsteherin, die Priorin Bernarda Gräfin Galler, 28 Chorfrauen, die meist adeligen Standes waren, 22 Laienschwestern, drei Novizinnen, ein Beichtvater, drei Pfarrer und Stiftsgeistliche, vier Musiker, der Hofrichter mit sechs Beamten, fünf Spitalsleute und sieben Sieche. Die Stiftskirche wurde zur Pfarrkirche erklärt und die alte Pfarrkirche entweiht und verkauft. Der Activstand des stiftischen Vermögens wurde auf 585.000, der Passivstand auf 27.350 Gulden berechnet. An Capitalien würden vorgefunden 105.350 Gulden, ferner ein Weinvorrath im Werte von 19.793 Gulden, Silber und Pretiosen im Werte von 20.000 Gulden, unter diesen eine Monstranze von Gold, mit Diamanten, Rubinen, Granaten und Perlen besetzt, welche der Bilderhändler Georg Scherer in Graz um 6900 Gulden

kaufte. An liegenden Gütern gehörten zum Stifte die Herrschaft Göß, welche aus vielen zerstreuten Theilen bestand und 1400 Unterthanen hatte; dann 32 Weingärten in Untersteier, Ämter und Gülten. Die Herrschaft wurde in die Verwaltung des Staates genommen, und der Gößer Hofrichter, Anton von Schäfersfeld, trat als Verwalter der Cameralgüter in den Staatsdienst.

Im Jahre 1783 wurden die religiösen Bruderschaften aufgehoben, deren es in Steiermark 476 mit einem Vermögen von 260.000 Gulden gab. Auch das Trinitarierkloster in Graz wurde damals aufgelöst.

Im Jahre 1784 kamen an die Reihe das Kapuzinerkloster in Marburg und das Kloster der beschuhten Augustiner zu St. Paul „an der Stiege“ in Graz. Am 1. Jänner 1785 wurde das Kloster der Dominicanerinnen in Graz aufgehoben. Diese hatten zuerst ihr Kloster außerhalb der Stadt, seit 1515 wohnten sie aber, wie schon erwähnt wurde, im ehemaligen Franciscanerkloster auf dem Tummelplatze.

Bezüglich dieses Klosters bemerkte der Kaiser, dass es überflüssig sei, da es „zur Erziehung nicht aufgelegt ist“, doch wolle er es, da „sich mehrere von dem ersten hiesigen Adel in demselben befinden, in ein Damenstift, wie jenes zu Hall ist, verwandeln, in welchem diese Personen, die jetzt schon als Klosterfrauen sich in diesem Hause befinden und sowohl adeligen als Ritterstandes sind, jedoch mit Ablegung der klösterlichen Kleidung und Tragung eines schwarzen Kleides, dann mit Aufhebung aller Clausur verbleiben können. Die neu zu benennenden aber hätten kein Gelübde von was immer für einer Art abzulegen, sondern können heiraten und sonst freiwillig herausgehen, wie und wann sie wollen; auch soll ihnen freistehen, jedoch unter Beobachtung einer diesem Hause angemessenen Lebensart, wie alle Stiftsdamen auszugehen oder Besuche anzunehmen“. Das adelige Damenstift war 1786 schon eingerichtet; als der Kaiser es besuchte, tadelte er, dass einige Wohnungen der Damen zu klein und zu schlecht seien, und er forderte auch die Herstellung von Wohnungen in den Neben=

gebäuden, „damit hinlänglicher Raum für einige Kost zahlende und darum einkommende Fräulein verschafft werden könne".

Im Jahre 1785 traf die Aufhebung auch die Augustiner Chorherrenstifte Stainz, Rottenmann und Pöllau, welch letzteres erst um 1500 gegründet worden war, das Kloster der beschuhten Augustiner zu Hohenmaut und das der Minoriten in Windisch-Feistritz. Im Jahre 1786 wurden aufgelöst der Dominicaner-Convent zu Pettau, das Kloster der Paulinermönche zu Maria-Trost bei Graz, das Cistercienserstift Neuberg, die Franciscanerklöster zu Feldbach und zu Friedau, die Kapuzinerklöster zu Pettau und Graz. In Graz bestanden zwei Klöster der Kapuziner: das eine, gegründet im Jahre 1602, lag am Fuße des Schlossberges und wurde zu einem „Tollhaus" eingerichtet; das zweite (am Graben), das 1648 von dem Landeshauptmann Graf Dietrichstein gegründet worden war, wurde wie das Kloster der Dominicaner zu Neukloster im Kreise Cilli und das der beschuhten Augustiner zu St. Leonhard in den windischen Büheln 1787, das der Kapuziner zu Mureck 1788, das der Karmeliter-Barfüßer in Graz 1789 aufgehoben. Bezüglich des letzteren Klosters hatte der Kaiser schon im Jahre 1784 angeordnet: „Das Carmeliter-Mannskloster, welches aufgehoben werden soll, weil so viele Klöster in der Gegend beisammen sind, trage ich dem Gubernio auf, dem Militär zu übergeben. Das Generalcommando hat also dieses Haus sogleich durch einen Ingenieur-Officier aufnehmen und dann einen Plan sammt dem dazu gehörigen Kostenüberschlag verfassen zu lassen, wie aus diesem Kloster ein gutes, gesundes und geräumiges Militärspital errichtet werden könnte, weil es hier nicht auf die Kranken der Garnison allein ankommt, sondern hiebei auch auf jene der vielen hier durchgehenden Transporten und auf andere unvorzusehende Fälle fürgedacht werden muss."

Der Kaiser verfügte auch die Aufhebung des Benedictinerstiftes St. Lambrecht. Es bestand seit sieben Jahrhunderten und hatte einen Besitz wie ein Fürstenthum. „Sein Abt führte

eine doppelte Infel, nannte sich Propst von Maria=Zell, Aflenz, Veitsch und Piber, hatte den Rang eines Fürsten und übte, so weit der Besitz reichte, die Rechte eines Bischofs. Das Stift besaß ausgedehnte Güter, Wälder, Wildbahnen, Fischereien, Meierhöfe, Weingärten, Mühlen, Kalk= und Ziegelbrennereien, Marmor= und Torfbrüche, Drahtzüge, Salzgruben und Eisengusswerke. Die Bauern von mehr als hundert Dörfern waren ihm zinspflichtig. Das Stift vergab Lehen, übte die Justiz und Polizei. Was von geistiger und materieller Cultur in diese Gebirgswinkel getragen wurde, ist vom Stifte ausgegangen."

Am 14. März 1786 wurde das Stift für geschlossen erklärt. Der Abt Berthold Sternegger, ein Mann von 73 Jahren, erhielt eine Pension von 1460 Gulden und verlebte seine letzten Jahre in Graz; die Mönche bekamen Pensionen von 300 Gulden. Die Aufnahme des Vermögens dauerte mehrere Monate; es kam an den Religionsfond, der außer den Gütern eine Barschaft von 716.666 Gulden gewann.

Das Stift St. Lambrecht wurde jedoch im Jahre 1802 vom Kaiser Franz II. wiederhergestellt und bekam fast seinen ganzen Güterbesitz zurück; anfangs October des genannten Jahres zogen die Benedictiner wieder ein. Die früheren Stiftspfarren blieben jedoch unter den Landesbischöfen. Das zu St. Lambrecht gehörige „Gotteshaus unserer lieben Frau zu Maria=Zell" wurde nicht aufgehoben; doch ließ die Regierung das Vermögen aufnehmen, zog davon 30.000 Gulden ein und verwendete die Interessen davon für die Kirche und die Spitäler.

Beim Tode des Kaisers bestanden in Steiermark noch fünfunddreißig Manns= und zwei Frauenklöster.

Im Jänner 1783 erließ der Kaiser das Ehepatent, in dem er die Ehehindernisse festsetzte, die in Zukunft in seinen Erblanden gelten sollten. Es wurden einige Ehehindernisse, die bisher statthatten, beseitigt, dagegen einige neue geschaffen.

Bezüglich der Diöcesen traten im achzehnten Jahrhunderte mannigfache Veränderungen ein.

Im Jahre 1751 hatte der Patriarch von Aquileja seinen Sitz nach Venedig verlegt. Infolgedessen hob Papst Benedict XIV. das Patriarchat auf und gründete dafür zwei Erzbisthümer: eins zu Udine im Venetianischen und das andere zu Görz, dem der österreichische Antheil des Patriarchats, also auch Untersteier, zugewiesen wurde.

Als das Chorherrenstift Seckau aufgehoben worden war, hatte der Bischof von Seckau kein Domcapitel, denn bisher war das Chorherrencapitel eben das Domcapitel gewesen.[1] Das Bisthum wurde im Verordnungswege nach Graz übertragen, in ein Erzbisthum verwandelt und der Bischof von Seckau Josef Adam Graf von Arco im Jahre 1783 zum Erzbischof von Graz ernannt. Dagegen sollte das Erzbisthum Görz zu einem Bisthum herabgesetzt und dieses nebst den Bisthümern Gurk, Lavant, Laibach und dem neu zu errichtenden in Leoben dem Erzbisthum Graz unterstellt werden. Da aber der Erzbischof von Salzburg die Gründung eines neuen Erzbisthums ungern sah, ließ der Kaiser diesen Plan wieder fallen, und der Fürstbischof Arco, der schon den Titel „Erzbischof" führte, musste ihn wieder aufgeben. Der Salzburger Erzbischof stimmte hierauf der Errichtung eines neuen Bisthums zu. Der Kaiser dachte zuerst an ein „Judenburger Bisthum mit dem Sitz in Leoben", entschloss sich aber dann zur Gründung eines „Bisthums Leoben mit dem Sitze in Göß", weil hier das aufgehobene Frauenstift genügende Räumlichkeiten bot. Der Erzbischof von Salzburg trat seine bischöflichen Rechte in Kärnten und Steiermark an die Bischöfe von Gurk, Lavant, Seckau und Leoben ab, behielt aber die Metropolitanrechte und das Recht der Ernennung der Bischöfe von Seckau und Lavant für jeden und das der Ernennung des Bischofs von Gurk für den dritten Er=

---

[1] J. Zapletal, Die Domcapitel der Diöcese Seckau und der Diöcese Leoben in Göß seit 1786. Graz 1887.

ledigungsfall. Das Recht der Ernennung eines Bischofs von Leoben kam dem Kaiser zu. Zum Bischof von Leoben wurde Alexander Graf Engel zu Wagrein ernannt, der aus Füßen im heutigen Baiern stammte und Pfarrer in Enns war. Er zog im Mai 1786 in sein Bisthum ein. Die Zusammensetzung des Domcapitels unterlag mannigfachen Schwierigkeiten. Dem neuen Bisthum wurden der Brucker und der Judenburger, dem Bisthum Seckau der Marburger und Grazer und dem Bisthum Lavant der Cillier Kreis zugewiesen.

Nach dem Tode des Bischofs Engel im Jahre 1800 wurde nur ein Vicar ernannt und das Bisthum Leoben mit Hofdecret vom 8. August 1804 für aufgelöst erklärt. Von 1808 bis 1859 verwaltete das fürstbischöfliche Ordinariat von Seckau auch das Gebiet des aufgelösten Bisthums.

Im Jahre 1783 wurde in Graz ein General-Seminar zur Heranbildung von Geistlichen für Innerösterreich errichtet. Die Bischöfe und Klostervorstände sollten ihre Alumnen an dieser Anstalt ausbilden lassen, ohne auf sie einen Einfluss zu haben. Die Leitung des Seminars wurde einem Rector übertragen. Niemand sollte künftig in ein Kloster aufgenommen, niemand zum Weltpriester geweiht werden, der nicht vorher an dem Seminar seine Studien abgelegt hätte. Die Grazer Universität wurde als solche schon 1782 aufgehoben und in ein Lyceum umgewandelt. Die Regierung des Kaisers griff aber auch in das innere Leben der Kirche ein: es wurden Verordnungen über Zahl und Dauer der Messen, über Kirchenmusik, Litaneien u. a. erlassen. Leichname durften nicht mehr in den Grüften der Kirchen beigesetzt oder auf den Friedhöfen begraben werden, die sich in bewohnten Orten befanden; daher mussten neue Friedhöfe außerhalb der Ortschaften angelegt werden. Die Verfertigung und Austheilung von Amuleten, der Handel mit Rosenkränzen, die man für geweiht ausgab, das Berühren der Bilder und Statuen, das Aussetzen und Küssen der Reliquien wurde verboten. Das „Opfergehen“ war nur am Sonntag

vor dem Hochamt gestattet; unnöthige Verzierungen und die vielen Heiligenbilder mussten aus den Kirchen entfernt, die Statuen entkleidet werden. Wallfahrten und Processionen wurden verboten, ausgenommen die am Frohnleichnamstage und an den Bittagen. Viele dieser und ähnlicher Verordnungen erregten großen Missmuth im Volke, so dass sie nach dem Tode des Kaisers nicht mehr ausgeführt wurden.

4. Andere Reformen.

Von den übrigen Reformen des Kaisers können hier nur einige hervorgehoben werden.

Zur Handhabung der Gerichtsverwaltung mussten die Herrschaften einen Gerichtsverwalter, Justiziär, aufstellen, jede Gemeinde mit eigener Jurisdiction aber einen Magistrat, bei dem sich einige zum Richteramt befähigte Beamte befinden mussten. Gemeinden, welche zur Erhaltung eines Magistrates keine Mittel hatten, kamen unter die Gerichtsbarkeit der Herrschaften.

Im November 1786 erschien der erste Theil des bürgerlichen Gesetzbuches, das vom 1. Januar des folgenden Jahres in Kraft trat.

Im Jahre 1787 erließ der Kaiser ein allgemeines Gesetz über Verbrechen und deren Bestrafung und im folgenden Jahre eine Criminal-Gerichtsordnung. In diesem Gesetzbuche wird erklärt, dass zu einem Verbrechen der Vorsatz gehöre; auch erscheint darin die Zauberei nicht mehr, und die grausamen Todesstrafen sind abgeschafft, doch konnten die Gefängnisstrafen durch Fasten und Stockstreiche sowie durch Anschmieden verschärft werden.

Auch das ist hervorzuheben: Unter Maria Theresia wurden Verbrecher, die durch Geburt und Stellung hervorragten, insgeheim abgestraft; denn die Kaiserin besorgte, das Volk könnte vielleicht die Vergehen und Verbrechen einzelner einem ganzen Stande zur

Last legen und dieser dadurch in der Wertschätzung der Menge sinken. Diese Besorgnis hegte Kaiser Josef II. nicht. Kein äußerer Glanz, meinte er, dürfe vor Strafe schützen, vor dem Gesetze müssten alle gleich sein.

Die Strafen waren sehr hart. Ein „Mordbrenner“, der 1789 das Dorf St. Lorenzen im Mürzthale in Brand gesteckt hatte, wurde in Bruck „zum Schlossberge“ (in Graz) verurtheilt. Das Urtheil lautete: Es soll ihm auf der einen Wange das Rad, auf der andern der Galgen „eingeschröpft“ und mit Pulver eingerieben werden; darauf soll er hundert und alle Jahre am Florianitag, als am Tage seines Verbrechens, fünfzig Stockstreiche erhalten; er soll sechzig Jahre in der Festung zu Graz im schweren Gefängnis sitzen; eine etwaige Erbschaft oder ein sonst ihm zufallendes Geld soll den Einwohnern von St. Lorenzen als Entschädigung überwiesen werden.

Mit Verbrechern hatte der Kaiser mit Recht keine Gnade. Im Zuchthause auf dem Schlossberge zu Graz durfte auf seine Anordnung kein Arrestant „weder Strohsack noch Stroh überkommen, sondern muss auf der bloßen Pritsche nur mit einer Kotze zum Zudeck liegen; jedoch sind die Kranken davon ausgenommen, diese bekommen Bettfournituren, werden aber an das Bett angeschmiedet. Wegen der Kost habe ich schon gesagt, dass sie nur in Brot und Wasser zu bestehen habe und dass sich die Arrestanten durch ihren Fleiß des mehreren oder wenigeren zu verdienen haben, welches aber nie vier Kreuzer täglich übersteigen kann.“ Neben dieser strengen Anordnung steht aber gleich wieder ein mildes Wort: „Die Weiber und besonders die Kranken sind viel zu schlecht untergebracht.“

Den Ständen wurde die peinliche Gerichtsbarkeit entzogen.

Der Kaiser wollte seine Erbländer zu einem starken einheitlichen Reiche gestalten, das von einem Centrum, Wien, aus regiert werden und in dem die deutsche Sprache die Amtssprache sein sollte. Dadurch verloren die Landtage noch mehr an Bedeu-

tung; der Kaiser hob sogar die Würde des Landeshauptmannes auf und ließ den steirischen Herzogshut nach Wien bringen, von wo er erst nach seinem Tode wieder nach Graz zurückgebracht wurde. Als einheitlich geordneter Staat konnte Österreich sich in den furchtbaren Stürmen aufrecht erhalten, von denen es bald nach Josefs Tode überfallen wurde.

Seine ganze Lebenszeit hindurch war der Kaiser für die verlassenen Waisen, die Armen und Kranken besorgt. Er hatte in Frankreich vortrefflich eingerichtete Humanitätsanstalten gesehen und war entschlossen, solche wohlthätige Institute auch in Österreich ins Leben zu rufen. Wie anderorts, wollte er auch in Graz die vielen Spitäler, Armenhäuser und Armenstiftungen vereinigen und so ein großes, einheitlich geregeltes Institut schaffen.[1] Die größte dieser Wohlthätigkeitsanstalten war das Spital zum heiligen Geist, das zwei Meierhöfe mit den Auen am Gries und auf der oberen Lend, Weingärten, Hofstätten, einen Wald und Gülten besaß. Die nahe bei der Stadt gelegenen Gründe wurden verkauft, und auf ihnen entstanden die Vorstädte Gries und Lend.

Zur Unterbringung der neuen allgemeinen Anstalt wurde vom Kaiser der Grazer Hof des aufgehobenen Stiftes St. Lambrecht in der Paulusthorgasse bestimmt, der einige bauliche Umgestaltungen erfuhr. Am 15. December 1788 wurde das so entstandene allgemeine Krankenhaus eröffnet, das damals einen Belegraum von 80 Betten hatte, wovon 30 für Arme bestimmt waren, welche nichts zahlen konnten. Im folgenden Jahre wurde auch das Gebär- und Findelhaus, das sich in der Karlau befand, im Lambrechter Hofe untergebracht. Das Spital schied sich in eine Abtheilung für interne und eine für chirurgische Kranke. Die Oberaufsicht der Anstalt führte die Staatsverwaltung durch den Landes-Protomedicus. Die finanziellen und ökonomischen Geschäfte besorgte ein Director. Zugleich mit dem allgemeinen Krankenhaus wurde das „Tollhaus“ im ehemaligen Kapuzinerkloster eröffnet, das zur Auf-

[1] Fossel, Geschichte des allgemeinen Krankenhauses in Graz. 1889.

nahme von „rasenden, wahnsinnigen und wüthenden Menschen" diente. Im Jahre 1793 erhielt die Bürgerschaft die Baulichkeiten des hl. Geist-Spitales wieder in eigene Verwaltung, worauf auch die Spitalskirche, die unter Josef II. geschlossen worden war, wieder eröffnet wurde.

Der Kaiser wandte auch der Heranbildung der Wundärzte seine Aufmerksamkeit zu und gründete das „medicinisch-chirurgische Studium" an der Universität, die aber gerade damals (1782) in ein Lyceum umgewandelt wurde. Der Zutritt zu diesem Studium, das zwei Jahre dauern musste und durch das „bürgerliche und Landwundärzte" herangebildet werden sollten, beschränkte sich auf solche junge Leute, welche sich als Lehrlinge bei einem Wundarzte einige Kenntnisse erworben hatten; Schüler mit besserer Vorbildung widmeten sich selten diesem Studium. Die chirurgische Lehranstalt war den übrigen Facultäten nicht gleichgestellt. Die Vorträge wurden zuerst im Spitale der Barmherzigen, dann im allgemeinen Kankenhause abgehalten.

Dem Schul- und Unterrichtswesen wandte der Kaiser wie seine Mutter große Aufmerksamkeit zu. In seinem Handschreiben an den Gouverneur Grafen Khevenhüller ordnete er an: „Die Beförderung, Unterstützung und Ausdehnung der Normalschulen ist ein höchst wichtiger Gegenstand, den sich das Gubernium eifrigst angelegen sein lassen, geistliche und weltliche Obrigkeiten kräftigst beizuwirken anhalten und die genaueste Aufsicht in allen Kreisen auf die Auswahl der Lehrer und Richtigkeit der Lehre beobachten wird." Der Kaiser vermehrte die Zahl der Volksschulen und führte den Schulzwang ein.

Viele Verordnungen des Kaisers, besonders solche, welche Althergebrachtes angriffen und beseitigten, erregten in der Bevölkerung Missmuth und Unzufriedenheit, ja in dem damals zu Österreich gehörigen Belgien kam es sogar zur offenen Empörung. Betrübt darüber, dass seine guten Absichten so verkannt wurden, starb Josef II. am 20. Februar 1790.

III. Culturzustände.

Zur Zeit Maria Theresias wurde mit Eifer daran gearbeitet, den Wohlstand der Kronländer zu heben, und es wurde auch viel erreicht. Es besserte sich allmählich auch in Steiermark wie in anderen österreichischen Ländern der Zustand der Landwirtschaft, der Mais fand ziemliche Verbreitung, die Kartoffel, die im Jahre 1730 in Österreich noch als ein „Herrenessen" bezeichnet wurde, bürgerte sich langsam ein. Aber der Weinbau machte schon damals viele Sorgen. Zur Zeit, da Ungarn großentheils in den Händen der Türken war, hatte der steirische Wein, zumal der Luttenberger, viele Käufer und gute Zahler gefunden, aber seit der Vertreibung der Türken musste er vielfach dem ungarischen weichen. Daher konnte man unter Maria Theresia den Rath geben, Weingärten aufzulassen und zu „nützlicherem Gebrauch" zu verwenden; umsomehr, als der „Weingenuss bei dem gemeinen Volke mehreren Theils die schädlichsten Wirkungen nach sich ziehet und nicht leicht ein gutes und fleißiges Volk anzutreffen sein wird, wo überflüssiger Wein vorhanden ist".

Mit der Viehzucht stand es gut, doch war das Rind in Untersteier schwach und klein. In Obersteier wurden große und starke Pferde gezogen, die man bei den Berg- und Hammerwerken nöthig hatte; in Murau hatten die Fürsten Schwarzenberg ein Gestüt angelegt.

Um die Emporbringung der Schafzucht machte sich der Gutsbesitzer Blagatinschegg Edler von Kaiserfeld verdient. Schon 1790 besaß er einen Stand von 1100 Zuchtschafen, der sich auf 3000 vermehrte. Sein Beispiel wirkte so mächtig, dass auch die Gemeinden und die Staatsverwaltung diesem Zweige der Viehzucht größere Aufmerksamkeit widmeten.

Gleich ihrem Vater war Maria Theresia eifrig bestrebt, die Handwerke und die Industrie in ihren Ländern emporzubringen. Sie gieng hiebei von den richtigen Gedanken aus, dass

vor allem das Volk zu größerer Arbeitsamkeit angehalten werden müsste. In einer Verordnung vom November 1765 erklärte sie, dass sie die Absicht habe, ihren „getreuen Unterthanen, besonders aber dem Landvolke, einen solchen Nebenverdienst zu verschaffen, wodurch dasselbe einen ergiebigen Zuwachs in der Nahrung erhalten möge". Sie befahl, in allen Städten und Märkten Spinnschulen zu errichten, die vom 1. October bis zum letzten März dauern und von den Waisen, den Kindern der Handwerker und Armen im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren zwei Jahre lang besucht werden sollten; Eltern und Vormündern, welche es unterließen, ihre Kinder zum Besuche dieser Schulen anzuhalten, wurde mit Arreststrafe gedroht. Die Aufsicht über diese Schulen sollte ein Mitglied des Rathes führen, der Spinnmeister oder die Spinnmeisterin wöchentlich mit einem Gulden aus der Landes-Commercialcasse entlohnt werden. Zur Herbeischaffung des Spinnmaterials und der Geräthschaften sollte Geld aus den städtischen Cassen sowie aus jenen Zunftladen genommen werden, „wo die Meisterschaft das Gespünnste wieder zur Verarbeitung bringen kann"; wenn die jungen Spinner etwas verdient haben würden, sollte ein Theil ihres Verdienstes zur Zurückerstattung des Geldes verwendet werden.

Die Kaiserin gewährte den herrschaftlichen Beamten, welche in ihren Bezirken „am ersten neue Spinnereyen eingeführt, am besten unterstützt und am ausgiebigsten werden erweitert haben", Prämien und bestimmte für jedes Kronland fünf solche Preise zu 150, 100 und 50 Gulden, die von der Landes-Commerciencasse auszuzahlen waren.

Infolge dieser Anregung entstanden in Steiermark Spinnschulen für Flachsgarn in Frohnleiten, Bruck, Leoben, Vordernberg, Knittelfeld, Judenburg, Mürzzuschlag, Voitsberg, Wildon und Graz; in Graz bestanden drei solche Schulen, die von Frauen errichtet und geleitet wurden und als vorzügliche Schulen galten. Spinnschulen für Wollgarn wurden in der Festung zu Graz und

im Spinnhause zu Pettau eingerichtet. Aber alle diese Schulen brachten es zu keinem Gedeihen und bestanden nicht lange. Die Eltern hielten trotz der angedrohten Strafen ihre Kinder nicht streng genug zum Besuche der Schulen an, und überdies war der Flachsbau im Lande gering. Auch fand das Garn wenig Absatz.

Aus dem im Lande gewonnenen Flachs wurde gewöhnliche Leinwand erzeugt; in Graz bestanden hiefür drei Fabriken, welche ihre Waren nach Italien und selbst bis Spanien verhandelten. Auch hört man jetzt von Kupfer-, Messing- und Eisenwaaren, wie Platten, Stangen, Draht, Nägel und Blech, die nach Italien, von Sensen und Sicheln, die auf der Mur nach Ungarn und von da in die Balkanländer und nach Moskau giengen, von wo sie „vermuthlich weiter nach Asien verführt wurden.“ Der Handelsmann Dobler kaufte viel Speik, mit dem er einen lebhaften Handel über Triest und Venedig nach Alexandria in Ägypten trieb, wo sich die Leute dieses Krautes bei ihren gottesdienstlichen Waschungen bedienten. Mit Leder, zu dessen Herstellung man Häute aus Ungarn einführte, wurde nach Salzburg und Baiern gehandelt.

Feinere Leinwand wurde damals vorzugsweise aus Schlesien eingeführt; die Garnitur Tischzeug kostete zehn bis dreißig Reichsthaler. Tuchwaren kamen aus Böhmen, Mähren und Schlesien, auch aus Preußisch-Schlesien und Sachsen; die feinsten Tuchwaren aber bezog man aus Aachen und Leiden. Kurz- und Nürnberger-Waren brachte man aus Leipzig und Nürnberg herbei. Die stärksten Märkte in Graz waren die zu Mittfasten und Ägidi. Sie dauerten fast einen Monat und waren immer stark besucht; denn außer den Handelsleuten der Städte und Märkte des Landes fanden sich auch viele Ungarn und Croaten ein.

Die Glasindustrie fand wieder größere Beachtung. Der Italiener Dionys Nogarina erhielt 1744 ein Privileg zur Errichtung einer Fabrik gläserner Perlen und Korallen zu Maria-Rast bei Marburg, das jedoch schon noch einigen Jahren auf ein Consortium übertragen wurde. Im Jahre 1753 errichtete Graf

Anton Gaisruk eine Glashütte zu Lichtenthal bei Cilli. Auch andere ähnliche Betriebe wurden ins Leben gerufen, so zwei Glashütten auf der Südseite des Bacher, bei Mißling und zu Rakowitz-Hudina bei Weitenstein; um 1790 gründete Karl Ritter von Azula eine Glasfabrik zu Gairach, und 1794 entstand die Glasfabrik zu Liboje bei Cilli. Von 1800—1840 kamen zwölf neue Betriebe dieser Art hinzu: in den Bezirken Mahrenberg und Tüffer, bei Voitsberg (Hochtregist-Oberdorf, 1805), Eibiswald (Staritsch-Ferdinandsthal), Köflach (Weyern-Lankowitz), zu Trifail, auf dem Bacher u. s. w.

Die Bewohner des Landes an Arbeit zu gewöhnen und ihnen dadurch auch einen größeren Verdienst zu verschaffen, war dringend nöthig. Wie die Lage der Bevölkerung in manchen Gegenden beschaffen war, lernte man erst zur Zeit der Epidemie kennen, die im Jahre 1787 infolge von Misserntem in der Umgebung von Marburg und Cilli, besonders im Gebirge, ausbrach. Die Ärzte, welche in die verseuchten Gegenden geschickt wurden, wissen nicht genug zu erzählen von der Armut und der Unreinlichkeit der dort wohnenden Leute. Am schlechtesten stand es in der Soboth, einer gebirgigen Gegend im Gerichtsbezirke Mahrenberg, gegen die Grenze Kärntens zu. Im sechzehnten Jahrhunderte hatte das Lutherthum auch hieher seinen Weg gefunden, und die Secte der Springer hatte auch hier eine Kirche erbaut, die im Jahre 1600 zerstört wurde, seitdem aber scheinen die Leute sehr verarmt zu sein. Von ihrer Lebensweise erzählt einer der hieher geschickten Ärzte:[1] „Das Landvolk ist in allen den krank gewesenen Gegenden gewohnt, täglich den unvollkommen ausgekochten Sterz ungeschmalzen oder mit Essig und Schwämmen zubereitet häufig zu verspeisen, oder es nimmt einen dicken Mehlpapp (Koch) zur alltäglichen Speise. Die Hülsenfrüchte machen die übrige Kost aus." Dort gab es viele „blödsinnige, laue, lehmfärbige, kropfhalsige,

[1] Gregor Faber, Nachricht an das Publicum zum Besten der leidenden Menschheit. Graz 1788.

unbrauchbare Menschengeschöpfe.“ Die Stuben waren stets voll Rauch, den ganzen Winter über lebte das Vieh mit den Menschen darin, die Fenster werden nie geöffnet, der Lehmboden war stets feucht, die Kleidung und die Wäsche mangelhaft, obgleich der schönste Flachs im Lande wuchs. Der Geist der Menschen wurde stumpf, daher waren sie „unbewerbsam und arbeitslos“, dem Müßiggange ergeben. „Man erblickt nur schmierige, ungewaschene Gesichter, die den Menschen kaum gleichen.“ Um die Kranken bekümmerten sie sich wenig, sie ließen sie zugrunde gehen. Die Krankheiten verschwanden erst, als im Frühjahr die Feldarbeiten begannen und die Leute Bewegung in der frischen Luft machten.

Dr. Faber machte auch Vorschläge zur Verhütung der Epidemien. Er meinte, die Leute müssten verhalten werden, die „seit den uralten Winden her oder von den müßigen, unflätigsten Zigeunern eingeführten Rauchstuben, die nicht nur bei dem windischen Landmann sehr allgemein sind, sondern auch in mehr anderen Gegenden Steiermarks noch missbräuchlich beibehalten werden“, abzuschaffen, den Estrich aus Kalk und weißem Sand herstellen und „Hafneröfen“ anbringen zu lassen. In dem aufgehobenen Kloster Mahrenberg müsste eine Fabrik für Schafwollwaren errichtet werden, denn die Schafzucht wurde stark betrieben.

Unter Maria Theresia regte es sich auf allen wissenschaftlichen Gebieten in erfreulicher Weise. Man beachtete die wissenschaftlichen Leistungen Deutschlands und anderer Länder, nahm neue Errungenschaften gerne auf und arbeitete weiter.

Eine genauere Kenntnis der Geschichte des Landes wurde vorbereitet durch den Kanzler der Universität Sigmund Pusch, der Urkunden sammelte, und durch Erasmus Fröhlich, der sie herausgab.[1] Die erste Geschichte des Landes lieferte der Chorherr zu Vorau Aquilinus Julius Cäsar. Dieser „Vater der steiermärkischen Geschichtschreibung“ war im Jahre 1720 zu

[1] A. Schlossar, Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren. Wien 1877.

Graz als Sohn eines Rathsherrn geboren und trat 1736 in das Stift Vorau ein. Er wurde Lehrer in den Schulen des Stiftes, dann Pfarrer in Dechantskirchen und Stadtpfarrer in Friedberg, gab jedoch diese Stelle auf und lebte bis zu seinem Tode (1792) bei seinem Freunde, dem Kreisdechant Peinthor am Weizberge. Die reiche Bibliothek und das Archiv des Stiftes gaben Cäsar die Behelfe für seine historischen Arbeiten. Sein Hauptwerk sind die Annales Ducatus Styriae, die 1768—1779 in drei Bänden in Graz und Wien erschienen. Ein vierter Band, obwohl in der Handschrift fertig gestellt, ist nicht unter die Presse gekommen. Ein zweites Werk ist die „Staats- und Kirchengeschichte des Herzogthums Steiermark" in sieben Bänden; ferner lieferte er eine „Beschreibung des Herzogthums Steiermark" in zwei Bänden und mehrere andere Werke.

In weitere Kreise verbreiteten sich geographische und historische Kenntnisse durch die Schriften Kindermanns. Nach ihm betrug die Zahl der Einwohner des Landes gegen Ende des Jahrhunderts 800.000.

Als Kirchenhistoriker machte sich Kaspar Royko einen Namen. Er war 1744 zu Marburg geboren, studierte in Graz und Wien und wurde Pfarrer in Zellnitz und Witschein. Er verkehrte viel mit dem Pfarrer Temmerl in Leutschach, der ein sehr gelehrter Mann gewesen sein muss, denn er machte Royko auf die neuesten deutschen und französischen Werke aufmerksam. Im Jahre 1773 wurde Royko an die Universität Graz berufen, wo er im folgenden Jahre das Lehramt der Kirchengeschichte übernahm. Josef II. berief ihn an die Prager Hochschule, wo seine Vorlesungen großen Zuspruch fanden. Er starb im Jahre 1819. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der großen allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz" in vier Theilen. Auch Franz Gmeiner, geboren zu Studenitz im Jahre 1752, war Lehrer an der Grazer Universität; er lehrte Kirchenrecht und Kirchengeschichte. Doch ruht seine Bedeutung darin, dass er die ersten Vorlesungen über Literatur hielt. Eine „Eingangsrede über die Lehre der Literaturgeschichte" ist auch in Druck erschienen.

Berühmt machte sich der Jesuit Josef Liesganig, der 1719 in Graz geboren wurde und 1799 als Gubernialrath und Baudirector in Lemberg starb. Er hat sich durch die Aufnahme Ostgaliziens in 42 Blättern ein bleibendes Denkmal errichtet.

Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften war Leopold Gottlieb Biwald hervorragend. Geboren zu Wien 1728, trat er in den Orden der Gesellschaft Jesu, wurde Lehrer am Gymnasium in Laibach und später Professor der Physik an der Grazer Universität. Im Jahre 1766 ließ er ein Lehrbuch der Physik in lateinischer Sprache erscheinen, und darauf vertheidigte er in einer naturhistorischen Arbeit die Einwürfe, welche gegen das botanische System des berühmten Linné erhoben worden waren. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit, so versichet sein Biograph, verbreitete sich von dem vaterländischen Murboden bis an die Ufer der Themse, der Seine und der Tiber. In London, Amsterdam, Paris und Rom wurde sein Name mit Hochachtung genannt. Er unternahm häufig Reisen, auch in das Ausland, und trat mit hervorragenden Männern in Verkehr. Von Josef II. erhielt er den Auftrag, der heranwachsenden Geistlichkeit im Generalseminar Naturgeschichte vorzutragen. Mehrmals wurde er an auswärtige Hochschulen berufen, er blieb jedoch der Grazer Universität getreu und starb 1805. Dass ein Mann, der in so weiten Kreisen geschätzt wurde, viele abergläubische Meinungen, welche aus der geringen Kenntnis des Wesens der Naturkräfte entsprangen, zerstreute, ist selbstverständlich. Unter seiner Anleitung wurden in Graz und Steiermark überhaupt die ersten Blitzableiter aufgerichtet.

Der Arzt Leopold von Auenbrugger, geboren 1722 in Graz, ist der eigentliche Begründer der Percussionsmethode, durch welche die Krankheiten der inneren Brustorgane erkannt werden können. Seine Methode, die zuerst in Frankreich gewürdigt wurde, ist seitdem weiter ausgebildet worden und hat eine ungemein große Bedeutung erlangt.

Als Kupferstecher machte sich Johann Veit Kauperz bekannt, der 1741 zu Graz geboren wurde. Er gründete daselbst eine Privatzeichenschule, aus der sich die landschaftliche Zeichenakademie entwickelte.

Da das Theater auf dem Tummelplatze für Graz nicht mehr ausreichte, erbauten die Stände unter dem Landeshauptmann Leopold Grafen von Herberstein 1774—1776 da, wo heute das Landestheater steht, einen Redoutensaal und ein Theater, das über tausend Zuschauer fassen konnte. Bei festlichen Anlässen wurde das Theater mit dem Redoutensaal durch ein oberhalb des Parterres angebrachtes Podium zu einem Ganzen vereinigt. Im Jahre 1823 brannte dieses Theater ab, worauf nach den Plänen des kaiserlichen Hofbaurathes Peter de Nobili ein neues, das jetzt bestehende Landestheater, errichtet wurde.

Dieses von den Ständen erbaute Theater wurde unter dem Director Jacobelli am 9. September 1776 eröffnet. Aufgeführt wurden Opern und Operetten, wobei auf die Ausstattung große Sorgfalt verwendet wurde, Ballete, Trauer- und Lustspiele. Der Geschmack des Publicums begann sich verhältnismäßig schnell zu bessern, wenn auch noch lange Iffland und Kotzebue bevorzugt wurden. Frühzeitig kamen Schillers Werke zur Darstellung: 1788 die „Räuber" und „Fiesco", dann „Kabale und Liebe" und „Don Carlos", von Shakespeare wurden „Coriolan", „Macbeth", der „Kaufmann von Venedig", „Hamlet" und „Romeo und Julie" aufgeführt. Lessings „Minna von Barnhelm" erschien 1791 auf der Grazer Bühne. Zu gleicher Zeit kamen die Opern Mozarts zur Aufführung. Die Erbauung des Theaters durch die Stände ist von großer Bedeutung: jetzt wurde das geistige Band zwischen Deutschland und Steiermark wieder angeknüpft, das durch die Gegenreformation zerrissen worden war, und das geistige Leben Deutschlands begann eine tiefere Wirkung auf Steiermark auszuüben.

Graz ist der Geburtsort eines der bedeutendsten Schauspieler. Joh. Franz Brockmann wurde 1745 als Sohn eines Zinngießers geboren, der aus Paderborn stammte und sich in Graz

niedergelassen hatte. Seine Mutter besorgte die Wäsche für die Gefangenen des Schlossberges, unter denen sich auch Spanier befanden. Von diesen lernte der junge Brockmann die spanische Sprache. Er trat einer wandernden Schauspielertruppe bei und kam viel herum. Erst in Hamburg kam sein Talent zur Anerkennung. Dort und am Hofburgtheater in Wien, wohin er 1778 berufen wurde, feierte er große Triumphe. Am meisten Anerkennung fand er in der Rolle des Hamlet. Er starb 1812 in Wien.

In der Zeit der Kaiserin Maria Theresia gab es in größeren Städten schon gedruckte Zeitungen. In früheren Zeiten standen hervorragende Männer, welche so rasch als möglich wichtige Nachrichten empfangen wollten, mit Novellisten in Verbindung; das waren Männer, welche Berichte verfassten, sie durch Schreiber vervielfältigen ließen und ihren Kunden zusandten. Solche Novellisten befanden sich in Wien, Prag, Augsburg, Venedig, Rom. Die steirischen Stände standen ebenfalls mit solchen Berichterstattern in Verbindung und hatten auch in manchen Städten Agenten, welche ihre Angelegenheiten besorgten. Der Augsburger Agent wurde zur Zeit des dreißigjährigen Krieges beauftragt, die „fürkhommenden Tractätlein, Kupferstich und dergleichen, item auch die halbjährigen Frankforter Relationes“ den Ständen zukommen zu lassen. Der venetianische Correspondent Giacomo Torri, der im Jahre 1705 erzählt, dass er seit dreißig Jahren Kaiser und Päpste, Fürsten und Rathsherren in verschiedenen Städte bediene, hatte auch in Graz Abnehmer seiner Berichte.

Von auswärtigen Zeitungen las man das „Wiener Diarium“, die Augsburger, die Hamburger, die Brünner Zeitung; in Graz erschien schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts der „Grazer Mercur“, der 1785 sein Erscheinen einstellte, worauf die „Grätzer Zeitung“ zu erscheinen begann. Von 1796 an war dem Blatte wöchentlich ein „Sonnabends-Anhang“ mit literarischen und belletristischen Arbeiten beigegeben, der im Jahre 1811 den Titel „Der Aufmerksame“ erhielt und unter diesem Namen dreißig Jahre lang

erschien. Ein kurzes Leben hatte das Wochenblatt für die Innerösterreichischen Staaten, das Gedichte und Recensionen brachte, und die Zeitung „für Damen und andere Frauenzimmer", die mehrmals ihren Namen änderte und von 1792—1797 bestand.

Siebenter Zeitraum.

Von den Franzosenkriegen bis zur Gegenwart.

I. Leopold II.

Josefs II. Nachfolger Leopold II. hatte die schwere Aufgabe, die Ruhe und Ordnung in den habsburgischen Ländern wiederherzustellen. Viele kirchliche Verordnungen Josefs II. wurden aufgehoben; so wurden beispielsweise die Generalseminare beseitigt. Auch in Steiermark verlangten die privilegierten Stände, der Clerus, die Herren und Ritter, die im Landtage fast allein vertreten waren, dass der Kaiser ihnen alle Rechte wieder zurückgebe, die sie im Laufe der Zeit an die Staatsgewalt verloren hatten. Der Kaiser war nicht geneigt, den Ständen, deren Wortführer der Graf Ferdinand Attems war, alle früheren Rechte zurückzugeben, er wollte vielmehr auch dem Bürger-, ja selbst dem Bauernstande eine ausgiebige Vertretung im Landtage sichern. Die Bürger von Steiermark hatten dem Kaiser ihre Wünsche bezüglich einer wirkungsvolleren Vertretung auf dem Landtage in einem Majestätsgesuche vorgelegt, das von Anton Raspor in Leoben, Josef Weninger in Knittelfeld und Franz Haas in Graz „im Namen der landesfürstlichen Städte und Märkte Steiermarks" unterzeichnet war. Der Kaiser ernannte nun wieder, wie die privilegierten Stände wünschten, aus zwölf vorgeschlagenen Männern einen Landeshauptmann, berücksichtigte aber auch die Wünsche der Bürger, indem er die Zahl der Vertreter des Bürgerstandes vermehrte.[1] Sämmtliche

[1] Bidermann, Verfassungskrisis in Steiermark zur Zeit der ersten französischen Revolution. Mitth. 21. — Ilwof, Die Grafen von Attems in ihrem Wirken in und für Steiermark. Graz 1897 (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte von Steiermark II. Bd.)

Bürger der 31 landesfürstlichen Städte und Märkte hatten, wie schon wiederholt erwähnt wurde, bisher im Landtage nur einen Vertreter, den Städtemarschall; von jetzt an sollte jeder der fünf Kreise zwei Abgeordnete wählen, und von diesen sollte einer auch Mitglied des Collegiums der Verordneten sein.

Ja noch mehr! Der Landtag musste im Auftrage des Kaisers auch darüber berathen, wie der Bürgerstand mit den übrigen drei Ständen, „in eine mit Vermeidung aller Neckereien wechselseitige nähere Verbindung zum allgemeinen Wohle zu setzen sein dürfte". Der ständische Ausschuss fragte darüber die Städte und Märkte sowie die Kreishauptleute. Im Namen des Grazer Kreises gab Franz Haas ein Gutachten ab. Er sprach sich entschieden gegen den Landtag in seiner bisherigen Gestalt aus und verlangte eine ausgiebige Vertretung der Bürger und Bauern; doch müssten diese zwei Stände als eine eigene Körperschaft den drei anderen gegenübergestellt werden; alle Angelegenheiten müssten zweimal verhandelt werden: zuerst von den drei oberen Ständen (der ersten Kammer), dann von den Vertretern des Bürger- und Bauernstandes (der zweiten Kammer). Sollte diese Gestaltung des Landtages unmöglich sein, so sei der Landtag „außer aller Wirksamkeit" zu setzen. Der Bürger Haas verlangte also die Zweitheilung des Landtages oder seine Beseitigung, und in diesem Falle die Übernahme der Geschäfte des Landtages und der Verordneten durch die Regierung.

Von den Kreishauptleuten sprach sich der von Marburg entschieden gegen die Begünstigung der Bürger und Bauern aus; die Wünsche dieser zwei Stände sei eine Folge der französischen Revolution, deren Rückwirkung auf Österreich verderblich werden könnte. Diese Ansicht wurde nach und nach auch bei der Regierung maßgebend.

Im Jahre 1790 entstand in Graz das uniformierte Bürgercorps.[1] Die Entstehung soll mit dem Empfange

[1] Baldauf, Geschichte des Bürgercorps in Graz. Graz 1843. — Ilwof, Kleine Beiträge zur Geschichte der Steiermark u. s. w. Mitth. 17.

des steierischen Herzogshutes, der im Mai nach Graz zurückgebracht wurde, in Zusammenhang stehen. Ein Gleichzeitiger erzählt: Der Magistrat befahl damals der Bürgerschaft, sich „so viel als möglich in gleiche grüne Röcke gekleidet und mit Ober- und Untergewehr versehen vor die Stadt zu begeben und bei der Linie en parade die Ankunft der ständischen Deputierten mit dem Herzogshut zu erwarten. Es kam nur eine geringe Anzahl zusammen, welche gleich gekleidet und zugleich mit Jägerbüchsen versehen war. Die übrigen machten eine buntscheckichte Schar aus, die, mit Säbeln, Degen, Hirschfängern und dergleichen umgürtet, eher Gelächter als Respect erregen konnte. Dies brachte jedermann auf den Gedanken, dass der Anblick einer uniformierten Menge dergleichen Feierlichkeiten mehr verschönern müsse als das unordentliche Gewische von braunen, aschenfärbigen, röthlichen und schwärzlichen Röcken". Daher gieng man daran, ein Bürgercorps ins Leben zu rufen. Zuerst wurde ein Jägercorps gebildet, das unter dem Befehl des bürgerlichen Brauereibesitzers Richard Seebacher stand, dann ein Cavalleriecorps, das vorzugsweise aus Mitgliedern des Handelsstandes gebildet wurde und am 15. August 1791 den ersten feierlichen Aufzug hielt; endlich entstand das Corps der Grenadiere. Oberst aller drei Corps war zuerst Seebacher, dann der Kaufmann Kaspar Dobler. Von diesen drei Corps sagt ein gleichzeitiger Bericht: „Ihr Anblick ist ebenso angenehm, als die Ordnung bewunderungswürdig ist, wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten paradieren."

Unter Leopold II. vollzog sich eine wichtige Veränderung in der politischen Verwaltung. Er trennte nämlich die innerösterreichischen Länder, welche seit dem Regierungsantritte Karls II. zusammengehörten und gemeinsam verwaltet wurden, und errichtete für Steiermark, Kärnten und Krain je ein Gubernium. Der Wirkungskreis des Grazer Statthalters erstreckte sich daher nur über Steiermark.

II. Die Zeit der Franzosenkriege.

1. Die französische Revolution und ihre Wirkung auf Österreich im allgemeinen und auf Steiermark insbesondere.

Im vorletzten Regierungsjahre Josefs II. war im Königreiche Frankreich eine Revolution ausgebrochen, welche das ganze Staatswesen von Grund aus umgestaltete. Der König wurde in seinen Rechten beschränkt, aller Unterschied der Stände aufgehoben, die Gleichheit und Freiheit aller Franzosen ausgesprochen. Das Volk durchbrach in seinem Grimme gegen das Königthum, den Adel und die Geistlichkeit alle Schranken der Gesetze und der Ordnung. Viele verhasste Männer wurden ermordet, bewaffnete Volksbanden durchzogen das Land, plünderten die Paläste, Schlösser und Klöster und misshandelten deren Bewohner. Viele Vornehme verließen das Land, in dem sie ihres Lebens nicht mehr sicher waren, und auch König Ludwig XVI., dessen Gemahlin Maria Antoinette eine Tochter Maria Theresias, also eine Schwester der Kaiser Josef II. und Leopold II. war, suchte sich und seine Familie durch die Flucht zu retten. Aber er wurde auf dem Wege gefangengenommen und nach Paris zurückgebracht.

Nach und nach gewann die Partei der Jakobiner einen großen Anhang und Einfluss. Sie forderten am lautesten die vollständige Umgestaltung aller Verhältnisse, zunächst die Beseitigung des Königthums und die Herstellung der Republik, und es gelang ihnen mit Hilfe der untersten Volksclassen, der besitzlosen Proletarier, alle Herrschaft an sich zu reißen.

Obgleich Kaiser Leopold II. durch enge Familienbande mit der französichen Königsfamilie verbunden war und die aus Frankreich ausgewanderten Adeligen unablässig auf ihn einwirkten, wollte er doch nichts von einem Kriege gegen Frankreich wissen; er fürchtete nämlich, es könnte dadurch die Wuth des französischen Volkes noch mehr gereizt und das Leben seiner Schwester, ihres Gemahls und ihrer

Kinder noch mehr gefährdet werden. Übrigens starb er schon am 1. März 1792. Wie ein erfahrener Steuermann hatte er das Schiff des österreichischen Staates in sturmbewegter Zeit geleitet.

Sein Sohn und Nachfolger Franz II. war ebenfalls friedliebend, aber der Krieg wurde ihm und den österreichischen Völkern aufgezwungen. Die Franzosen nöthigten nämlich ihren König, dem Kaiser Franz den Krieg zu erklären. Dies geschah am 20. April 1792, also kurze Zeit nach seinem Regierungsantritte. So musste also der junge Kaiser zum Schwerte greifen. Niemand ahnte damals, dass der so leichtsinnig heraufbeschworene Krieg bis zum Jahre 1797 dauern und unsägliches Elend über Länder und Völker bringen würde.

Österreich führte den Krieg, den man den ersten Coalitionskrieg zu nennen gewohnt ist, zuerst in Verbindung mit Preußen. Nachdem aber König Ludwig XVI. auf Betreiben der Partei der Jakobiner hingerichtet und Frankreich zu einer Republik erklärt worden war, schlossen sich diesen zwei Verbündeten noch andere europäische Mächte an, von denen England besonders zu erwähnen ist. Der Krieg wurde in den ersten Jahren in den Niederlanden und in Süddeutschland geführt, später auch in Italien, wo ein Mann an die Spitze der französischen Armee trat, der bald die Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte. Dies war der General Napoleon Bonaparte. Im raschen Siegeslaufe drängte er die Österreicher aus Oberitalien hinaus, so dass ihnen daselbst nur die Festung Mantua blieb, und anfangs Februar 1797 musste sich ihm auch diese nach hartnäckiger Vertheidigung ergeben.

Bis in diese Zeit war die österreichische Regierung durch die Sorge geängstigt, dass die von den Jakobinern vertretenen staatsgefährlichen Grundsätze auch in Österreich Eingang und Verbreitung finden könnten.[1] In Wien wurden mehrere hochgestellte Personen verhaftet und zu harten Strafen verurtheilt. Der Statt-

[1] F. M. Mayer, Jakobiner in Steiermark. Zeitschrift für allgemeine Geschichte 1887.

halter von Steiermark Graf Philipp von Welsperg-Raittenau wurde aufgefordert, über die Gesinnung der Steirer nach Wien zu berichten. Er konnte im März 1793 versichern, dass sich sowohl in Graz wie auch auf dem Lande Abscheu und Erbitterung gegen das französische Volk kundgebe, das seinen König dem Schaffot zugeführt und dessen Familie in so schmählicher Weise behandle. Dem Statthalter wurde hierauf der Wunsch des Kaisers mitgetheilt, es möchten künftig „keine französischen Erzieher und Erzieherinnen zur Bildung der erbländischen Jugend verwendet werden". Alles, was irgendwie an die französische Revolution mahnte, wurde jetzt genau beachtet. Als bekannt wurde, dass die Kronwirtin in dem Markte Kindberg im Mürzthale von Fuhrleuten eine französische Münze erworben hatte, welche in französischer Sprache die Worte „Freiheit und Gleichheit" und „Republik Frankreich" zeigte, musste sie diese Münze gegen eine Entschädigung ausliefern, und es erfolgte die Kundmachung, dass sich künftig jeder, der eine solche Münze habe, über den Erwerb derselben werde ausweisen müssen. Die Casino in Judenburg und Knittelfeld, Vereinigungen der Gebildeten zu gesellschaftlichen Vergnügungen, wurden unter Polizeiaufsicht gestellt, denn Versammlungen, welche Directoren wählen und Verhaltungsmaßregeln aufstellen, erregten Aufsehen und Verdacht. Immer häufiger wurden die geheimen Anzeigen und Verdächtigungen von Personen, welche man staatsgefährlicher Ansichten beschuldigte und die man kurzweg als Jakobiner bezeichnete. Es waren dies aber größtentheils solche Männer, welche für eine stärkere Vertretung des Bürgerstandes im Landtage und für die Theilnahme des Bauernstandes an den Arbeiten dieser Landesvertretung eintraten und die Vorgänge in Frankreich genau verfolgten. Die vielen geheimen Anzeigen hatten eine traurige Wirkung auf das sociale Leben. „In dem gegenwärtigen, sehr betrübten Zeitpunkte", schrieb der Kreishauptmann Pucher von Judenburg dem Statthalter, „ist alles voll des Argwohns, jeder Schritt, jedes Wort, jede Absicht wird verdächtigt."

Zu den Männern, gegen welche man den meisten Argwohn hegte, gehörte der Bürgermeister Weninger und der Syndicus Müllner von Knittelfeld und Franz Haas und Josef Karl Kindermann in Graz. Kindermann stammte aus Ungarn, hatte weite Reisen unternommen, die ihn sogar in das Capland und auf die Insel Ceylon bei Vorderindien brachten, und sich zuletzt in Graz niedergelassen, wo er Mitarbeiter an der „Grätzer Zeitung" wurde und eine reiche literarische Thätigkeit entfaltete. Die geheimen Anzeigen enthielten nicht immer die Namen der Männer, die man beschuldigen wollte, sondern gaben auch bloße Andeutungen und überließen es somit den Behörden, den Schuldigen zu finden. Wie gehässig die Denuncianten vorgiengen, kann man daraus ersehen, dass man sogar auf einen Bischof hinzuweisen wagte, der nach den Andeutungen nur der Bischof von Leoben, Graf von Engel, sein konnte. Es war aber in ganz Steiermark niemand, der diesem zweiundsiebzigjährigen Manne Ansichten und Absichten zutraute, die man den Jakobinern zuschrieb.

Eine Anzahl jener Männer, welche im Verdachte staatsgefährlicher Ansichten und Pläne standen, wurden verhaftet und verhört, aber von dieser Untersuchung ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Die „Grätzer Zeitung" theilte nur mit, dass es in Steiermark Menschen gegeben, welche die Staatsverfassung untergraben wollten und zu diesem Zwecke eine „geheime Verbindung" eingiengen. Ihre Strafe bestand in Kerkerhaft von verschiedener Dauer.

Diese Mittheilung erfolgte im März 1797; im folgenden Monate betraten die Soldaten der französischen Revolutionsarmee den Boden der Steiermark.

2. Die Franzosen in Steiermark 1797.

Nachdem sich Bonaparte in den Besitz Mantuas gesetzt hatte, schickte er seine Heere nach Kärnten vor.[1] Von Klagenfurt aus

[1] F. M. Mayer, Steiermark im Franzosenzeitalter. Graz 1888.

marschierte General Massena, dem Bonaparte folgte, über Friesach gegen die steirische Grenze. Bei Einöd kam es anfangs April 1797 zu einem heftigen Kampfe. Die österreichischen Grenadiere sahen sich trotz ihrer Tapferkeit zum Rückzuge genöthigt, und die Franzosen rückten am Morgen des 3. April in Neumarkt ein und erreichten bei Scheifling die Mur. General Bonaparte nahm im Schlosse Schrattenberg einen kurzen Aufenthalt. Nach einem neuen Gefecht vor Unzmarkt nahmen die Feinde diesen Ort, worauf sie nach Judenburg und von da nach Knittelfeld marschierten. Als Bonaparte am 7. April im Pfarrhofe zu Judenburg sein Hauptquartier aufschlug, erschienen vor ihm als Abgesandte des Kaisers Franz zwei Generale, mit denen er einen Waffenstillstand verabredete, während dessen der Friede geschlossen werden sollte. Inzwischen rückte Massena weiter und besetzte Leoben und Bruck, und von da marschierte eine Abtheilung Franzosen gegen Graz. Bonaparte aber nahm sein Hauptquartier in Göß, wo er die Wohnung des Bischofs von Leoben bezog.

Der Eindruck, den die fremden Soldaten auf die Steirer machten, war ein ungünstiger. Ungewöhnlich erschien, dass Officiere wie Soldaten eine Menge Weiber und Kinder mit sich führten, deren Wünsche oder Forderungen ebenso beachtet werden mussten wie die ihrer männlichen Angehörigen. Die meisten Soldaten trugen einen dreieckigen niedrigen Hut, einen dunkelblauen Frack und Beinkleider von derselben Farbe, andere giengen in geraubten Bauernkleidern einher, vielen mangelten die Schuhe. An ihren Bajonetten trugen sie Brot, Speck und Geflügel aufgespießt.

An Stelle des Statthalters und seiner Beamten, welche wie das Militär in dieser Zeit der Noth das Land verlassen hatten, besorgte eine Landescommission die öffentlichen Geschäfte. Der Vorsitzende war der Landeshauptmann Karl Thomas Graf Breuner, dessen Stellvertreter der Bürgermeister von Graz, Dr. Johann Michael Steffn. Außerdem gehörten ihr u. a. an: der Fürstbischof von Seckau, Graf Josef von Arco, der Abt

von Rein Abund Kuntschak, die Grafen Brandis und Ferdinand Attems, die Herren von Schick und Jakomini, endlich mehrere Bürger, darunter Kaspar Dobler, Andreas Leykam und Franz Haas. Diese Commission kam ihrer schweren Aufgabe mit Muth und Ausdauer nach. Für die öffentliche Sicherheit sorgten die drei Bürgercorps und die Bürger, die sich ohne Uniformierung unter der allgemeinen „Stadtfahne“ versammelten. Diese wackeren Bürger ernteten für ihr erfolgreiches Wirken einstimmiges Lob. Der Mann, der an ihrer Spitze stand, Kaspar Dobler, hat sich um die Landeshauptstadt sehr verdient gemacht. Zu Graz im Jahre 1759 geboren, hatte er einige Jahre beim Militär gedient, dann mit dem Grafen Weikhard von Trauttmansdorff eine zweijährige Reise gemacht und hierauf das blühende Handelsgeschäft, das sein Vater in Graz gegründet, übernommen. Die vollständige Beherrschung der französischen Sprache kam ihm, der Stadt und dem Lande vortrefflich zu statten.

Als man am 10. April in Graz sichere Nachricht erhalten hatte, dass sich die Feinde der Stadt näherten, begaben sich der Oberst des Bürgercorps, Kaspar Dobler, mit einer Abtheilung Bürgercavallerie und einigen Mitgliedern der Landescommission zur Weinzettelbrücke, wo man die feindlichen Generale, die ihrem Heere vorausgeeilt waren, empfieng. Am Abend des 10. April rückten die Franzosen in Graz ein; sie nahmen ihren Weg über den Lend-, den Griesplatz und die Jakominivorstadt, zogen durch das eiserne Thor in die Herrengasse und stellten sich auf dem Hauptplatze auf. Gemeinsam mit dem Bürgercorps besetzten die Franzosen die Hauptwache und die Ehrenposten. Nach Mitternacht erschien auch Bonaparte in Graz und nahm seine Wohnung im Hause des Grafen Christian Stubenberg, Herrengasse 13. Am 11. April besetzte ein Theil der Franzosen den Schlossberg, ein anderer bezog ein Lager auf der Ries. Am Morgen des 12. April musste sich die Landescommission versammeln, worauf Bonaparte den zum Stadtcommandanten ernannten General Beaumont mit

dem Auftrage zu den Versammelten schickte, ihnen den Eid des Gehorsams für die französische Republik abzunehmen. Gerechte Entrüstung bemächtigte sich aller Mitglieder der Commission bei diesem Ansinnen. „Wir haben", erklärte der Fürstbischof von Seckau, Graf von Arco, voll edlen Zornes, „Sr. Majestät unserem Kaiser den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen und werden dieser fremden Republik nie einen Eid leisten." Alle übrigen Mitglieder der Commission stimmten freudig dieser mannhaften Erklärung zu, worauf Beaumont schweigend den Sitzungssaal verließ. Vor dem Thore des Landhauses traf er Bonaparte, der schon im Reisewagen saß, da er nach Leoben zurückkehren wollte. Der Obergeneral forderte unter Drohworten die Leistung des Eides, fuhr aber sofort aus der Stadt und begab sich wieder nach Göß.

Hier erschienen als kaiserlicher Gesandter der Graf von Merveldt und nachher auch der Marquis de Gallo. In dem Gartenhause des Leobner Bürgers Josef Edlen von Eggenwald zu Leoben fanden Unterhandlungen statt, die am 18. April zu einem Vorfrieden führten, dem erst im October der Friede von Campoformio, einem Schlosse bei Udine in Friaul, folgte. Bonaparte traf am 22. April wieder in Graz ein, das er erst in der Nacht vom 26. auf den 27. verließ, um sich nach Italien zu begeben. Erst am 4. Mai verließ die letzte Abtheilung der feindlichen Soldaten bei Franz das Land.

Von den vielen später so berühmt gewordenen französischen Generalen befanden sich im Jahre 1797 in Steiermark außer Massena auch Ney, Davoust, Lannes, Bernadotte, Berthier, Marmont und Augereau. Letzterer hatte seine militärische Laufbahn in der österreichischen Armee begonnen, aus der er zweimal desertiert war.

Steiermark hatte während dieser ersten Besetzung durch die Franzosen viel gelitten. Denn diese nahmen nicht nur alles Staatseigenthum in Anspruch, sondern forderten überall auch Lebensmittel, Kleider und Geld, raubten und plünderten und verlangten die

Errichtung von Spitälern, die mit allem Nöthigen versehen werden mussten. Die Bürger von Peggau verbargen im April ihre Habseligkeiten in der Steinwand; aber einige Franzosen, die bei dem Markte lagerten, kletterten „mit Leuchtern und Spanfackeln in diesen Felsen wie Katzen herum, fanden das versteckte Eigenthum wieder und machten das Anständige zum Raube“. In Graz war das Benehmen der Franzosen weniger feindselig als an anderen Orten, vielleicht, weil hier nie Mangel an Lebensmitteln eintrat. Man hat beobachtet, dass die Feinde Fische, Gemüse und Eierspeisen dem Fleische vorzogen und dass sie im Trinken den Deutschen nicht nachstanden; sie zeigten eine „hier noch nie gesehene Geübtheit, Bier, Wein und Liqueure zu verschlingen“. Die Umgebung von Bruck litt vielleicht am meisten; in unverschämter Weise wurden die Lebensmittel vergeudet, so dass unter der Bevölkerung bald Noth eintrat. Im Gebirge wurde mancher dieser übermüthigen Feinde von den Bauern und Holzknechten erschlagen oder erschossen. Am verrufensten machte sich die Division Massena, der „Raub, Mord und Brand immer zur Seite“ gieng. Als Massena abzog, schrieb ein Berichterstatter: „Er nahm unsere Verachtung und unsern Fluch mit.“ Viele steirische Familien hatten vor der Ankunft der Franzosen die Flucht ergriffen und sich nach Ungarn gewendet, während anderseits zahlreiche Flüchtlinge aus Klagenfurt, Görz und Laibach nach Graz gekommen waren, wo sie blieben. Die Bewohner vieler Dörfer vergruben ihre Habseligkeiten und flüchteten sich in die Berge und Wälder; es gab auch solche, die bereit waren, mit Sensen, Sicheln, Heu- und Mistgabeln bewaffnet, ihre Heimat zu vertheidigen; doch ist es zu Kämpfen zwischen dem Volke und dem Feinde nirgends gekommen.

3. Die Franzosen in Steiermark 1800.

Im Jahre 1799 begann Österreich in Verbindung mit England und Russland abermals einen Krieg mit der französischen Republik, den man den zweiten Coalitionskrieg nennt.

Ein russisches Heer zog vom März bis zum Juli in zwei Abtheilungen durch Steiermark nach Italien. Ihr Oberbefehlshaber war der berühmte General Suwarow, der seinen Weg durch das Mürzthal, über Leoben und Judenburg nahm. Man hatte vor den Russen große Furcht, denn es war das Gerücht verbreitet, dass sie sogar kleine Kinder verzehrten. Da aber in allen Orten, wo sie sich aufhielten, für gute Verpflegung gesorgt war, so gieng der Durchmarsch ohne größere Belästigung der Bewohner vor sich.

Die Verbündeten kämpften auf allen Kriegsschauplätzen glücklich mit den französischen Heeren. Als aber Bonaparte, der sich beim Ausbruch des Krieges in Ägypten befunden hatte, nach seiner Rückkehr den Oberbefehl in Italien übernommen hatte, erlag Österreich, das von Russland verlassen worden war, auf allen Kriegsschauplätzen. In Süddeutschland erlitt das österreichische Heer, das von dem achtzehnjährigen Erzherzog Johann befehligt wurde, anfangs December 1800 eine Niederlage bei Hohenlinden in der Nähe von München. Hierauf erschienen in Steiermark von Salzburg her die sogenannten Condéer, ein Heer, welches der Prinz Ludwig von Condé geworben hatte, und das nach der Schlacht bei Hohenlinden von den Franzosen am Inn zersprengt worden war. In diesem sonderbaren Heere befanden sich sehr viele Generale, nichtstreitende Adelige, Weiber und Kinder. Am 27. December zogen die Condéer durch Mautern, wo nach dem im Marktbuche enthaltenen Berichte die „vornehmsten Damen in denen schlechtesten Häuseln sich der Nacht bedienen“ mussten. Sonst sagt dieser Bericht: „Bei diesem Corps befanden sich die meisten sehr grobe und ungesittete Leute.“ Der Prinz von Condé hatte sein Hauptquartier in Leoben und zog dann nach Untersteier, wo er sein Corps auflöste.

Die Franzosen waren nach dem Siege bei Hohenlinden rasch nach Oberösterreich und Salzburg vorgerückt und erschienen von Steier her am 27. December in Altenmarkt. Hie und da war der Versuch gemacht worden, das Volk zu bewaffnen; die Männer von Aussee und der Umgebung zogen beherzt mit Waffen und

„allerhand gräulichen Instrumenten“ aus, aber zu Kämpfen kam es nicht. Von Altenmarkt aus besetzten die Franzosen Eisenerz, Leoben und das ganze obere Mur- sowie das Ennsthal und Aussee. Auch diesmal fehlte es an Plünderungen und Erpressungen nicht. Der Pfarrer von Eisenerz berichtet: „Wein, Bier und Brantwein durften nicht in gewöhnlichen Trinkgeschirren, sondern mussten in Schäffern zugetragen werden, so dass die Scharen der Jammernden, Tragenden und Laufenden mehr einen Brand als die Bedienung militärischer Fremden verrathen hätten“, und ein anderer Berichterstatter meint: „Ein Regiment Cavallerie, so in und um Rottenmann lieget, sind alle vom Lucifer abgesandt worden, um die Menschen zu plagen.“

Da den Franzosen alle Wünsche erfüllt werden mussten, so führten sie in unserem Lande ein recht behagliches Leben. In Murau und Leoben gaben französische Officiere Theatervorstellungen: in Murau führten sie den „Tod Cäsars“ und in Leoben Schillers „Räuber“ auf. In Aussee verkauften sie selbst das Salz und nahmen das Geld für sich.

Der zweite Coalitionskrieg endete mit dem Frieden von Luneville in Lothringen, der am 9. Februar 1801 abgeschlossen wurde; doch erst im März verließen die letzten Feinde Steiermark. Die entlassenen Condéer aber strichen zum Schaden der Bewohner noch lange im Lande umher; das Kreisamt Marburg wies am 8. Juni alle Obrigkeiten an, die „in diesem Kreise befindlichen Condéer alsogleich und ohne weiteren Aufenthalt nacher Graz zu weisen“. Kein „solches Individuum“ sollte nach einer zweiten Kundmachung im Lande geduldet, sondern sein Aufenthalt angezeigt werden. Allmählich verloren sich diese Leute, die als Freunde Österreichs nach Steiermark gekommen und hier eine Landplage geworden waren.

4. Die Franzosen in Steiermark 1805.

Im Mai 1804 erreichte General Napoleon Bonaparte das Ziel seines ehrgeizigen Strebens: er wurde zum erblichen Kaiser der

Franzosen ausgerufen. Die Folge dieses Ereignisses war, dass sich im August auch Kaiser Franz den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich beilegte. In den Einrichtungen der österreichischen Länder trat hiedurch jedoch keine Änderung ein.

Schon im folgenden Jahre unternahm Österreich im Bunde mit Rußland einen neuen Krieg mit Frankreich, welcher der Krieg der dritten Coalition genannt wird. Auch diesmal hatte Österreich Unglück. Eine österreichische Armee, welche unter dem General Karl von Mack durch Süddeutschland bis Ulm vorgerückt war, wurde von Napoleon eingeschlossen und zur Capitulation gezwungen. Dieser entsetzliche Schlag hatte zur Folge, dass die Franzosen rasch gegen Österreich vordrangen und im November Wien besetzten. Auf die Nachricht von dem Unglücke bei Ulm verließ Erzherzog Karl, der in Oberitalien glücklich mit den Franzosen gekämpft hatte, dieses Land und zog durch Krain und Steiermark, wo er die aus Tirol herankommenden österreichischen Truppen aufnahm, nach Ungarn.

In Steiermark hatte auch diesmal eine Landesadministration die Leitung aller öffentlichen Geschäfte übernommen. Ihr gehörten an Graf Ferdinand Attems, der im Jahre 1801 vom Kaiser zum Landeshauptmann ernannt worden war, der Fürstbischof von Seckau, die Äbte von Admont und Rein, der Grazer Bürgermeister Franz Dirnpöck, Herr von Jakomini, Kaspar Dobler u. a.

Eine französische Abtheilung unter General Davoust erschien anfangs November bei Maria-Zell und vertrieb die dort stehenden Österreicher, die sich nach Aflenz und Bruck und endlich nach Graz zurückzogen. Die Franzosen hausten in dem Wallfahrtsorte in entsetzlicher Weise. Alle Häuser wurden geplündert, alle Geräthschaften zertrümmert, in der Kirche wurde Vieh geschlachtet und Speisen bereitet. Der kostbare Schatz des Wallfahrtsortes war rechtzeitig nach Ungarn geschafft worden. Eine andere feindliche Abtheilung drang unter General Marmont im Ennsthale über Altenmarkt, Hieflau und Eisenerz nach Leoben vor und besetzte

das obere Murthal. Viele Familien aus Österreich und Obersteier waren nach Graz geflohen, wo es nach dem Berichte eines Zeitgenossen sehr lebhaft zugieng. „Überall sah man Packwägen und Chaisen mit Auswandernden, in allen Straßen begegnete man Reisefertigen und Leuten, die ihr Eigenthum von einem Hause in das andere, von einem Theile der Stadt in den anderen in Sicherheit zu bringen beschäftigt waren.“ Am 16. November rückte Marmont mit dem Papttheile seiner Armee in Graz ein, wo er eine Wohnung im Lesliehofe (Joanneum) bezog. Er verlangte die Zahlung einer Million Gulden, begnügte sich aber endlich mit der Hälfte. Die Landesadministration musste, um den Forderungen der Feinde genügen zu können, ein freiwilliges Anlehen ausschreiben.

Viele Gegenden in Obersteiermark befanden sich in einer sehr traurigen Lage. „Gallenstein, Eisenerz und Vordernberg“, heißt es in einem Berichte, „sind redende Beweise des menschlichen Elends; Maria-Zell ist der Hungersnoth preisgegeben, die Bezirke Ehrnau, Massenberg und Göß, dann Mürzzuschlag, Kindberg und Kapfenberg sind durch die häufig geforderten Requisitionen gleichfalls erschöpft.“ Von Bruck, das für ein französisches Spital sorgen musste und oft durchziehendes Militär hatte verpflegen müssen, wird berichtet, dass, „wenn dieser außerordentliche große Aufwand noch länger fortdauern sollte, alle hiesigen Bewohner ihre Häuser verlassen müssten und weit lieber den Bettelstab ergreifen würden, als ein Schlachtopfer des Hungers zu werden.“ Dass überall Pferde, Ochsen, Kleider, Holz, Mehl, Wein, Hafer u. dgl. in großer Menge gefordert und weggenommen wurde, bedarf keiner Erwähnung.

Kaiser Napoleon gewann am 2. December bei Austerlitz in Mähren einen Sieg über das vereinigte russisch-österreichische Heer. Marmont war beauftragt worden, mit seinen Truppen nach Wien zu ziehen; er zog am 5. December von Graz ab, kehrte aber schon am 12. wieder zurück. Die Feinde traten jetzt übermüthiger auf als früher. Da der in Laibach stehende General Massena Truppen nach Untersteier vorgeschoben hatte und also auch Cilli und Marburg

vom Feinde besetzt waren, so lag ganz Steiermark gefesselt zu den Füßen des erbarmungslosen Siegers.

Napoleon forderte vom Lande Steiermark eine Contribution von fast sechs Millionen Gulden.

Die Landes-Administration schrieb nun allen Besitzern und Corporationen die Summen vor, die sie zahlen mussten. Aber es war außerordentlich schwer, diese Gelder hereinzubringen. Übrigens erpressten die Generale, die niederen Officiere und selbst die Soldaten von den Bürgern der besetzten Ortschaften bedeutende Summen. Von der großen Contribution wurde zuletzt doch nur etwa eine Million gezahlt. Am 27. December wurde der Krieg durch den Frieden von Pressburg beendet, doch erst Mitte Jänner 1806 verließen die Feinde das Land; noch auf dem Wege verlangten sie in allen Orten, besonders aber in Marburg und Cilli, große Geldsummen „als Erkenntlichkeit für das gute Benehmen der Truppen".

5. Die Franzosen in Steiermark 1809.

Da sich ein großer Theil der deutschen Fürsten unter den Schutz Napoleons stellte, so legte Kaiser Franz II. im August 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder, womit das deutsche Kaiserreich ein Ende hatte. In diesem Jahre übernahm Erzherzog Karl, der Bruder des Kaisers, die Leitung des Kriegswesens in Österreich und führte viele Verbesserungen durch. An den Grenzen wurden Verhaue angelegt. Auch wurde die Errichtung einer Landwehr angeordnet, deren Organisation Erzherzog Johann übernahm. Wie in anderen Ländern begrüßte auch in Steiermark die Bevölkerung diese neue Einrichtung mit Freuden; verheiratete Männer, junge Burschen und Studenten boten sich an, dem Vaterlande in der Zeit der Gefahr zu dienen. Im ganzen konnten in Steiermark dreizehn Bataillone gebildet werden, fünf davon im Grazer Kreise. Ihre Commandanten waren die Grafen Hrzan, d'Avernas, Zenon, Kottulinski und der Major Freiherr Ludwig

von Hummel. Diese fünf Bataillone waren 6000 Mann stark und bildeten eine Brigade, die unter der Leitung des Generals Sebottendorf stand. Ganz Österreich glich im Jahre 1808 einem großen Heerlager, und im folgenden Jahre kündigte der Kaiser Frankreich abermals den Krieg an.

Am 24. März 1809 fand in Graz auf dem Glacis vor der Leechkirche eine erhebende Feier statt. Die Bataillone des Grazer Kreises waren hier aufmarschiert, denn es sollte die Weihe und Übergabe der Fahnen vorgenommen werden. Der Dompropst Jüstel hielt eine Predigt, worauf der Fürstbischof eine Messe las. Nach derselben wurden die Fahnen geweiht, die von dem Erzherzog Johann den Bataillonen überreicht wurden. Der Tagesbefehl wies auf die Entstehung der Landwehr in den österreichischen Ländern hin. „Auch Innerösterreich wetteiferte mit den übrigen Provinzen der Monarchie. Edelmann und Bürger, Gutsbesitzer und Staatsbeamter, Bauer und Handwerker, Gelehrter und Kaufmann — alles, alles stellte sich in bunt gemischten Reihen unter das Panier des Vaterlandes."

Österreich fand damals keinen Bundesgenossen, so dass es allein in den großen Kampf zog.

Eine österreichische Armee rückte unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl durch Oberösterreich nach Baiern vor, wurde aber in mehreren Gefechten besiegt, so dass sich der Erzherzog durch das südliche Böhmen gegen die Donau bei Wien zurückzog; Napoleon aber rückte eilends auf dem rechten Donauufer nach Wien und besetzte diese Stadt.

In Steiermark hatte auch diesmal eine aus zwanzig Mitgliedern bestehende Landes-Administration die Leitung der öffentlichen Geschäfte übernommen. Das Gubernium leitete der Vicepräsident Freiherr von Hingenau und nach dessen Erkrankung der Graf Franz Dietrichstein.

Dem Erzherzog Johann war der Oberbefehl über die in Oberitalien stehende Armee anvertraut, zu der auch die steirischen

Linientruppen und die fünf Landwehrbataillone gehörten.[1] Diese Armee kämpfte glücklich gegen die Franzosen unter dem Befehle des Vicekönigs von Italien Eugen Beauharnais, des Stiefsohnes Napoleons. Da aber Österreich in Süddeutschland unglücklich war, so zog sich der Erzherzog schweren Herzens von Oberitalien nach Innerösterreich zurück und traf am 22. Mai in Graz ein.

In derselben Zeit, am 21. und 22. Mai, wurde die Schlacht von Aspern und Eßling auf dem Marchfelde geschlagen; Kaiser Napoleon erlitt durch Erzherzog Karl eine Niederlage, welche den Glauben an seine Unbesiegbarkeit tief erschütterte.

Nachdem Erzherzog Johann aus Oberitalien abgezogen war, marschierte auch Eugen Beauharnais durch Kärnten in das obere Murthal, denn er beabsichtigte, gegen die Donau zu ziehen, um die Unternehmungen Napoleons zu unterstützen. Erzherzog Johann aber stand noch in Graz, wo er auf den General Jellacic wartete, der mit seiner Heeresabtheilung aus Salzburg herbeikommen sollte. Leider beeilte Jellacic seinen Marsch viel zu wenig, obgleich ihm der Erzherzog die schwerwiegenden Worte „Zeit ist nicht zu verlieren“ geschrieben hatte. Am 21. Mai stand er in Schladming, und als er am 24. Mai nach Mautern kam, hörte er, dass 6000 Franzosen in Knittelfeld seien; es war nun kaum mehr möglich, vor dem Feinde in St. Michael und Leoben zu sein. Am 25. Mai um neun Uhr morgens trafen die Vortruppen des Generals Jellacic mit der französischen Armee an der Straßenkreuzung von St. Michael zusammen, um elf Uhr erschien der Vicekönig und übernahm den Oberbefehl über die Franzosen. Der heftige Kampf, der sich entspann, dauerte nur kurze Zeit und endete mit dem eiligen Abzuge der Österreicher gegen Leoben und Bruck. Die Franzosen drängten rasch nach, beschossen die Stadt Leoben, drangen stürmend in sie ein und zwangen Jellacic zum weiteren Rückzuge nach Graz. Die Franzosen aber konnten ihren Vormarsch gegen Wien fortsetzen,

[1] Hans v. Zwiedineck-Südenhorst, Erzherzog Johann im Feldzug von 1809. Graz 1892.

doch blieben in Leoben, Bruck und anderen Orten feindliche Mannschaften zurück.

Da auch von Krain und Kärnten französische Heere unter den Generalen Macdonald und Grouchy in Steiermark einrückten und ihren Weg über Marburg gegen Graz nahmen, zog Erzherzog Johann am 29. Mai nach Ungarn hin ab, nachdem er 900 Mann unter dem Befehle des tapferen Majors Franz Freiherrn von Hackher als Besatzung auf den Schlossberg gelegt hatte. Major Hackher stammte aus der alten Adelsfamilie Hackher zu Hart (nächst St. Pölten in Niederösterreich), die 1773 in den Reichsritterstand erhoben worden war.

An demselben Tage, an dem der Erzherzog abgezogen war, erschien die französische Vorhut in der Murvorstadt, und am folgenden Tage traf die feindliche Hauptmacht ein.

Hackher hatte den Auftrag erhalten, „auch die Thore der Stadt zu besetzen und selbe nur so spät wie möglich mit Capitulation zu räumen, um dem Feinde den Nachschub mit Geschützen zu wehren“. Hackher befolgte den Auftrag und ließ auch die zwei Brücken über die Mur abtragen. Als dann die feindliche Hauptmacht in der Murvorstadt stand, forderte ihn Grouchy auf, ihm die Stadt und den Schlossberg zu übergeben. Da er beifügte, er werde im Falle der Weigerung die „interessante Stadt mit Haubitzgranaten überschütten“, so räumte Hackher die Stadt, erklärte, die Herstellung der Brücken nicht hindern zu wollen und zog sich ganz auf die Festung zurück, die zu halten er Befehl hatte. Die Franzosen zogen hierauf in die Stadt ein.

Macdonald und Grouchy verließen Graz bald wieder und zogen nordwärts, doch blieb General Broussier mit dem Auftrage zurück, den Schlossberg zu belagern und die Besatzung zur Übergabe zu zwingen.

Die Schlossbergfestung bestand aus drei Theilen. Die „untere Festung“ war der Theil, wo sich der Uhrthurm, auch Bürgerthurm genannt, der sogenannte Türkenbrunnen und der „Cavalier“ befanden.

Hier lagen auch das Haus des Commandanten, die Bäckerei und die Schlosserei, diese in dem Hause, wo heute die Tabaktrafik ist. Im mittleren Theile der Festung, „Neustadt“ genannt, befanden sich der Glockenthurm und die Batterie, wo die Lärmkanonen ruhten. In diesem Theil der Festung waren vierzig kleine Gefängniszellen, deren Überreste heute noch sichtbar sind; vor denselben stand ein Festungsthor und über diesem ein Haus mit den Wohnungen der Aufseher und den Arbeitsräumen der Gefangenen. Den höchsten Theil der Schlossbergfestung bildete die „obere Festung“, von der nichts mehr erhalten ist. Die Arbeit der Gefangenen bestand im Spinnen von Wolle, wozu ihnen die Grazer Tuchmacher sowie Private den Stoff lieferten; sie zogen Wasser aus dem Brunnen und läuteten die große Glocke. Im Mai 1809 wurden die Gefangenen vom Schlossberg entfernt und in der Karlau untergebracht.

Da Major Hackher die Aufforderung zur Übergabe entschieden zurückwies, ließ Broussier am 13. Juni am zwölf Uhr mittags aus drei Batterien, die im Meerscheingarten, vor dem Paulusthore und am Graben aufgestellt waren, das Feuer gegen die Festung eröffnen. Es wurde bis zum 29. Juni Tag und Nacht fast ununterbrochen fortgesetzt, erschütterte aber den Muth der Besatzung ebensowenig wie die nächtlichen Sturmangriffe. Mittlerweile war ein österreichisches Heer unter General Giulay von Croatien her in Untersteier erschienen und marschierte nach Graz; aber zu gleicher Zeit rückte ein französisches Heer unter General Marmont von Kärnten her über die Pack in Steiermark ein und näherte sich ebenfalls der Landeshauptstadt. Broussier verließ nun Graz, worauf am 25. Juni Giulay in der Stadt erschien, während sich Broussier am 26. mit Marmont vereinigte, der von Voitsberg herangekommen war. Diesen ganzen Tag wurde zwischen den Truppen Giulays und einigen französischen Bataillonen, die auf dem Rosen- und Ruckerlberge aufgestellt waren, hartnäckig gekämpft. Da aber nun die vereinigte französische Armee unter Marmont und Broussier herandrängte, konnte sich Giulay

nicht behaupten und zog gegen Fernitz hin ab, worauf die Franzosen die Stadt abermals besetzten.

Sie blieben jedoch nicht lange, sondern zogen am 1. Juli nach Norden hin ab.

Während die Grazer Festung von den Franzosen belagert wurde, war es in Ungarn zwischen dem Erzherzog Johann und dem Vicekönig Eugen von Italien zu einer Schlacht gekommen. Der Erzherzog hatte seine Truppen bei der Stadt Raab zusammengezogen und sich auch mit den ungarischen Insurrections-truppen vereinigt. In der Mitte seiner Stellungen nahm ein zur Pussta Kis-Megyer gehöriger, von einer Mauer umschlossener Meierhof einen wichtigen Platz ein. Die Vertheidigung dieses Punktes vertraute der Erzherzog Johann dem zweiten Grazer Landwehrbataillon an, denen er fünf Compagnien Infanterie beigab. Der Commandant Major Ludwig Freiherr von Hummel war entschlossen, den Meierhof bis auf den letzten Mann zu halten.

Die Schlacht begann am 14. Juni. Die tapfere Besatzung des Meierhofes schlug alle Angriffe der Franzosen tapfer und erfolgreich zurück, während diese auf allen anderen Punkten vordrangen, so dass der Erzherzog den Rückzug seiner Armee anordnen musste. Er hatte auch einen Officier mit dem Auftrage, Major Hummel solle sich zurückziehen, in den Meierhof gesandt, aber dieser Bote konnte seinen Auftrag nicht ausrichten, da der Meierhof ringsum vom Feinde eingeschlossen war. Die tapfere Besatzung war also dem Tode geweiht. Mehrmals warf sie die anstürmenden Franzosen zurück; aber die Gebäude standen in Flammen, die Mauern waren in Trümmer geschossen, es mangelte an Munition. Nach einem letzten verzweifelten Kampfe im Innern des Meierhofes wurde endlich der letzte kleine Rest der tapferen Vertheidiger übermannt und gefangen.

Der Vicekönig von Italien erklärte, erbittert über die Opfer, die ihm der Meierhof gekostet hatte, die Gefangenen für „Brigands“ und ordnete ihre Erschießung an. Wie durch ein Wunder gelang

es dem Major Hummel, den Erzherzog von der traurigen Lage der steirischen Landwehr in Kenntnis zu setzen. Der Erzherzog ließ dem Vicekönig mittheilen, dass die Landwehr einen Theil der Armee bilde und dass er für jeden am Leben bestraften Landwehrmann zwei gefangene Franzosen werde erschießen lassen. Da zog der Vicekönig seinen Befehl zurück. Die Gefangenen, an denen eben die Execution vollzogen werden sollte, wurden abgeführt und sollten nach Frankreich gebracht werden; doch wurde ein Theil von ihnen während des Marsches durch österreichische Truppen befreit.

Drei Wochen nach der Schlacht bei Raab, am 6. Juli, wurde die Schlacht bei Deutsch-Wagram geschlagen, welche Kaiser Napoleon gewann. Infolge der Bedingungen des Waffenstillstandes, der hierauf abgeschlossen wurde, sollte auch die Festung Graz den Feinden übergeben werden. Das Corps des Generals Vandamme, aus Franzosen und Württembergern bestehend, zog in Graz ein, und am 23. Juli erfolgte die Übergabe des Schlossberges. Unter militärischen Ehren zog die wackere Besatzung ab. Der Major Hackher erhielt nachmals den Maria Theresia-Orden.

Der französische Oberbefehlshaber Marschall Macdonald, der seine Wohnung im Schlosse Eggenberg nahm, ließ dort eine große Zahl von Baracken errichten und forderte dazu ungeheure Mengen von Brettern, ferner Pferde sowie Leinwand für die Spitäler und viel Geld. Da die französische Armee verpflegt werden musste, so wurde wieder ein Zwangsanlehen ausgeschrieben, und als Napoleon dem Lande die ungeheure Contribution von fast 45 Millionen Francs auferlegte, musste man seine Zuflucht zu einem zweiten Zwangsanlehen nehmen.

Dass die Bewohner Steiermarks, welche nun schon zum viertenmal von einem übermüthigen Feinde heimgesucht wurden, eine solche Summe nicht zahlen konnten, ist selbstverständlich. „Unsere Lage ist schrecklich“, schrieb Graf Dietrichstein am 10. August dem Erzherzog Johann, „der Verfall der Provinz auffallend; nur der baldigste Friede oder Krieg dürfte Steiermark und besonders Graz

helfen.“ Als die verlangten Summen nicht gezahlt werden konnten, wurden am 18. September der Fürstbischof Johann Friedrich Graf Waldstein, Graf Ignaz Attems, der für seinen Vater, den Landeshauptmann Ferdinand Attems eintrat, Graf Cajetan von Wildenstein und der Handelsmann Ignaz Gadolla verhaftet und auf dem Schlossberge gefangen gesetzt. „Ich werde droben auch kein Geld machen können“, soll damals der Fürstbischof ausgerufen haben. Am 27. September, als ein Theil der Contributien gezahlt war, wurden die Gefangenen entlassen. Der Krieg wurde am 14. October durch den Frieden von Wien beendet, der u. a. auch bestimmte, dass die Befestigungen des Schlossberges gesprengt werden sollten. Erzherzog Johann bat den Kaiser, sich für die Erhaltung der Schlossbergbauten zu verwenden. Man bot für die Gebäude 150.000 Gulden, aber Macdonald blieb unerbittlich; es hieß, dass er „vor Napoleon zittere und unbestechlich sei“. Die Franzosen verkauften alles Holz und Eisen an die Meistbietenden, legten Minen an und führten das Zerstörungswerk im November und December durch. Mit der Zerstörung des großen Brunnens wurde am 15. November begonnen, doch gelang sie nur unvöllständig; dann wurde die lange Batterie, die gegen den Graben zu stand, zersprengt. „Die Schwärze des Pulverdampfes“, sagt ein gleichzeitiger Bericht, „gemischt mit den hellauflodernden Flammen machten dieses traurige Schauspiel dem Ausbruch eines Vulcans ganz ähnlich, und die zerstäubten Mauertheile, gemischt mit ungeheuren Mauerstücken und großen Steinen, strömten gleich der Lava über die Vertiefungen des Berges in Rauch- und Staubwolken herab.“ Die auf dem Bürgerthurme befindliche Uhr wurde von den Bürgern in die Stadt geführt, der Thurm wurde nur wenig beschädigt. Die Besitzer der Häuser in der unteren Spor- und in der Sackgasse erreichten durch Zahlung von 2000 Gulden bei dem Genie-Commandanten, dass die über ihren Häusern befindlichen Werke nicht gesprengt, sondern abgetragen wurden. Der Thurm mit der Tafel war von der Zerstörung ausgenommen. Die Liesel erkauften die Bürger um 2000 Gulden;

als sie aber diese Summe den Franzosen überbrachten, erhöhten diese den Kaufpreis auf 2840 fl.

In der ersten Hälfte des Jänner 1810 zogen die Feinde ab, worauf am 13. Jänner österreichische Truppen in Graz einrückten.

Jede Besetzung des Landes durch die Franzosen hatte Armut und Elend im Gefolge. Alle Orte, welche der Krieg berührt hatte, wurden von Seuchen und großer Sterblichkeit betroffen. Im Jahre 1809 verbreitete sich der Flecktyphus, damals Nervenfieber genannt, über das ganze Land, und erst Ende Mai 1810 erlosch die schreckliche Epidemie.

Von den Kriegen, welche Österreich in Verein mit anderen Staaten mit Napoleon in den Jahren 1813 bis 1815 führen musste, wurde Steiermark nicht unmittelbar berührt. Aber es wurden viele Militäraushebungen vorgenommen und die Steuern blieben hoch. In der Gegend von Aussee mussten Schanzen aufgeworfen werden, und Krankheiten griffen um sich. Ein Arbeiter schrieb damals in sein Tagebuch: „Obwohl der Ausseer von Natur aus zur Heiterkeit geneigt ist, so konnte damals kein Mensch fröhlich sein, weil niemand wusste, welchen Ausgang die Kriegszeit nehmen werde.“ Von 1815 bis 1835 regierte Kaiser Franz I. in Frieden über Österreich.

III. Die Friedenszeit.

An den Folgen der langen Kriege hatten die Bewohner Österreichs noch lange zu leiden. Trotz der hohen Steuern, die während dieser Kriegszeit eingefordert werden mussten, vermehrte sich die Staatsschuld, und das Papiergeld, die Bankozettel, verloren fast ihren ganzen Wert. Da schließlich die Summe der Bankozettel 1060 Millionen betrug, setzte die Regierung ihren Wert auf ein Fünftel des Nennwertes herab: sie gab ein neues Papiergeld aus, gegen welches das alte umgewechselt wurde, doch so, dass man für einen früheren Gulden nur zwölf Kreuzer bekam. Wer also ein Vermögen von 10.000 Gulden besaß, hatte jetzt

nur 2000 Gulden. Durch diesen Bankrott wurden viele Familien sehr hart betroffen. Erst durch die Gründung der Nationalbank (1816) besserten sich die Verhältnisse einigermaßen.

In der Bevölkerung von Graz zeigte sich in diesen Zeiten ein bedauernswerter Zwiespalt.

Die siegreich beendeten Feldzüge hatten im Militärstande ein starkes Selbstgefühl geweckt, und da der Adel zum Militärstande hielt, war zwischen dem Adel und dem Bürgerstande, die in den schweren Kriegszeiten so lange gemeinsam viel Leid ertragen hatten, eine Kluft entstanden. Als nun in Graz ein adeliges Casino gegründet wurde, an dem nur Adel und Militär theilnehmen durften, entstand eine große Erbitterung unter allen, welche diesen zwei Ständen nicht angehörten. Der Kaiser genehmigte zwar im Februar 1818 die Statuten des Casinos, sprach aber den Wunsch aus, dass auch die höhern Staatsbeamten überhaupt aufgenommen werden möchten, da die „Einschränkung auf bloß adelige Personen den liberalen Gesinnungen Seiner Majestät nicht entspreche". Obgleich der Casinoverein seine Statuten wenigstens einigermaßen in dem vom Kaiser gewünschten Sinne abänderte, hielten sich die gebildeten Nichtadeligen doch vom Casino ferne und fassten den Entschluss, einen Leseverein zu gründen, dessen Aufgabe nicht bloße Unterhaltung, sondern Weiterbildung der einzelnen Mitglieder und Verbreitung nützlicher Kenntnisse sein sollte.

Erzherzog Johann, dessen Wirken für Steiermark noch besprochen werden wird, war für diese Sache gleich gewonnen, und seinem Einflusse ist es zu danken, dass der Leseverein im Anschlusse an das auf Anregung des Erzherzogs von den Ständen gegründete Joanneum zustande kam.

So war es gekommen, dass dem adeligen Casino, in dem, wie man sagte, nur Vergnügen, Spiel und Tanz gepflegt wurde und das manche eine „französisch-italienische Verbildungsanstalt" nannten, ein wissenschaftlicher Thätigkeit gewidmeter Verein Unadeliger gegenüberstand. Schon zu Ende 1818 strebte das Casino,

um sich halten zu können, die Vereinigung mit dem Leseverein an, die jedoch vom Erzherzoge mit scharfen Worten abgelehnt wurde. „Mein Institut“, sagte er bei dieser Gelegenheit, „ist weder ein Kaffeehaus, noch ein Unterhaltungsplatz, weder zum Plauschen noch zum Politisieren gemacht, es soll vielmehr dem Lande frommen.“

Eine Veränderung in der Diöcesaneintheilung gieng unter Franz I. insoferne vor sich, als, wie schon bemerkt wurde, nach dem Tode des Bischofs Engel von Leoben im Jahre 1800 kein neuer Bischof eingesetzt, sondern das Bisthum von einem Vicar verwaltet wurde. Im Jahre 1808 übernahm das fürstbischöfliche Seckauer Ordinariat die Verwaltung des Bisthums, bis 1859 die Leobner Diöcese vollständig mit dem Seckauer Bisthum vereinigt wurde. Diese Vereinigung hatte Papst Pius IX. mit der Bulle vom 26. November 1857 angeordnet. Von 1780 bis 1802 war Josef Adam Graf von Arco, von 1802 bis 1812 Johann Friedrich Graf von Waldstein und Wartenberg Bischof von Seckau.

Zur Zeit dieser Kirchenfürsten zeigten sich in der Umgebung von Hartberg und zu Loipersdorf bei Fürstenfeld Religionsschwärmer, welche behaupteten, dass Kirchen, Gottesdienst und selbst die Sacramente unnütz seien; dem Bauer Jagel in der Gegend von Loipersdorf, der seit Jahren gelähmt darniederlag, wandten sie große Verehrung zu. Nur allmählich verlor sich dieses Unwesen.

Da das Erzbisthum Salzburg lange unbesetzt war, so blieb nach dem Tode des Bischofs Johann Friedrich auch das Bisthum Seckau ohne Oberhaupt, weshalb das Consistorium die bischöflichen Geschäfte besorgte. Erst 1824 ernannte der Erzbischof von Salzburg den Wiener Domherrn Roman Sebastian Zängerle aus Kirchberg bei Ulm in Württemberg zum Fürstbischof von Seckau. Zängerle wünschte den Jesuitenorden, der im Jahre 1814 wiederhergestellt und 1820 auch in den österreichischen Ländern zugelassen worden war, auch in seiner Diöcese zu haben und überließ ihm das Dominicanerkloster im Münzgraben. Hier bestand seit 1682 ein Kloster der Augustiner, welche seit Josef II. auch die von

diesem Kaiser errichtete Pfarre versahen. Im Jahre 1808 war dieses Kloster sammt der Pfarrkirche den Dominicanern übergeben worden, die von St. Andrä in der Murvorstadt in den Münzgraben übersiedelten; die Augustinermönche mussten in das Augustinerkloster zu St. Johann bei Herberstein ziehen, und die bisher von den Dominicanern versehene Pfarre St. Andrä wurde dem Säcularclerus übergeben. Fürstbischof Zängerle löste im Jahre 1832 den Convent der Dominicaner im Münzgraben auf und räumte das Klostergebäude den Jesuiten ein, die seit 1829 ein Privathaus bei der Leechkirche bewohnten. Sie gründeten im Münzgraben ein Noviziat und eine Haus-Studienanstalt. Das Pfarramt wurde vom Kloster getrennt und dem Säcularclerus übergeben.

In diese Zeit fällt auch die Entstehung der evangelischen Gemeinde in Graz.

In Graz und seiner Umgebung wohnten ungefähr dreihundert Evangelische, welche sich im Jahre 1817 um die Erlaubnis bewarben, jährlich einmal einen evangelischen Prediger zur Verrichtung ihres Gottesdienstes nach Graz kommen zu lassen, was die Regierung nicht bewilligte. Auch die Erlaubnis zur Errichtung eines Bethauses wurde nicht gewährt, weil die in „Graz und der Umgebung wohnenden Glaubensgenossen der Augsburgischen und helvetischen Confession sowohl der Zahl der Familien als Individuen nach jene Anzahl nicht erreiche, welche das Toleranzpatent zur Errichtung eines Bethauses für nothwendig erklärt". Im Jahre 1821 aber hatten die Bitten der Evangelischen Erfolg. Der Kaiser gewährte ihnen ein „Vicariat, welches von dem Pastorate in Wald im Brucker Kreise als dem nächsten in Steiermark abzuhängen habe" mit dem Beisatze, dass der „Staatsschatz weder derzeit noch in Zukunft diesfalls eine Beisteuer zu leisten habe".

So bildete sich eine evangelische Gemeinde in Graz, welche die vormalige Augustinerkirche in der Sporgasse benützen wollte und sie von dem damaligen Besitzer in Pacht nahm. Da sich gegen die Verwendung der Kirche Schwierigkeiten erhoben, erwarben die

Protestanten am Ausgange der Gleisdorferstraße einen Bauplatz, wo sie mit Erlaubnis der Regierung ein Bethaus aufführen ließen, das 1824 eingeweiht wurde. Ein Seelsorger war bereits bestellt worden, und eine Schule wurde nunmehr eingerichtet. Erst später durfte ein Glockenthurm erbaut werden; auch wurde dann ein selbständiges Pfarramt und ein eigener Friedhof errichtet.

Im Jahre 1827 wurde das Lyceum in Graz wieder zu einer Universität erhoben, die seitdem den Namen k. k. Karl-Franzens-Universität trägt. Bevor sich jedoch die Universitätshörer einem Berufsstudium widmen konnten, mussten sie einen zweijährigen philosophischen Curs durchmachen und Religion, Philosophie, Elementarmathematik, Physik in Verbindung mit Chemie und angewandter Mathematik und lateinische Philologie hören und aus diesen Gegenständen Prüfungen ablegen. Als freie Gegenstände konnten diese Studenten Geschichte der Philosophie, Geometrie, Ästhetik, allgemeine und österreichische Geschichte hören. Wer aber ein Stipendium genoss oder vom Schulgelde befreit war, musste im ersten Jahrgange Vorlesungen über Naturwissenschaften am Joanneum und im zweiten Jahrgange solche über allgemeine Geschichte hören und sich über den Erfolg seiner Studien mit Zeugnissen ausweisen. Nach Vollendung der philosophischen Studien begannen die Fachstudien: die einen wandten sich der Theologie, die anderen der Jurisprudenz, wieder andere montanistischen Studien zu; mancher trat als Praktikant bei irgend einer Behörde ein. Die meisten jener Studierenden, die sich der Medicin widmen wollten, verließen Graz und wandten sich nach Wien. Denn wenn auch an der Grazer Universität ein medicinisch-chirurgisches Studium bestand, so wurde eine medicinische Facultät doch erst 1863 errichtet.

IV. Das Jahr 1848. Kaiser Franz Josef I.

Nach dem Tode des Kaisers Franz I. folgte sein Sohn Ferdinand auf dem Thron.

Zu seiner Zeit erhielt Steiermark die ersten Eisenbahnen: im Jahre 1844 wurde die zwischen Mürzzuschlag und Graz eröffnet, 1846 kam die Strecke von Graz nach Cilli in Betrieb, woran sich 1849 die von Cilli nach Laibach schloss. Dann wurde der Bau der Bahn über den Semmering zu Ende geführt, welcher an die Techniker ungemein große Anforderungen stellte.

Seit langer Zeit herrschte in Österreich mit der Regierung des Fürsten Clemens Lothar Metternich, welcher seit 1809 die Geschicke Österreichs leitete, große Unzufriedenheit. Da es Metternich als das Hauptziel seiner Politik ansah, jedes Streben nach Theilnahme an der Regierung zu unterdrücken, und er das bewaffnete Einschreiten gegen jene Völker befürwortete und veranlasste, welche sich die Theilnahme an der Gesetzgebung erzwingen wollten, wurde Österreich überall verhasst und galt als der Hort des Absolutismus. Dass Österreich von Deutschland vollständig abgesperrt war, jede freiere Meinungsäußerung in Schrift und Wort verfolgt wurde, jedes Zusammentreten zu einem Vereine untersagt war, dass Übelstände in der Verwaltung und im Gerichtsverfahren fortdauerten, erzeugte eine Erbitterung, welche im März 1848 zunächst in Wien zu einem gewaltsamen Ausbruche kam.

In Graz war schon im Februar eine große Aufregung bemerkbar, hervorgerufen durch Nachrichten und Gerüchte über Vorgänge in Italien, Frankreich, München und durch das Sinken der Staats- und Industriepapiere.[1] Als die Nachricht von den Begebenheiten eintraf, die sich am 13. März in Wien ereignet hatten, steigerte sich die Aufregung außerordentlich. Am 14. März versammelten sich die Studierenden der Universität und des Joanneums im Universitätssaale und beschlossen in Anwesenheit des Landesgouverneurs Grafen Wickenburg, der rasch herbeigeeilt war, die Abfassung einer Petition an den Kaiser. Sie verlangten Lehr- und Lernfreiheit, Pressfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege, National-

[1]) Gatti, Die Ereignisse des Jahres 1848 in der Steiermark, Graz 1850.

bewaffnung, Errichtung eines Studenten-Freicorps und Vertretung des Volkes am deutschen Bundestage.

Zur gleichen Zeit beriethen auch Grazer Bürger im Gasthause „zum goldenen Rössl" in der Murvorstadt eine Adresse an den Kaiser, welche ihre Wünsche enthielt und am folgenden Tage dem eben einberufenen außerordentlichen Landtage vorgelegt werden sollte. Sie war von Dr. Emperger und Titus Marek verfasst und verlangte: Vertretung des Bürger- und Bauernstandes auf dem Landtage, Theilnahme der Landesvertretung an der Gesetzgebung und ausschließliche Befugnis der Steuerbewilligung, Errichtung eines besonderen Ministeriums für Handel und Industrie, Verantwortlichkeit der Minister, Denk-, Rede- und Gewissensfreiheit, Aufhebung der Censur, volksthümliche Wehrverfassung, ein Gesetz, welches bestimmt, dass keine Person ohne einen von der politischen Behörde gegebenen Verhaftbefehl gefänglich eingezogen werden darf, Einschränkung der Polizeigewalt, Aufhebung der Verzehrungssteuer, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und Übertragung der vom Magistrate ausgeübten Gerichtsbarkeit an das k. k. Landrecht, größere Rechte des Gemeindeausschusses, Verweisung der Jesuiten aus ganz Österreich.

Auch die Vorstände der Stadtgemeinde legten ihre Wünsche in einer vom Dr. Wasserfall aufgesetzten Adresse an den Statthalter nieder, der sie dem Kaiser unterbreiten sollte.

Am Abend des 14. März kam die Nachricht von der Entlassung des Staatskanzlers Metternich, die ungemeine Befriedigung hervorrief. Im Theater wurde an diesem Abende Schillers „Don Carlos" dargestellt; bei den Worten des Marquis Posa: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" brach ein endloser Sturm los.

Der Landtag, der am 15. März zusammentrat, nahm eine Adresse an den Kaiser an, in der vor allem um eine zeitgemäße Erweiterung der Landesvertretung gebeten wurde. Zu gleicher Zeit zog eine Volksmenge vor das Jesuitenkloster, zertrümmerte die Fenster und drang in das Innere ein; doch verhüteten einige besonnene Männer größeres Unheil und bewogen die Menge, sich

zu entfernen. Die Jesuiten verließen ihr Kloster; als sie wieder zurückkehrten, überredete sie der Gouverneur Graf Matthias Constantin Wickenburg, die Stadt zu verlassen, nachdem der Pfarrer im Münzgraben ihre Realitäten übernommen hatte. Der Kaiser hatte zunächst die Aufhebung der Censur und die Nationalgarde bewilligt, was telegraphisch nach Graz mitgetheilt wurde. Sofort ließ der Commandierende General Graf Nugent den Studierenden Säbel aus dem k. k. Zeughause übergeben, worauf sich die Studenten mit dem bewaffneten Bürgercorps auf dem Hauptplatze vereinigten und mit diesen Wachposten bezogen. Mit einer allgemeinen Beleuchtung der Häuser endete dieser denkwürdige Tag.

Am folgenden Tage kam die Nachricht, dass der Kaiser die Einberufung eines Reichstages angeordnet habe. Nun wurde an der Einrichtung der Nationalgarde eifrig gearbeitet und die bewaffneten Studierenden, die akademische Legion, als militärisches Corps organisiert. Die Nationalgarde wählte den pensionierten k. k. General Negroni zu ihrem Oberbefehlshaber.

So brachte damals jeder Tag etwas Neues, und überall herrschte lebhafte Bewegung. An vielen Häusern klebten Ankündigungen, Aufrufe, Anordnungen und Warnungen, Flugschriften und Extrabätter wurden ausgegeben, in den Buchläden, auf der Post, in der Sparcasse drängten sich die Leute. Alle trugen Cocarden und deutsche Bänder, der Cylinder war verschwunden, an seiner Stelle zeigten sich verschieden gestaltete Mützen, Hüte mit Federn oder goldverziertem Gemsbart. Viele waren bewaffnet und die sonderbarsten Säbel, selbst gewaltige Ritterschwerter, dem ständischen Zeughause entliehen, kamen zum Vorschein. „In allen Gassen größere und kleinere Gruppen, welche in lebhafter Weise die sich überflutenden Ereignisse besprachen, alltäglich Deputationen, die, nicht selten in schwarzem Fracke, aber immer mit der deutschen Cocarde auf dem Hute und dem Säbel an der Seite, die Straßen durcheilen — dies alles bringt den ungewohnten Zug vollthätigen Lebens in die Physiognomie der Stadt. In den Wirts- und Kaffeehäusern macht sich

eine nie gesehene Lebhaftigkeit bemerkbar, — das Recht des freien Wortes wird in weitester Ausdehnung in Anspruch genommen. Eine vollständige Umwälzung hat die aufgehobene Censur, die freigegebene Presse in den Buchhandlungen hervorgerufen; trugen die Auslagekästen derselben zeither nur censurierte Bücher zur Schau, während die verbotenen des Auslandes aus irgend einem Winkel des Gewölbes für die zahlreichen Kunden hervorgesucht wurden, so sind jene jetzt aus den Behältern, wo nichts sie in ihrer Ruhe störte, wie mit einem Zauberschlage verschwunden", und an ihrer Stelle prangen vor den Augen aller Welt die früher verbotenen Schriften.

Auch in den anderen Städten und in den Märkten erregten die bisherigen Errungenschaften lebhafte Freude. Hochämter, Pöllerschüsse, Festessen und Beleuchtung der Häuser gaben davon Zeugnis. In Gleisdorf, Leoben, Marburg, Fehring und anderen Orten begann man die Organisierung der Nationalgarde, aber in einigen Orten kam auch der langgehegte Groll gegen einzelne Herrschaftsbeamte durch Gewaltthätigkeiten und Misshandlungen zum Ausbruch. Doch waren die Kreisämter imstande, derartige Ruhestörungen zu unterdrücken.

Da in Graz Gewerbe und Handel ins Stocken gerathen waren, verlangte das Volk eine Verminderung der Preise der nothwendigsten Lebensmittel und machte am 3. April zunächst einen Angriff auf die Bäckerläden, wobei es im Sack, in der Sporgasse und in der Murvorstadt am lautesten zugieng. Die Bäcker sahen sich genöthigt, das Brot größer zu backen. In der Nacht vom 4. auf den 5. April machte das Volk auch einen Angriff auf die Fleischbänke, ohne etwas auszurichten, es zog dann vor das Mauthaus in der Eggenberger Allee, das in Brand gesteckt wurde. Die Nationalgarde war trotz aller Mühe nicht imstande gewesen, diese Ausschreitungen zu verhindern. Die Fleischpreise wurden jedoch herabgesetzt, und auch die Bierbrauer waren so klug, eine Ermäßigung des Bierpreises eintreten zu lassen.

Es ist hier nöthig, auf das Wirken des Landtages näher einzugehen.

Der ständische Landtag bestand aus dem Prälaten-, dem Herren-, dem Ritter- und dem Bürgerstande. Zum Prälatenstande gehörten der Fürstbischof von Seckau, die Äbte von Rein, Admont, St. Lambrecht und Vorau, die Dompröpste von Seckau und Leoben, die Pröpste und Stadtpfarrer von Graz und Bruck an der Mur. Der Herrenstand war aus den Fürsten, Grafen und Freiherren, der Ritterstand aus den erbländischen Rittern gebildet. Der Bürgerstand war seit der Verfassungsreform Leopolds II. im Jahre 1790 durch einen Verordneten und zehn Abgeordnete der landesfürstlichen Städte und Märkte vertreten. Der ständische Ausschuss bestand aus je fünf Mitgliedern des Prälaten-, Herren- und Ritterstandes; er bildete den immerwährenden kleineren Landtag und handelte im Namen des großen Landtages, wenn dieser sich nicht versammeln konnte.

Der große Landtag war seit dem 15. März versammelt; er erklärte sich angesichts der Verhältnisse für permanent, verstärkte sich durch Deputierte der Landeshauptstadt, der nicht landständischen Gutsbesitzer, der Universität und des Joanneums und tagte fast täglich bis zum 29. April. Er verhandelte über drei wichtige Angelegenheiten: über die Ablösung der Urbariallasten, über eine neue Gemeindeordnung und die Neugestaltung des Landtages. Der Landtag kam den Forderungen der Zeit mit vollem Verständnisse entgegen. Er richtete an den Kaiser eine Petition, in welcher er um Erlassung einer Constitution bat, die Gegenstände bezeichnete, mit denen sich die constituierende Reichsversammlung beschäftigen sollte, und endlich auch auf ein Gesetz über die unverzügliche Ablösung der Urbarial- und Zehentlasten drang. Der Regierung wie dem Landtage war es auch klar, dass der Bürgerstand im Landtage stärker als bisher vertreten sein müsse, und der Landtag beschloss das Statut eines provisorischen Landtages, der bis zur endgiltigen Abänderung der Landtagsordnung die Geschäfte des

Landes besorgen sollte. Der provisorische Landtag sollte aus drei Abgeordneten des Prälatenstandes, 17 des Herren- und Ritterstandes, 10 der nicht landständischen Gutsbesitzer, 30 der Intelligenz, der Industrie und der Bürger überhaupt und 30 des Bauernstandes gebildet werden. Dieses Statut erhielt die Billigung des Ministeriums, und der provisorische Landtag trat am 13. Juni zusammen und tagte bis zum 17. August, und noch dreimal im November. Das wichtigste Gesetz, über welches dieser Landtag verhandelte, war das über die Ablösung der Grundlasten. Hiebei ist ein Rückblick auf frühere Zeiten nothwendig.

Die Kaiser Franz I. und Ferdinand I. hatten Versuche gemacht, die Grundlasten der Unterthanen durch freiwilliges Übereinkommen zwischen den Grundherren und den Unterthanen zur Ablösung zu bringen, aber diese Versuche waren misslungen. Die Überzeugung von der Nothwendigkeit dieser Ablösung verbreitete sich aber immer mehr, doch wurde nur in Steiermark dem Landtage ein Antrag auf die Durchführung dieser Ablösung vorgelegt. Diesen Antrag brachte Franz Ritter von Kalchberg schon am 15. August 1846 ein; er begründete ihn in einer umfangreichen Denkschrift, in welcher er daran erinnerte, dass in vielen anderen deutschen Ländern diese Ablösung bereits durchgeführt worden, und die Vortheile auseinandersetzte, welche aus ihr sowohl für die Pflichtigen wie für die Berechtigten erfolgen müssten. Zugleich legte er auch einen Gesetzentwurf über die Art und Weise der Ablösung und der Entschädigung der Berechtigten vor.[1]

Ohne Zweifel war es dieser Antrag, der die kaiserliche Entschließung vom 14. December 1846 veranlasste, in welcher ausgesprochen wurde, dass das Zustandekommen freiwilliger Abfindungen durch die Behörden befördert werden würde. Aber Kalchberg betonte immer, dass die Ablösung durch ein Gesetz geboten werden müsse. Auch das kaiserliche Patent vom 11. April 1848, welches kurzweg erklärte: „Vom 1. Jänner

[1] Fr. Ilwof, Franz Freiherr von Kalchberg (1807—1890) Graz 1897.

1849 sind alle auf Grund und Boden haftenden Natural- und Arbeitsleistungen in eine billige Geldentschädigung umgewandelt", forderte die steirischen Stände auf, ein Gesetz hierüber zu berathen. Damals veröffentlichte Hlubek seine Schrift: „Die errungene Freiheit Deutschlands fordert die Freiheit des Bauernstandes, sie fordert die Ablösung sämmtlicher Urbarialgiebigkeiten, als: Zehent, Schüttungen, Berg- und Kleinrechte, Laudemien (Übertragungsgebüren) &c. und die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit", in welcher er über die Art und Weise der Ablösung handelt. Der provisorische Landtag von Steiermark verhandelte über diese Angelegenheit in eingehender Weise; der von ihr beschlossene Gesetzentwurf wurde am 14. August 1848 dem Reichstage eingesandt.

Denn der Wiener Reichstag war bereits beisammen. Die Wahlen in Steiermark hatten vom 20. bis 23. Juni stattgefunden. Unter den 21 gewählten Abgeordneten befanden sich u. a. Ferdinand Ritter von Thinnfeld, st. Verordneter; Karl Graf Gleispach, st. Ausschussrath; der Sensengewerk Nikolaus Forcher und Dr. Franz Miklosich. Dieser war 1813 bei Luttenberg geboren; damals Beamter der Hofbibliothek in Wien, wurde er später der größte Gelehrte auf dem Gebiete der slavischen Sprachen.

Auch der Reichstag verhandelte über die Ablösung der Grundlasten, kam aber über allgemeine Erwägungen nicht hinaus. Am 7. September erschien dann ein kaiserliches Patent, in welchem der Kaiser Ferdinand in Übereinstimmung mit dem constituierenden Reichstage verordnete, dass die Unterthänigkeit aufzuheben und Grund und Boden zu entlasten sei, sowie dass für einige der aufgehobenen Lasten eine Entschädigung geleistet werden solle, für andere nicht. Aber erst das Patent vom 4. März 1849 ordnete die Durchführung der Aufhebung des Unterthanverbandes und der Entlastung des Grund und Bodens an.

Die anderen Ereignisse des Jahres 1848 in Steiermark sind nicht von großer Bedeutung.

Es ist selbstverständlich, dass in diesen politisch aufgeregten Zeiten auch neue Zeitungen gegründet wurden. Vor dem März erschienen in Graz die officielle „Grazer Zeitung“ mit dem belletristischen Beiblatte „Styria“ (ursprünglich „der Aufmerksame“) und die „Innerösterreichische Industriezeitung“. Die „Grazer Zeitung“ verfolgte unter der Redaction des Dr. Gustav Schreiner eine liberale Richtung, die „Industriezeitung“ wurde zu einem politischen Blatte umgestaltet, hörte aber schon Ende Juli zu erscheinen auf. Neu gegründet wurden die „Blätter der Freiheit und des Fortschrittes“, welche der Buchhändler Dirnböck herausgab. Sie giengen bald ein, worauf die „Volkszeitung“ zu erscheinen begann, die ebenfalls kein langes Leben hatte und dieses Schicksal mit einigen anderen Blättern theilte. Vom 1. Juli an erschien der „Herold“, der Mäßigung in seinen Urtheilen versprach, aber bald in Maßlosigkeit verfiel. Sonst erschien noch das „Cillier Wochenblatt“. Von dieser Tagespresse ist wenig Gutes zu sagen: von objectiver Betrachtung, wissenschaftlicher Erörterung war keine Rede; über untergeordnete Dinge, über der Sucht, wirkliche oder scheinbare Missgriffe der Beamten zu veröffentlichen und Vorschläge von unausführbaren Reformen unter die Bevölkerung zu werfen, verlor man das Wichtige aus den Augen. Es entstanden sieben politische Vereine, von denen der demokratische am meisten von sich reden machte.

Als nach den Octoberereignissen in Wien der Banus von Croatien, Jellachich, mit seinen Croaten vor Wien rückte, verlangte der demokratische Verein vom Gouverneur die Aufbietung des Landsturmes, der dann den Wienern zuhilfe ziehen sollte. Der Gouverneur sah sich genöthigt, den Landsturm aufzubieten, doch sollte dies nur den Zweck haben, „durch Besetzung des Semmerings und der Gegend bei Hartberg die Provinz gegen den etwaigen Einbruch croatischer Horden zu sichern“. Etwa 300 Mann, Arbeiter, Garden und Studenten, fuhren nach Wien, das von den Croaten umstellt war und das sie daher nur unter allerlei Fähr-

lichkeiten erreichten. Sie wurden während der Belagerung vorzugsweise zum Wachtdienste im Innern der Stadt verwendet, nach der Besetzung der Stadt gefangen genommen, dann aber in die Heimat entlassen.

Mit der Niederwerfung der revolutionären Erhebung in Wien nahm auch die Bewegung in Steiermark, wo die weitere Organisierung des Landsturmes eingestellt worden war, ein Ende. Die Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung wurde immer stärker. Der demokratische Verein und die akademische Legion wurden aufgelöst. Der Gouverneur Graf Wickenburg wurde zur Berichterstattung an das kaiserliche Hoflager berufen, das sich seit dem October in Olmütz befand, und kehrte nicht mehr auf seinen Posten zurück. Die Stimmung in Graz blieb noch lange gedrückt; denn man fürchtete die Verhängung des Belagerungszustandes, wozu es jedoch nicht gekommen ist.

Über die Bewegung in Steiermark ließ sich Erzherzog Johann, der sich „einen Freund constitutioneller Freiheit, sowie des gemäßigten Fortschrittes" nennt, in einem Briefe vom November 1848 so vernehmen: „Die Steyermärker, für welche ich dreißig Jahre lang gewirket, in deren Lande alles vorbereitet war, um die Früchte bald zu genießen, welche die Zugeständnisse des Kaisers hervorbringen müssen, lassen sich von einem kleinen Haufen zum Narren halten, und wahrlich, Gratz, das ruhige, lebensfrohe . . ., in dieser Stadt überbietet man sich in Thorheiten, und niemand hat den Muth, vor das Volk zu treten und es aufzuklären, niemand, sich jenen böswilligen Wühlern und Narren entgegenzustellen, die alles umstürzen wollen. Diese Landsturmgeschichte wird, wenn einst wieder Ruhe eintritt, zum Spotte dienen."

Noch vor dem Ablaufe des Jahres 1848 vollzog sich ein Ereignis von weittragender Bedeutung.

Kaiser F e r d i n a n d dachte schon seit dem März daran, dem Throne zu entsagen. Dieser Gedanke wurde Mitte November zum festen Entschlusse, doch drang darüber nichts in die Öffentlichkeit.

Am 2. December wurden die in Olmütz weilenden Mitglieder des kaiserlichen Hauses und die hohen Würdenträger in die fürst-erzbischöfliche Residenz berufen, wo die kaiserliche Familie wohnte. Hier verkündete Kaiser Ferdinand seinen Entschluss, die Kaiserkrone zu Gunsten seines Neffen, des Erzherzogs Franz Josef, niederzulegen, nachdem Erzherzog Franz Karl, der Bruder des Kaisers, auf das ihm zustehende Recht der Thronfolge verzichtet hatte. Der junge Kaiser kniete, von Rührung übermannt, vor dem Kaiser Ferdinand nieder, welcher, selbst tief ergriffen, seinen Nachfolger umarmte und segnete.

In einem Manifeste erklärte darauf Kaiser Franz Josef, dass er mit Zuversicht die Bahn betrete, die zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Monarchie führen werde. „Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sowie der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung, wird das Vaterland neu erstehen in alter Größe, aber mit verjüngter Kraft, ein unerschütterlicher Bau in den Stürmen der Zeit, ein geräumiges Wohnhaus für die Stämme verschiedener Zunge, welche unter dem Scepter der Väter ein brüderliches Band für Jahrhunderte umfangen hält."

V. Erzherzog Johann.

Im Jahre 1848 war die Revolution fast durch ganz Europa gezogen; außer Österreich war wohl das deutsche Reich am tiefsten aufgewühlt worden. Zur Herstellung einer neuen Verfassung im deutschen Reiche war auch der Erzherzog Johann berufen worden, und so scheint es zweckmäßig, hier dieses Mannes und seines Wirkens ausführlicher zu gedenken.[1]

[1] K. G. Ritter v. Leitners Lebensbeschreibung des Erzherzogs in dem Werke „Ein treues Bild des Herzogthums Steiermark" von Hlubek 1860. — Schlossar, Erzherzog Johann und sein Einfluss auf das Culturleben der Steiermark 1878. — Ilwof, Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. 1882.

Erzherzog Johann wurde am 20. Jänner 1782 als der neunte Sohn des Großherzogs Leopold von Toscana im Palaste Pitti zu Florenz geboren. „In wessen Seele“, sagt der Biograph des Erzherzogs, Karl Gottfried Ritter von Leitner, „konnte zu jener Zeit und an jener Stelle eine Ahnung davon aufsteigen, dass dieses fürstliche Knäblein, welches in den mit Kunstschätzen aller Art prangenden Marmorsälen des toscanischen Residenzschlosses und in den immergrünen Citronen- und Pinienhainen des Boboligartens seine ersten Kinderspiele spielte, zu jenem deutschen Mann heranreifen würde, der schon als Jüngling mächtige deutsche Heere gegen einen damals noch ungeahnten Welteroberer in die Feldschlacht führen, der als kühner Gemsenschütze und Blumenleser auf den deutschen Alpen, als freundlicher Ähren- und Rebenpflanzer in unseren Thälern, auf unseren Hügeln heimisch werden, der, selbst ein vielseitig ausgezeichneter Kenner deutscher Kunst und Wissenschaft, sie als ihr begeisterter Gönner und Beschützer mächtig fördern, der als ein in Purpur geborener Freund des deutschen Volkes, diesem so theuer werden sollte, dass es ihn, den bereits ergreisten, als seinen höchsten Vertrauensmann an seine Spitze rufen würde, um ihm behilflich zu sein, den großen Gedanken der Wiederaufrichtung des einigen Reiches deutscher Nation zu verwirklichen. Und dennoch wurde ihm solch hohe Lebensaufgabe; denn es war dies eben Johann, der erhabene Sprosse des erlauchten Hauses Habsburg-Lothringen.“

Als im Jahre 1790 Leopold II. den Thron bestieg, kam auch Erzherzog Johann, damals acht Jahre alt, nach Wien. Seine Erziehung war vorzugsweise eine militärische; doch zeigte er schon frühzeitig viel Sinn für Geschichte und Naturwissenschaften. Die beste Förderung dieses Sinnes war der Verkehr mit dem berühmten Geschichtschreiber Johannes von Müller, der damals kaiserlicher Hofrath in Wien war, und dem sich der junge Erzherzog innig anschloss.

Wir wissen schon, dass der Erzherzog im Alter von achtzehn Jahren an die Spitze einer österreichischen Armee gestellt wurde,

die jedoch im December 1800 in der Nähe von München eine Niederlage erlitt, ferner, dass er im Jahre 1808 die Landwehr einrichtete und im folgenden Jahre in Italien und Ungarn gegen die Franzosen im Felde stand.

Seit Jahren hatte der Erzherzog mit großem Eifer Urkunden und Bücher, Münzen und Instrumente, Thiere, Pflanzen und Mineralien gesammelt. Er hatte anfangs die Absicht, diese Sammlung dem Lande Tirol zu schenken, als aber dieses Land verloren gieng, dachte er an Steiermark, das ihm auf seinen Reisen genauer bekannt geworden war. „Ich hatte", schrieb er, „Leute aus den verschiedenen Classen, ihr Gutes und ihre Schwachheiten, ihr Gemüth und ihre Treue kennen gelernt, daher auch liebgewonnen. Unter den Männern, welche vollkommen geeignet waren, meine Absichten zu verstehen, war vor allem der Gubernialrath Jüstel, welchen ich als einen Freund betrachtete; diesem eröffnete ich meinen Entschluss."

Der Kaiser gab die Bewilligung zur Errichtung eines Landesmuseums in Graz durch die Sammlungen des Erzherzogs. Die steirischen Stände, an deren Spitze der Landeshauptmann Graf Ferdinand Attems stand, kauften den sogenannten Lesliehof in der Raubergasse und brachten die Sammlungen darin unter. Der Erzherzog hatte dem Lande Steiermark seine Sammlungen geschenkt mit dem Wunsche, dass sie „zur Geistesbildung der steiermärkischen Jugend, zur Erweiterung der Kenntnisse und Belebung des Fleißes und der Industrie der Bewohner Steiermarks beitragen möchten." Die Schenkungsurkunde und die Satzungen des Museums, das den Namen „Joanneum" erhielt, stammen aus dem Jahre 1811. Es sollte alles enthalten, was „in Inneröfterreich die Natur, der Zeitwechsel, menschlicher Fleiß und Beharrlichkeit hervorgebracht haben, was die Lehrer der verschiedenen öffentlichen Anstalten ihren wissbegierigen Zöglingen vortragen; es soll das Lernen erleichtern, die Wissbegierde reizen, jenes dem Selbstdenken und hiemit der Selbständigkeit so nachtheilige bloße Memorieren, jene schädliche

Kluft zwischen dem Begriff und der Anschauung, der Theorie und der Praxis mehr und mehr ausfüllen helfen."

Der Geschichte sollte das Museum dadurch dienen, dass es alle Urkunden, die sich auf das Land beziehen, im Original oder in Abschriften, alle im Lande befindlichen Denkmäler der Vorzeit, Münzen, Wappen, historische Manuscripte und Bücher aufsammelte. Es sollte ferner alle Materialien enthalten, welche eine zuverlässige Statistik ermöglichen, außerdem physikalische und mathematische Instrumente und Producte der drei Naturreiche; ein botanischer Garten, ein Laboratorium der Chemie sollte angelegt werden; für die praktische Landwirtschaft waren bereits die Modelle der „agrarischen und überhaupt ökonomischen Werkzeuge und Maschinen, dann die neuesten und besten Ackerbaugeräthe" vorhanden, um damit Versuche im großen anzustellen; eine Gewächs- und Samensammlung sollte beigefügt werden. Endlich sollte das Museum in seiner technologischen Abtheilung eine Sammlung der Kunstproducte Österreichs und seiner Nachbarländer und eine Bibliothek enthalten.

Drei Curatoren sollten die Aufsicht über das Institut haben. Zu diesen Ehrenposten wählte der Erzherzog den Landeshauptmann Grafen Ferdinand Attems, den Abt des Stiftes Admont, Gotthard Kugelmayr, und Johann von Kalchberg. Mit dem Joanneum hängt, wie schon erwähnt, der Leseverein zusammen, dessen Ausschuss von 1821 an die „Steiermärkische Zeitschrift" erscheinen ließ.

Der Gründer wollte, dass an seiner Anstalt auch Unterricht ertheilt werde. Zuerst wurden naturwissenschaftliche Lehrkanzeln errichtet und dafür tüchtige Lehrkräfte gewonnen. Der berühmte Mineralog Friedrich Mohs trat schon im Jahre 1811 als Professor ein. Er stammte aus Gernrode im Anhalt-Bernburgischen und lernte mehrere Länder des Kaiserstaates auf seinen wissenschaftlichen Reisen kennen. Seine Vorträge in Graz erfreuten sich großen Beifalls, doch nahm er 1819 eine Professur an der Bergakademie in Freiberg in Sachsen an. Später kam er wieder nach

Österreich; er führte in Wien die Aufstellung des Hof-Mineralien-cabinets durch, wurde k. k. Bergrath und starb auf einer Reise zu Agordo in Italien im Jahre 1839. Zu den naturwissenschaftlichen Lehrkanzeln gesellten sich dann Lehrkanzeln für technische Fächer, für Land- und Forstwirtschaft. So entwickelte sich mit der Zeit eine technische Lehranstalt, welche 1865 zu einer Hochschule erweitert und 1874 in die Verwaltung des Staates übernommen wurde. Auf die Anregung des Erzherzogs errichteten die Stände, um dies gleich hier zu erwähnen, in Vordernberg eine Montanschule, aus der die Bergakademie in Leoben hervorgieng, und auch zur Gründung der Landes-Oberrealschule gab der Erzherzog die Anregung.

Im Jahre 1815 stand Erzherzog Johann wieder im Felde. Nachdem er die Festung Hüningen zur Übergabe gezwungen, begab er sich nach Paris und von da mit seinem Bruder Ludwig nach London. „Paris ist für mich lehrreich“, schrieb er, „aber da zu bleiben, nichts in der Welt.“ In London wie in England überhaupt wurden den Prinzen die herzlichsten Aufmerksamkeiten erwiesen. Von London aus machten sie eine Reise durch ganz England und auch nach Schottland. Überall wurden die historischen Denkwürdigkeiten, die landwirtschaftlichen Einrichtungen, die Fabriken eingehend besichtigt, und Erzherzog Johann führte über alles ein ausführliches Tagebuch. In einer Glasschleiferei zu Sheffield fanden die Prinzen viel rohes böhmisches Glas, das dort geschliffen wurde, um dann als englisches Glas in die Welt verschickt zu werden. In Glasgow sahen sie zuerst Dampfschiffe, die sie gern auch auf der Donau haben mochten, und als etwas Außerordentliches erschien ihnen eine Locomotive. „Man sieht“, schreibt Erzherzog Johann, „einen Wagen mit einem Rauchfang anlangen, der zwölf bis vierzehn Wagen nach sich zieht, die keine Bespannung und keine Menschen zur Bedienung haben.“

Der Verkehr mit hervorragenden Vertretern der Industrie und Wissenschaft wirkte ungemein anregend auf den Erzherzog, dagegen

gefiel ihm das Leben am englischen Hofe wenig. So groß aber auch die Eindrücke waren, welche das Land der Industrie und des Handels auf ihn ausübten, immer gedachte er der heimatlichen Berge. Von der Stadt Manchester aus schrieb er: „Obgleich mitten unter so vielen Merkwürdigkeiten, finde ich doch, dass es im Vaterlande am besten ist, und wahrlich, ich sehne mich sehr nach unseren Bergen und Thälern.“ Am 14. April 1816 trafen die Prinzen wieder in Wien ein.

Im Jahre 1807 hatte der Erzherzog das Schloss Thernberg in Niederösterreich angekauft, wo er, fern vom Geräusche der großen Welt, viele Monate des Jahres zubrachte. In der Nähe lag die alte Burg Sebenstein oder Wildenstein, welche der Ökonomieverwalter des Wiener-Neustädter Cadettenhauses Steiger gepachtet und alterthümlich eingerichtet hatte. Dort bildete sich die „Ritterschaft von der blauen Erde“, eine heitere Gesellschaft, zu der auch Erzherzog Johann als „Hochmeister“ gehörte. Er selbst erzählt darüber: Den Ökonomieverwalter Steiger besuchten seine Bekannten auf Sebenstein, „vorzüglich jene aus dem Neustädter Cadettenhaus, aus Wien und der Umgebung von Neustadt, eine fröhliche Gesellschaft vieler ihrem Kaiser und Vaterlande treu ergebener Menschen. Diese Zusammenkünfte nahmen den Anstrich ritterlicher Sitten in Kleidung, Kost und Sprache an; es entstanden Hochmeister, Oberritter und alle die Ämter eines Marschalls, Säckelmeisters, Minnesängers, Burgvogts. Jeder Theilnehmer gab sich einen entsprechenden Ritternamen. Bei den Zusammenkünften und den Mahlzeiten, welche aus sehr wenigen, aber kräftigen Speisen bestanden, herrschte Fröhlichkeit; wer es versah, in der Rittersprache zu reden, musste Strafe zahlen, das, was dafür einkam, nebst freiwilligen Beiträgen wurde zu den Ausgaben der Tafel, vorzüglich aber zur Unterstützung Armer verwendet. Die Aufnahme eines Ritters war feierlich, er musste Proben durchgehen, welche Anlass zu manchen Scherzen boten. Das Ganze endete mit einem Gastmahle, wo der Burgvogt Kuno declamierte,

der Minnesänger Fingal auf der Harfe Lieder vortrug, wo endlich die ganze Versammlung Gesundheiten brachte und die üblichen der Gelegenheitsgedichte in vollem Chor sang."

Im Jahre 1818 siedelte sich der Erzherzog dauernd in Steiermark an, indem er den Brandhof kaufte, ein kleines Alpengut am nördlichen Abhange des Seeberges zwischen Aflenz und Maria-Zell. Dort richtete er eine mustergiltige Alpenwirtschaft ein. Dort war es, dass sich der Erzherzog im Jahre 1823 mit Anna, der Tochter des Postmeisters Plochl von Aussee, vermählte. Da damals in allen Theilen Steiermarks große Noth herrschte, gründete er eine Unterstützungsanstalt, welche an arme Leute Kartoffeln vertheilte und zum Anbau dieser Frucht aneiferte. Um die Landwirtschaft überhaupt zu heben, gründete er 1819 die Landwirtschafts-Gesellschaft, die er selbst als Präsident bis an sein Lebensende leitete. Die Stände bewog er, bei Graz einen Garten- und Ackergrund zur Anlegung eines landwirtschaftlichen Versuchs- und Musterhofes anzukaufen. Die Stände errichteten hier ein Gebäude; hier wurden alle Obst- und Rebensorten geprüft, alle Getreide-, Futter- und Handelspflanzen angebaut und ihre Samen an die Mitglieder der Landwirtschafts-Gesellschaft vertheilt.

Im Jahre 1822 kaufte der Erzherzog eine auf dem nordöstlichen Abhange des Bachergebirges gelegene Wirtschaft, die zur Gegend Pickern der Gemeinde Lembach gehörte. Dort pflanzte er Reben vom Rhein und gewann durch ihre sorgfältige Pflege einen Wein, wie ihn die steirischen Weinberge noch nie hervorgebracht hatten. Der Weinberg in Pickern, der den Namen Johannesberg erhielt, wurde Muster und Vorbild für alle Weingartenbesitzer. Im Jahre 1828 kaufte er sich in Graz selbst an und nahm hier seinen Aufenthalt. Der Erzherzog gab auch Veranlassung zur Gründung der Wechselseitigen Brandschaden-Versicherungsanstalt für Steiermark, Kärnten und Krain. Im Jahre 1840 wurde er durch den Ankauf der umfangreichen Herrschaft Stainz Großgrundbesitzer in Steiermark, endlich sorgte er auch

für die Hebung der Viehzucht. Schon im Jahre 1808 machte er dem Bauer Bartholomäus Ginter in Großsölk neun Stück Hornvieh vom schönsten Tiroler Schlage zur Verbesserung der Viehzucht zum Geschenke, und später bediente er sich zur Ausführung weiterer Maßregeln des Bauern Paul Adler zu Mühlreit bei Aussee.

Aber auch die Förderung der Eisenindustrie lag ihm am Herzen. Er kaufte 1822 ein vordernbergisches Radwerk und 1837 ein zweites. Er bewog die Radgewerken, eine Genossenschaft zu bilden, welche die „Vordernberger Communität" genannt wurde, die das Eisen gemeinsam abbaute, den Hochofenbetrieb veranlasste und eine Pferdeeisenbahn zwischen Vordernberg und Eisenerz zur Verfrachtung des Eisens anlegte.

Der Erzherzog gehört zu jenen wenigen Männern, die frühzeitig den großen Wert der Eisenbahnen erkannten und deren Bau befürworteten. Schon im Jahre 1825 trat er für die Erbauung eines Schienenstranges zur Verbindung der Donau mit Triest ein. „Wenn die Eisenbahn", schrieb er am 26. März an den Staatskanzler Grafen Franz v. Saurau, „von Budweis bis Mauthausen im Zeitraume zweier Jahre zustande kommt, so ist durch dieses schöne, schon durch Holz-, Salz- u. s. w. Transport Zinsen abwerfende Unternehmen nur das eine Glied jener Kette vollbracht, welche, um großen, dauernden Nutzen zu bringen, ganz dastehen soll, nämlich die weitere Verbindung von Mauthausen über Enns, Stadt Steyr, das Thal der Enns aufwärts über Altenmarkt, Reifling, Hieflau, dann weiter über Eisenerz, Vordernberg, Leoben, Bruck, Graz, Ehrenhausen, Marburg, Gonobitz, Cilli, Sannbrücke, Sannthal, Laibach, Karst, Triest." Und weiter: „So eine Verbindung zwischen Triest und Prag und dann weiter auf der Moldau und Elbe bis Hamburg, welch neues Feld für den Handel und welch Leben in all den Provinzen, durch welche sie führt, welche Vortheile zum wechselseitigen Austausche und zum Absatze der eigenen Producte und um Preise, welche den Käufer lehren, sich um diese zu bewerben." Aber es vergiengen noch drei

Jahrzehnte, bis durch die Südbahn, und fast fünf, bis durch die Rudolfsbahn die Idee des Erzherzogs verwirklicht wurde. Als man daran gieng, die Linie Wien-Triest zu bauen, tauchte in Regierungskreisen die Absicht auf, den Schienenstrang um die Ostausläufer der Alpen herum im südwestlichen Ungarn zu legen, so dass er erst bei Friedau und Pettau steirischen Boden betreten hätte. Dies wäre für Ober- und Mittelsteiermark und namentlich für die Hauptstadt Graz ein unberechenbarer Schaden gewesen. Da waren es der Erzherzog und der Hofkammerpräsident Karl Friedrich Freiherr von Kübeck, welche die Inangriffnahme des Bahnbaues von Mürzzuschlag nach Graz bewirkten, in der sicheren Voraussetzung, dass es der Technik gelingen werde, den Semmering zu bezwingen.

Die Stände widmeten der Ausmittlung einer Eisenbahnlinie von Wien nach Triest durch Steiermark 14.000 Gulden, und der Erzherzog ließ durch den Ingenieur-Hauptmann Lobinger die Bahntrace aufnehmen. Da die Stände sich auch verpflichteten, die Kosten der Grundablösung zu übernehmen, so wurde von der Regierung der Bau der Bahn von Mürzzuschlag bis Steinbrück genehmigt.

Nicht ohne sein Zuthun wurde 1826 bei Steinbrück eine steinerne Brücke über die Sann, eine Straße aus dem Sannthal nach Krain und 1830 eine Straße durch die Felsenenge Hudna lukna zwischen Windischgraz und dem Schallthale erbaut.

Der Erzherzog rief drei Vereine ins Leben, deren Thätigkeit sehr einflussreich wurde: den Verein zur Förderung der Industrie und der Gewerbe, den montanistisch-geognostischen Verein und den historischen Verein für Innerösterreich. Der letztere zerspaltete sich nachher in die drei Vereine für Steiermark, Kärnten und Krain. Erzherzog Johann stand mit allen bedeutenden Männern der Steiermark in Verkehr. Außer den schon Genannten sollen hier noch einige erwähnt werden.

Josef Wartinger, geboren 1773 zu St. Stefan bei Stainz, studierte in Graz, wurde Gymnasialprofessor in Marburg und trat 1810 als Registraturs-Adjunct in die Dienste der Stände. Er

legte den Grund zu dem jetzigen Landesarchive. Zur Förderung der heimatlichen Geschichte stiftete er eine silberne Medaille, welche alljährlich einem Gymnasialschüler verliehen werden sollte, der sich durch die besten Kenntnisse in der Landesgeschichte auszeichnen würde. Diese Stiftung wurde nachmals vergrößert, so dass heute an allen Mittelschulen der Steiermark solche Preise vertheilt werden. Karl Schmutz, geboren 1787 zu Frondsberg zwischen Anger und Birkfeld, gestorben 1873 zu Linz, verfasste ein historisch-topographisches Lexikon von Steiermark in vier Bänden, das noch heute unentbehrlich ist. Josef von Hammer wurde 1774 zu Graz geboren. Er studierte an der orientalischen Akademie, wurde dem Internuntius Baron Herbert in Constantinopel beigegeben und leistete dem englischen Minister Spencer Smith als Dolmetsch und Secretär gute Dienste. Nachdem ihn die Gräfin Purgstall zum Erben von Hainfeld eingesetzt hatte, wurde er in den Freiherrenstand erhoben und ihm die Erlaubnis ertheilt, den Namen Purgstall anzunehmen. Er veröffentlichte eine große Zahl von wissenschaftlichen Werken, die sich meistens auf die Geschichte und Dichtung der Osmanen, Perser und Araber beziehen. Zu dem Roman in drei Bänden „Die Gallerinn auf der Riegersburg“ nahm er den Stoff aus der Landesgeschichte.

Mit Julius Franz Schneller, der längere Zeit eine tonangebende Persönlichkeit in Graz war, kam der Erzherzog in kein innigeres Verhältnis. Schneller stammte aus Freiburg im Breisgau und widmete sich dem Studium der Geschichte und der antiken und modernen Sprachen. Als Reisebegleiter lernte er Paris, London, Venedig und Belgrad kennen. Im Jahre 1803 wurde er Professor am Lyceum in Linz, 1806 erlangte er eine Professur am Lyceum in Graz. Er verstand es, die Jugend zu begeistern und sich allgemein beliebt zu machen. Viel verkehrte er im Hause des früheren Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, der sich 1810 in Graz angesiedelt hatte und hier bis 1814 lebte. Der König, der den Namen eines Grafen von St. Leu angenommen hatte, hielt sich

bekanntlich gerne in dem lieblichen Maria-Grün auf, wo noch Erinnerungen an ihn vorhanden sind. In Graz versammelte er bedeutende Männer um sich; Schneller, der seine Vorliebe für Napoleon I. nie verhehlt hatte, wurde sein Lehrer in der deutschen Sprache. In Graz vermählte sich Schneller mit Gabriele Prokesch, der Stiefmutter des Anton Prokesch, der später als Graf von Prokesch-Osten so berühmt wurde. Der Erherzog wollte Schneller für das Joanneum gewinnen, aber dies gelang nicht.

Schneller schrieb unter anderem eine „Staatengeschichte des Kaiserthums Österreich". Der fünfte und letzte Band dieses Werkes wurde jedoch von der Censur in Wien nicht zugelassen, obwohl sich die Freunde des Verfassers selbst bei dem Staatskanzler Fürsten Metternich für ihn verwendeten. Seine Vorliebe für Napoleon, dessen Sturz er bedauerte, hatten ihn bei der Regierung misslicbig gemacht. Schneller wollte infolgedessen seine Stelle als Geschichtslehrer niederlegen und hoffte 1821 zum Professor der Ästhetik an der Wiener Universität ernannt zu werden. Als diese Hoffnung fehlschlug, nahm er eine Professur an der Universität seiner Vaterstadt Freiburg an, wo er 1832 starb.

Schneller schrieb noch andere historische Werke, ein Trauerspiel und Gedichte. Mit vielen hervorragenden Männern stand er in Briefwechsel, so mit dem Orientalisten Josef von Hammer-Purgstall, Anton Prokesch, Castelli, Rotteck, mit dem Schauspieler Karl Seydelmann sowie mit der Schriftstellerin Karoline Pichler.

Zu den Mitarbeitern des Erzherzogs gehörten außer diesen und dem Abte Ludwig von Rein noch der Geschichtsschreiber Albert von Muchar, ferner die Professoren Gustav Franz von Schreiner und Franz Xaver von Hlubek, der Statistiker Georg Göth und die Dichter Johann von Kalchberg und K. Gottfried von Leitner.

Anton Muchar stammte aus Lienz in Tirol, wo er im Jahre 1786 geboren wurde. Er studierte am Gymnasium der Franciscaner seiner Vaterstadt, dann am Lyceum in Graz, und trat

in das Stift Admont ein, wo er den Namen Albert erhielt. Nachdem er einige Zeit im Stifte als Lehrer, Bibliothekar und Archivar gewirkt hatte, wurde er als Supplent des Bibelstudiums an die theologische Facultät der Grazer Universität berufen; 1825 übernahm er die Professur der Ästhetik und der altclassischen Sprachen. Seine freie Zeit widmete er hauptsächlich historischen Studien. Eine erstaunliche Arbeitskraft, schrieb er eine Reihe historischer Abhandlungen und Werke, die als Vorarbeiten für seine große Geschichte der Steiermark angesehen werden können. Der erste Band erschien 1844; zu seinen Lebzeiten wurden noch drei Bände gedruckt, die Bände fünf bis acht aus seinem Nachlasse herausgegeben. Das Werk reicht bis zum Jahre 1560. Muchar starb im Jahre 1849.

Gustav Franz Schreiner wurde im Jahre 1793 in Pressburg geboren, wo sein Vater Bürger und Hausbesitzer war. Er absolvierte die juridischen Studien in Wien, wurde 1819 Professor der Statistik, des österreichischen Staatsrechtes und der Verwaltungsgesetzkunde am Lyceum in Olmütz und 1828 Professor an der Universität zu Graz. Er entfaltete eine reiche literarische Thätigkeit, die ihn mit den ersten Gelehrten Deutschlands in Berührung brachte, machte oft Reisen, besonders nach Italien, und war für die Hebung des steiermärkischen Gewerbevereines ungemein thätig. 1872 schied er aus dem Leben. Außer zahlreichen Arbeiten in der allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände, in Rotteck-Welkers Staatslexikon, in Ersch und Grubers Encyklopädie und verschiedenen Zeitschriften schrieb er: „Grätz. Ein naturhistorisch-statistisch-topographisches Gemälde dieser Stadt und ihrer Umgebungen. Graz 1843.“

Franz von Hlubek war geboren 1802 zu Chatitschau in Österreichisch-Schlesien und wurde 1840 Professor der Land- und Forstwirtschaft am Joanneum. Seiner Feder entstammen zahlreiche Schriften, von denen „Ein getreues Bild der Steiermark“ die bekannteste ist. Neben ihm wirkte der berühmte Botaniker Franz Unger, geboren 1800 in der Nähe von Leutschach.

Georg Göth stammte aus Reindorf, dem jetzigen Rudolfsheim in Wien, wo er 1803 geboren wurde. Er widmete sich den mathematischen Studien, trat 1830 als Bibliothekar und Privatsecretär in die Dienste des Erzherzogs Johann, wurde dann Bibliothekar und Custos der Landwirtschaftsgesellschaft in Wien, 1841 Professor der Mathematik am Joanneum und später Studiendirector an dieser Anstalt. Er starb 1873. Seine zwei Hauptwerke sind: „Vordernberg in der neuesten Zeit“, Wien 1839, und „Das Herzogthum Steiermark, geographisch-statistisch-topographisch dargestellt“, drei Bände, 1840—1843. Der vierte Band ist im Manuscripte vorhanden.

Vor Leitner war Kalchberg der geschätzteste Dichter von Steiermark. Der Lyriker Johann Georg Fellinger, geboren 1781 zu Peggau, wo ihm ein Denkmal errichtet wurde, starb schon 1816. Man nennt ihn den „steirischen Körner“.

Johann von Kalchberg wurde 1765 auf Schloss Pichl im Mürzthale geboren und im k. k. Seminar (Convict) in Graz, das unter der Leitung des gelehrten Kaspar Royko stand, erzogen. Außer dem Rechtsstudium wandte er der Geschichte große Vorliebe zu. Er lebte und wirkte als Verordneter der Stände in Graz und nahm am wissenschaftlichen und Kunstleben der Hauptstadt stets regen Antheil. Schon 1827 schied er aus dem Leben; seine Grabstätte findet sich auf der Südseite der Leechkirche. Außer lyrischen Gedichten stammen von Kalchberg eine Reihe von Dramen. In den „Tempelherren“ verherrlicht er das tragische Geschick des Großmeisters des Templerordens, Jakob Molai. Die Geschichte der „Grafen von Cilli“ behandelt er in zwei fünfactigen Schauspielen, „Friedrich Graf von Cilli“ und „Ulrich Graf von Cilli“. Den Stoff zu dem ersten Werke gibt die Liebe des verheirateten Grafen zu dem Edelfräulein seiner Gemahlin, Veronica von Teschenitz, und ihr Untergang; das zweite Stück endet mit der Ermordung des letzten Cilliers. „Andreas Baumkircher“ ist ein Geschichtsbild, das auf den steirischen Bühnen oft und gern aufgeführt wurde, weil

die Gestalt des Empörers Baumkircher dem Volke sehr bekannt war. Das meiste Lob brachte dem Dichter das Drama „Die deutschen Ritter in Accon“ ein, zu dem ohne Zweifel Lessings „Nathan“ die Anregung gegeben hatte. Von geringerer Bedeutung war „Attila, König der Hunnen“.

In seinen „Historischen Skizzen“, die 1800 in zwei Bänden erschienen, machte Kalchberg einzelne Theile der vaterländischen Geschichte einem größeren Leserkreise zugänglich, doch lieferte er noch einige streng wissenschaftliche Arbeiten, von denen „Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks“ besonders hervorzuheben ist.

Leitner wurde 1800 zu Graz geboren.[1] Er besuchte hier das Gymnasium, studierte die Rechte, nahm aber eine Lehrstelle am Gymnasium in Cilli und dann eine solche in Graz an. Hier wurde er mit Anton Alexander Grafen von Auersperg (Anastasius Grün) bekannt, mit dem ihn bald innige Freundschaft verband. Er trat hernach in die Dienste der Landstände und wurde Secretär. Trotz seiner anstrengenden Berufsarbeiten konnte er mehrere historische Aufsätze veröffentlichen. Seit 1819 waren in Zeitschriften und Almanachen zahlreiche Gedichte und Novellen von ihm erschienen, aber mehr noch hielt er verschlossen in seinem Pulte. Die Ursache davon war der Druck, der damals auf dem geistigen Arbeiter lastete. Dass die Wiener Censur ein Geschichtswerk Schnellers nicht zum Drucke zuließ, ist erklärlich, denn Schneller war ein Verehrer Napoleons. Dass sie aber Grillparzer und Leitner verfolgte, die echte Patrioten und edle Männer waren, ist unverzeihlich und hat keinen Nutzen gebracht. Als Leitner 1821 einen Band Novellen veröffentlichen wollte, strich die Censur, die ebenso böswillig als einfältig gehandhabt wurde, die Hälfte des Manuscriptes und vereitelte so die Drucklegung. Leitner war tief verstimmt und entmuthigt, aber endlich gab er doch dem angeborenen Schaffenstrieb wieder nach. Sein Name kam zu allgemeiner Geltung und „seine Gedichte fanden ihren Weg in die Anthologien und Schul-

[1] Ilwof, Karl Gottfried Ritter von Leitner. Mittheilungen 41.

bücher, besonders seine Balladen, die in der Wahl oder Erfindung des Stoffes ebenso eigenthümlich sind, wie in der Ausführung kräftig und sinnlich anschaulich, nicht durch Schilderung, sondern durch Handlung". Der Dichter erreichte ein hohes Alter; im Juni 1890 schied er aus dem Leben, tief betrauert von zahlreichen Freunden und Verehrern.

Außergewöhnliches hat Erzherzog Johann für Steiermark geleistet. Und wie hat er das schöne Land und seine Bewohner geliebt. „Nach meinem Gott", schrieb er einmal, „der mich nie in Noth und Kummer verlassen, hängt mein Herz bloß an zwei Gegenständen, nämlich über alles an meinem Kaiser und an meinen Bergbewohnern."

Oft unternahm er Reisen durch das Land. Alles beobachtete er mit scharfem Auge, alles interessierte ihn: die Salzgewinnung in Aussee, die Almwirtschaften, die Bauerngehöfte im Thale, das Leben und Treiben der Alpenbewohner, ihre Arbeiten und ihre Lustbarkeiten, ihre Tänze und Gesänge. Wie weiß er die Wirkung des Hochgebirges auf den Städter zu schildern. „Ich hatte", erzählt er in seinem Tagebuch über seine Reise im Jahre 1810, „auf dem Rabenstein (in der Umgebung von Aussee) ein herrliches Schauspiel! So viele Quadratmeilen vor meinen Augen, unter mir kahle Ketten, weit und breit herum Tiefen und Höhen, keinen Vogel, kein lebendes Wesen hört man; die Nebel streichen unten und öffnen zuweilen die Übersicht mancher Gegend. Diese Stille und Ruhe ist gewiss etwas Großes. Ich hatte Gelegenheit, mehrmals auf Alpenspitzen zu sein, und ich gestehe es, stets ungern trennte ich mich von ihnen. Jeder Gedanke an die große Welt, jeder Kummer schwindet hier. Frei ist der Athem, und man denkt sich auch frei, da man so hoch über die übrigen erhoben ist. Nichts vergällt einem hier das Leben. Seinem Schöpfer näher, erfüllt uns die Anschauung der Natur im großen mit himmlischer Empfindung, Müdigkeit sogar vergisst man bei diesem erhabenen Anblick."

Gern besuchte er den Landmann, und es freute ihn, wenn er ihn gerade bei der Arbeit traf. Von einem solchen Besuch bei dem reichsten Bauern im oberen Ennsthale, Mayer im Steinkeller, erzählt der Erzherzog in folgender Weise: „Sein Hof liegt in einem kleinen Thale an den unteren Abstufungen des Grimming. Seine Grundstücke sind gut gelegen und haben beständig Sonne. Sein Hof sieht einem kleinen Dorfe gleich: zuerst das steinerne Wohnhaus, dann der Kuh-, Ochsen-, Pferde- und Kleinviehstall, jeder für sich; oberhalb die großen Scheuern in zwei Abtheilungen. Diese Gebäude sind alt, und er selbst erkennt das Mangelhafte derselben. Daran anschließend liegen noch kleinere Behältnisse. 92 Joch Grundstücke, an der Salza die Wiesen, im Donnersbachwald ist die Alpe. Er baut im ersten Jahr gedüngt Korn mit Klee, im zweiten Klee, im dritten Weizen, im vierten Hafer oder Gerste. Er hat 21 Dienstleute, besitzt 42 Kühe, 20 Ochsen, 16 Pferde, dann Jungvieh, Schafe, Geißen, in allem bei 200 Stück. Fleißig und verständig baut er seine Felder, und seine Ernten sind ergiebig. Mayer war eben mit Ausführen des Düngers beschäftigt, den er vom Stall auf das Feld brachte und gleich ausbreitete; er hat den gewöhnlichen einfachen und den Doppelpflug. Sehr zufrieden verließ ich diesen Mann."

In nähere Beziehungen trat der Erzherzog zu dem schon erwähnten Paul Adler zu Mühlreit bei Aussee. Dieser wackere Landmann war der erste, der den Kartoffelbau im größeren betrieb. Der Erzherzog nennt ihn einen gutmüthigen, eifrigen Mann, der die besten landwirtschaftlichen Schriften habe. „Drei Stunden hielt ich mich bei diesem seltenen Menschen auf", schreibt Erzherzog Johann in seinem Tagebuche, „und ließ mir alles zeigen. Ich fand viel Vernünftiges, Zweckmäßiges und Wissenswertes. Ich werde ihm Werkzeuge, Samen und Anleitung senden, er verdient es. Er hält ordentlich über alles Buch und zeichnet alles auf, was er unternimmt." Im October 1824 machte er diesem Mann sogar Mittheilungen über seine eigene Wirtschaft: „Gottlob habe ich alles glücklich unter

Dach gebracht, die Erdäpfel sind sehr gut gerathen, besser als im vorigen Jahr, mit Futter bin ich gedeckt, und Vieh habe ich schön nachgezogen." Und als Adler im Jahre 1843 seine goldene Hochzeit feierte, schrieb ihm der Erzherzog: „Was Deine goldene Hochzeit betrifft, so werden wir, wenn wir nach Gastein reisen, anfangs Juli kommen. Weniger Umstände würde es in Aussee machen, jedoch wenn Du mehr Freude für Kunitz hast, so kann die Copulation daselbst geschehen, ich gib Dir dann in Aussee in einem Gasthause, welches Du bestimmen kannst, eine Tafel auf fünfzig Personen, wozu Du alle Deine Bekannten, Verwandten und Kinder einladen kannst; dann kannst Du eine Musik bestellen, wozu kommen kann, wer will."

Im Jahre 1848 trat der Erzherzog politisch thätig auf. Er befand sich noch am 13. März in Wien, dann reiste er nach Graz. Als er am 14. Wien verließ, wollte man ihm eine Abtheilung Husaren zu seinem Schutze mitgeben, er aber sagte: „Bemüht euch nicht, Kinder, und bleibt hier. Mir geschieht nichts, auch wenn ich ganz Österreich ohne alle Begleitung und zu Fuß durchreise." Er freute sich des weichenden Geistesdruckes und er trat überall beschwichtigend, rathend und helfend ein.

Auch in den deutschen Staaten entstanden im März 1848 Volksbewegungen, und die einzelnen Regierungen mussten den Wünschen des Volkes nachgeben. Das Streben aller Gebildeten richtete sich aber auf eine neue deutsche Reichsverfassung. In Frankfurt a. M. trat eine größere Anzahl deutscher Männer aus allen Theilen des weiten Reiches zusammen, um über die neu zu gestaltende Reichsverfassung Vorschläge vorzubereiten, worauf im Mai die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene constituierende Nationalversammlung zusammentrat. Zu dieser Versammlung schickten auch die dem deutschen Bunde angehörigen österreichischen Länder Abgeordnete, Steiermark sechzehn.

Die Wahlen fanden im Mai statt. In Graz wurde Franz Ritter von Kalchberg und nach dessen Rücktritt Moriz von

Kaiserfeld gewählt; für die Umgebung von Graz Dr. Franz Hlubek, Professor der Land- und Forstwirtschaft am Joanneum und nach dessen Rücktritt Dr. Archer, Verwalter der Stiftsherrschaft Rein. Unter den übrigen befanden sich Josef Knar, Professor der Mathematik an der Universität Graz, Gustav Franz Schreiner, Professor der politischen Wissenschaften, Moriz Ritter von Franck, steir.-ständ. Ausschußrath, Georg Mally, Gymnasialprofessor in Marburg, Dr. Karl von Stremayr, Conceptspraktikant der ständischen Kammerprocuratur. Der Bezirk Pettau wählte nicht.

Am 29. Juni wählte die Nationalversammlung in Frankfurt den Erzherzog Johann zum deutschen Reichsverweser; am 11. Juli zog er unter dem Jubel der Bevölkerung in Frankfurt ein und übernahm die Gewalt, welche bisher dem Präsidenten des Bundestages zugekommen war. Aber die Parteiungen und Streitigkeiten in der Nationalversammlung, welche eine Reichsverfassung ausarbeiten sollte, verbitterten dem Erzherzog das Wirken. Betrübt durch die Schwierigkeiten, die er in Frankfurt fand, und den Verlauf der Begebenheiten, schrieb er am 13. November an Hlubek: „Da ich für mich nichts begehret habe und nichts will, so bleibt mir immer der Weg Washingtons frei, nämlich nach vollbrachter Aufgabe in die liebe Heimat zurückzukehren und dort die letzten Tage zu verleben. Ich habe die Kinder der Berge stets geliebt und werde sie bis zu meinem letzten Hauche lieben.“ Die Nationalversammlung entschied sich zuletzt für ein Erbkaiserthum, worauf ein Theil der Abgeordneten den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen Kaiser wählte. Doch dieser lehnte die Krone ab. Damals wollte der Erzherzog seine Würde niederlegen, aber er ließ sich bewegen, sie noch beizubehalten, um Österreich nicht ganz von Deutschland zu trennen. Die Verwirrung in Deutschland wurde jetzt immer größer. „Ich gehe“, schrieb der Erzherzog am 26. Juni 1849 (nach Gastein), „weil ich den Sturm kommen sehe, welchem zu begegnen ich kein Mittel habe. Ich habe

ausgeharret und harre noch eine kurze Zeit aus, allein ich habe der Demüthigungen genug erlitten, um mich nicht noch der letzten auszusetzen, von Frankfurt weichen zu müssen." Am 10. December legte er seine Würde nieder, und am 1. Jänner 1850 verließ er Frankfurt, um nach Graz zurückzukehren.

Als er am 11. Mai 1859 in Graz aus dem Leben schied, herrschte tiefe Trauer in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in jedem Gehöfte. Wenn es wahr ist, was Feuchtersleben sagt, dass ein tüchtiger Mann immer ein tüchiges Werk vor sich haben müsse, dann war Erzherzog Johann der Tüchtigsten einer; denn ohne Unterbrechung dachte er daran, Tüchtiges zu leisten. Und das Wort des großen Geschichtsschreibers Ranke: „Nichts fesselt die Gemüther mehr als die Verbindung von persönlichem Verdienst, hoher Geburt und populären Bestrebungen" trifft bei ihm in vollem Maße zu. Er stand hoch und bemühte sich um das Wohl selbst der niedrigsten seiner Mitmenschen.

Sein Leichnam wurde nach Tirol gebracht und ruht in der Grabkapelle vor dem Schlosse Schönna im Passeierthale. Auf dem Hauptplatze zu Graz wurde ihm ein Erzstandbild errichtet, das aus der Werkstätte des Künstlers Franz Pönninger hervorgieng und das am 8. September 1878 in Anwesenheit des Kaisers enthüllt wurde. Auf einer steinernen Sockelanlage erhebt sich das eherne Standbild, das den Prinzen in Civilrock und Mantel zeigt; in der Rechten hält der Erzherzog die Stiftungsurkunde des Joanneums. Eine der Inschriften lautet:

Unvergessen lebt im Volke,
Der des Volkes nie vergaß.

Schluss.

Unter Kaiser Franz Josef I. haben die politischen, volkswirtschaftlichen und socialen Verhältnisse Österreichs eine vollständige Umgestaltung erfahren. Diese Umgestaltung in Steiermark eingehender auseinanderzusetzen, liegt nicht im Plane dieses Buches.

Der Reichsrath war von Wien nach Kremsier in Mähren verlegt worden und wurde dort aufgelöst, worauf der Kaiser für die gesammte Monarchie, also auch für Ungarn, eine neue Verfassung gab, die sogenannte Märzverfassung vom 4. März 1849. Sie kam aber nie zur Ausführung und wurde am 1. Jänner 1852 wieder beseitigt; mit ihr verschwanden auch die Errungenschaften des Jahres 1848, das Pressgesetz, die Grundrechte und die Geschwornengerichte, nur die Aufhebung der Unterthänigkeit, Robot und der Zehnte blieb aufrecht.

Von da an wurde Österreich wieder absolut regiert, bis nach den Niederlagen in Italien im Jahre 1859 neuerdings die Bahn des Absolutismus verlassen wurde. An den Verfassungskämpfen, die sich nun entspannen, nahm in hervorragender Weise der Steiermärker Moriz von Kaiserfeld theil.

Er war im Jahre 1811 zu Pettau als Sohn des Besitzers von Monsperg, Franz Ludwig Blagatinscheg Edlen von Kaiserfeld, geboren. Nach Beendigung der juridischen Studien kam er 1835 als Justitiär nach Thanhausen bei Weiz, dem Schlosse des Reichsfreiherrn Gudenus. Zwei Jahre später übersiedelte er als Verwalter der Herrschaft Birkenstein-Birkfeld auf Schloss Birkenstein, mit dessen Besitzerin, der verwitweten Gräfin Marie von Manneville, er sich vermählte.

Als Politiker trat Kaiserfeld zuerst in den Jahren 1848 und 1849 auf; vom Jänner bis Mitte April 1849 befand er sich als Abgeordneter der Steiermark in Frankfurt a. M., das er, mannigfach enttäuscht, Mitte April verließ. Mit dem Unmuthe eines echten Patrioten, der sich nach einer freiheitlichen Gestaltung Österreichs sehnt, verfolgte er die Wege, welche die absolute Regierung gieng; von 1860 an stand er im Vordergrunde des parlamentarischen Lebens und führte oft in Landes- wie in Reichsangelegenheiten ein entscheidendes Wort. Er war vom Februar 1868 bis zum Mai 1870 Präsident des Abgeordnetenhauses. Dann wurde er Landeshauptmann von Steiermark und somit Nachfolger des

Grafen Gleispach, der diese Würde seit 1861 bekleidet hatte. Im August 1884 trat er aus dem öffentlichen Leben zurück und starb am 14. Februar 1885. Landeshauptmann wurde hierauf Graf Gundaker Wurmbrand, der im Jahre 1893 zum Handelsminister ernannt wurde, worauf der Kaiser den Grafen Eduard Attems zum Landeshauptmann ernannte. Jetzt steht wieder Graf Gundaker Wurmbrand an der Spitze des Landes.

Die Statthalterwürde bekleidete in den Jahren 1870 bis 1895 Freiherr Guido Kübeck von Kübau, der sich um das Land viele und große Verdienste erworben hat. Sein Nachfolger wurde Olivier Marquis Bacquehem.

Im Jahre 1859 wurde, wie schon erwähnt, die Leobner Diöcese vollständig mit dem Seckauer Bisthum vereinigt. Dafür kam der Marburger Kreis an die Diöcese Lavant, welche ihren kärntischen Theil dem Bisthum Gurk abtrat. Der Fürstbischof von Lavant Anton Martin Slomschek nahm daher seinen Sitz in Marburg; die Stadtpfarrkirche wurde zur Domkirche erhoben.

Die Reihe der Fürstbischöfe von Seckau seit 1848 ist folgende: Josef Othmar Ritter von Rauscher (1849—1853), Ottokar Maria Graf Attems (1853—1867), Johann Baptist Zwerger (1867—1893) und Leopold Schuster.

Auf dem fürstbischöflichen Stuhle von Lavant folgte auf Slomschek, der im Jahre 1862 aus dem Leben schied, Jakob Maximilian Stepischnigg (1862—1889) und diesem Michael Napotnik.

Für die volkswirtschaftlichen Zustände wurde die Befreiung des Bauernstandes von den an Grund und Boden haftenden Lasten von großer Bedeutung.

Zum Präsidenten der Grundentlastungs-Commission für Steiermark war im October 1849 Franz Ritter von Kalchberg ernannt worden. Diese Commission wurde nach Beendigung ihrer schweren Arbeit anfangs April 1852 aufgelöst.

Die Lasten wurden theils ohne, theils mit Entschädigung der Berechtigten aufgehoben; den Verpflichteten wurde die Leistung der Entschädigung von der Regierung in allen Ländern durch Grundentlastungsfonds erleichtert, die durch Einzahlungen der Verpflichteten und durch Steuerzuschläge geschaffen wurden. Der Berechtigte erhielt die verzinslichen Obligationen dieser Fonds und konnte sich durch ihren Verkauf den Capitalswert seiner Ansprüche verschaffen oder die Zinsen beziehen.

Es ist von Interesse, die Ansicht des Erzherzogs Johann über die Befreiung der Bauern und ihre Folgen zu vernehmen. „Die Lasten hat man auf einer Seite den Bauern genommen, die er gewöhnt war, die ihn drückten; nehme man sich in acht, ihn dafür nicht durch Auflegung noch größerer in seinen Hoffnungen zu täuschen. Die Lasten, welche die Herrschaften bisher trugen, als Verwaltung, Patronate, Schulen, Gebräuchlichkeiten, Unterstützungen u. s. w. hören auf; sie fallen dem Staate zur Last, der die Mittel dazu sich wieder von den Bauern verschaffen muss." So ist es auch gekommen; es wäre wirklich unmöglich, dem Landwirte noch mehr Lasten aufzubürden, als er jetzt zu tragen hat.

Mit der Aufhebung der Unterthänigkeit stand im Zusammenhange die Umgestaltung der Justiz und der Verwaltung, für welche neue Behörden geschaffen werden mussten. Neue und neuartige Schulen, wie Ackerbau-, Weinbau- und Obstbauschulen, Bürgerschulen, Realschulen, Handels- und Gewerbeschulen trugen zur Hebung der Landwirtschaft, der Gewerbe und des Handels bei. Die industrielle Thätigkeit fand auch Förderung durch die Änderung der Zollpolitik, insofern 1851 an die Stelle des Prohibitivsystems der gemäßigte Schutzzoll trat, durch Handelsverträge, Begünstigung von Fabriksunternehmungen, Gewerbeausstellungen und Ausgestaltung des Post-, Telegraphen-, Telephon- und Eisenbahnwesens. Auch das neue Landesmuseum erweist sich für das Gewerbe und die Industrie von großem Vortheile. Neben der uralten Eisenindustrie

waren im Laufe der Zeiten neue Industriezweige entstanden, die jetzt in großartigem Maßstabe erweitert wurden, so beispielsweise die Glas-, Papier-, Zündwaren- und Bierfabrication; eines wohlverdienten Rufes erfreuen sich auch andere Erzeugnisse der heimischen Industrie, wie Champagner, Zwieback, Hüte und Fahrräder. Die vielen industriellen Unternehmungen beschäftigen eine große Zahl von Arbeitern und versenden ihre Erzeugnisse in weite Fernen.

Die erste Eisenbahn in Steiermark war, wie schon früher erwähnt wurde, die zwischen Mürzzuschlag und Graz; im Jahre 1846 wurde die Strecke Graz—Cilli eröffnet, an welche sich später die von Cilli nach Laibach anreihte. Am 17. Juni 1854 erfolgte die Eröffnung der Fahrt über den Semmering. An diese Hauptlinie knüpften sich Seitenlinien an, welche Steiermark mit Kärnten, Ungarn und Croatien verbinden, sowie die Linien Mürzzuschlag—Neuberg und Bruck—Leoben. Zur Ausbeutung der Braunkohlenschätze im Becken zwischen Krems und Köflach, Lankowitz und Piber erbaute eine Gesellschaft die Graz-Köflacher Bahn, die am 3. April 1860 eröffnet wurde und der 1873 ein Flügel von Lieboch nach Wies angesetzt wurde. Zur Verbindung mit Budapest entstand 1873 die ungarische Westbahn. Durch Obersteier führt die Rudolfsbahn, mit der die Erzherzogin Giselabahn und die Salzkammergutbahn in Verbindung stehen. In neuester Zeit entstanden auch Landesbahnen, so die von Kapfenberg nach Au-Seewiesen, die von Pöltschach nach Gonobitz, von Cilli nach Wöllan, von Preding nach Stainz, die von Unzmarkt über Murau nach Mauterndorf. Diese letztere Bahn, gewöhnlich Murthalbahn genannt, wurde 1894 eröffnet und gehört jetzt einer Actiengesellschaft.

Nicht minder regte es sich auf dem geistigen Gebiete. Es gab und gibt in Steiermark auf dem Arbeitsfelde der verschiedensten Wissenschaften, der Künste und der Literatur Männer, deren Ruhm weit über die Grenzen des Landes hinausgedrungen ist. Eine Würdigung der Leistungen dieser Männer kann hier unmöglich

versucht werden und muss einer späteren Zeit vorbehalten bleiben; die bloße Aufzählung von Namen aber wäre zwecklos.

Der Ausgestaltung des Landesmuseums muss hier in Kürze gedacht werden.

Die oberste Leitung des Joanneums hielt der Erzherzog Johann bis an sein Lebensende in der Hand, doch stand ihm rathend und helfend ein Curatorium zur Seite. Da aber der Schwerpunkt des Joanneums von den Sammlungen auf die allmählich erwachsene technische Hochschule übertragen wurde, erschien das Curatorium als überflüssig, und ein neues Statut vom Jahre 1866 stellte das Joanneum unter die Oberaufsicht des Landes-Ausschusses. Nachdem im Jahre 1874 die ausgestaltete technische Hochschule vom Staate übernommen worden war, konnte den zurückgebliebenen Theilen der Anstalt wieder größere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Es entstand ein Museums-Verein, der sich die Ausgestaltung der vorhandenen Sammlungen zu einem den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Landesmuseum zur Aufgabe stellte. Nach langen Berathungen kam im Jahre 1887 ein neues Statut zustande, durch welches das Curatorium wieder ins Leben gerufen wurde, und zwar als beständiger Beirath des Landes-Ausschusses.

Es hatte sich bereits die Überzeugung Geltung verschafft, dass neben den vorhandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen die „kunsthistorischen, die bisher vorzugsweise aus einem Münzen- und Antikencabinete bestanden, auf die Höhe der Zeit gebracht und auf diesem Gebiete auch ganz neue Abtheilungen angegliedert werden müssten, um die Schöpfung des Gründers ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß zu einem Landesmuseum auszugestalten. Neben dem Studium der Naturwissenschaften und der Geschichte musste daher die Bildung des Geschmackes im allgemeinen, und ganz besonders die Hebung des künstlerischen und gewerblichen Schaffens vom Museum gefordert werden". Für das bereits Vorhandene und

für das, was neu geschaffen werden sollte, waren die bisher benützten Räumlichkeiten nicht ausreichend.

Nach der Übersiedlung der technischen Hochschule in ihr neues Gebäude wurden im Lesliehofe die prähistorische Sammlung, das Münzen- und Antikencabinet und alle naturhistorischen Sammlungen in neuer Ordnung aufgestellt; für die Bibliothek wurde ein Zubau und für das culturhistorische Museum ein Neubau aufgeführt. Die Mittel hiezu wurden größtentheils durch die Veräußerung des Joanneumgartens gewonnen. Dieser war von den Ständen ursprünglich als botanischer Garten angelegt worden und konnte nunmehr beseitigt werden, da die Universität sich selbst einen botanischen Garten anlegte.

Der Neubau des Museums ist im Barockstil gehalten und richtet seine Hauptfront gegen die Neuthorgasse. Der mittlere Theil ist zurückgerückt „und so entstand für den großen kuppelgekrönten Mittelbau die Exedraform, wodurch ein malerisch bewegter Grundriss sowohl den ästhetischen, als auch praktischen Rücksichten entgegenkommt. Schon diese Grundrissanlage, die den Haupteingang vornehm von der Straße zurücklegt, charakterisiert den idealen Zweck des Gebäudes und ermöglicht einen Überblick über dasselbe. Aber auch ihre praktische Seite ist unverkennbar; durch die Exedraform wird das Gebäude an der Centralstelle, beim Haupteingange eingeschnürt“, wodurch bewirkt wird, dass beide Hälften des Gebäudes den gemeinsamen Eingang benützen und doch vollständig von einander abgeschlossen werden können.

In diesem Gebäude sind das culturhistorische und Kunstgewerbemuseum und die landschaftliche Bildergallerie untergebracht. Die Kosten für die innere Einrichtung bestritt die steiermärkische Sparcasse; die Sammlungs-Gegenstände wurden aus der Landesdotation, den Jahresbeiträgen des Museumsvereines und aus den Jahressubventionen angekauft, welche das Ministerium für Cultus und Unterricht seit einer Reihe von Jahren dem Landesmuseums-

vereine und dem steiermärkischen Vereine zur Förderung der Kunstindustrie gewährte.

Das Landesmuseum wurde am 5. Juni 1895 in Gegenwart des Kaisers der Öffentlichkeit übergeben.[1]

Das culturhistorische und das Kunstgewerbemuseum geben zunächst ein Bild von dem Wohnen und Schaffen der verschiedenen Gesellschaftsschichten des Landes. Den Hauptheil bilden Originalwohnräume der Steiermark vom Beginne der Renaissance bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Das Kunstgewerbemuseum enthält Muster und Vorbilder für das Kunstgewerbe und bildet den Mittelpunkt des kunstgewerblichen Schaffens im Lande.

Ein Bild des Aufschwunges, den das Land nach und nach nahm, gaben die Landesausstellungen, die 1870, 1880 und 1890 in Graz stattfanden. Die Landeshauptstadt Graz nahm naturgemäß an dem Aufschwunge den größten Antheil. Im Jahre 1857 wurde mit der Stadterweiterung begonnen, und von da an entwickelte sich die Stadt in ungewöhnlicher Weise. Sie dehnte sich nach allen Seiten hin aus, und in ihr entstanden außer dem schon erwähnten Landesmuseum noch eine große Anzahl neuer, prächtiger Gebäude. Das Stadthaus musste erweitert und vollständig umgebaut werden; für die Justiz wurden zwei Prachtgebäude aufgeführt. Die technische Hochschule bezog 1888, die Universität 1895 ein neues Heim, und in beiden Jahren erschien der Kaiser in Graz, um die Eröffnung dieser Hochschulen vorzunehmen. Auch für die zwei Gymnasien und für die Staatsgewerbeschule ließ die Regierung neue Gebäude herstellen; es entstand ferner der Neubau des fürstbischöflichen Knabenseminars Augustineum, das Privatgymnasium Scholz, und für die Volks- und Bürgerschulen errichtete die Stadt neue, geräumige Häuser. Eine schöne und zweckmäßige Turnanstalt war schon 1868 vom Landes-Ausschusse am Fuße des Schlossberges erbaut worden.

[1] Vgl. die Jahresberichte des Landesmuseums Joanneum, welche das Curatorium alljährlich herausgibt.

Der rasch anwachsenden Bevölkerung der Landeshauptstadt genügten die vorhandenen Kirchen nicht mehr; es wurden daher neue Gotteshäuser errichtet, nämlich die Herz Jesu-Kirche, ein gothischer Prachtbau, deren Herstellung den Bemühungen des früheren Fürstbischofes Johannes Zwerger zu danken ist, die Marienkirche und die Kirche in Algersdorf, das ein ansehnlicher Ort geworden war. Es entstanden ferner mehrere Wohlthätigkeits-anstalten: das landschaftliche Taubstummeninstitut, das Odilien-Blindeninstitut, ferner Waisen- und Krankenhäuser. In der Nähe von Graz errichtete das Land die Irrenanstalt Feldhof. Ein neuer, umfangreicher, mit großen Kosten hergestellter Friedhof, ursprünglich als Central-Friedhof geplant, wurde der Benützung übergeben. Es entstanden ferner die Industriehalle, die Landesschießstätte auf der Andritz und das städtische Schlachthaus.

Von dem Aufschwunge des Verkehrslebens geben Zeugnis mehrere neu entstandene Bankinstitute und Sparcassen. Während die Gemeindesparcasse im erweiterten Rathhause verblieb, errichteten sich die steiermärkische Sparcasse und die Sparcasse des Bezirkes Umgebung Graz eigene Gebäude. Die wechselseitige Brandschaden-Versicherungsanstalt führte einen Neubau neben dem Landhause in der Herrengasse auf, in welcher auch die Weltfirma der Brüder Thonet zwei große Geschäfts- und Zinshäuser herstellen ließ.

Für viele der größeren Neubauten wurde der Renaissancestil angewendet.

Über die Mur spannen sich jetzt neue Brücken; die Pferdebahn durchzieht die Hauptstraßen, eine Drahtseilbahn führt auf den Schlossberg, und bald wird die elektrische Bahn die Stadt mit umliegenden Orten verbinden.

Ohne Zweifel hat also Steiermark wie auch andere österreichische Länder einen großen Aufschwung genommen. Aber damit ist nicht gesagt, dass sich alle Neuerungen, alle neuen Gesetze als vollkommen erwiesen haben. Die Beachtung, welche die Gesetzgebung den Interessen des Bauernstandes zugewendet hat, ist viel zu gering. Er seufzt

unter großen Lasten, und viele Bauern geben ihren Besitz auf, der einem Großgrundbesitze einverleibt wird. Die Ausdehnung des Großbetriebes zwingt viele Handwerksmeister, ihrer Selbständigkeit zu entsagen und Lohnarbeiter zu werden. So verarmt der Mittelstand, und das Arbeiterproletariat vermehrt sich. Es sind mit der Änderung der Verhältnisse überall die Bedürfnisse des Staates, der Länder und der Gemeinden gestiegen und haben höhere Steuern und Umlagen nöthig gemacht; diese führten wieder eine Steigerung der Preise der Lebensmittel und verschiedener anderer Verbrauchsgegenstände herbei, die gerade von dem ärmeren Theile der Bevölkerung schwer empfunden wird. Aber auch an jeden einzelnen tritt die Zeit mit größeren Anforderungen heran; diese verlangen wieder mehr Ausgaben und diese bedingen mehr Einnahmen. So ist überall das Streben nach mehr Besitz und mehr Genuss bemerkbar, und damit hängt die Unzufriedenheit zusammen, die in manche Schichten der Bevölkerung eingekehrt ist.

Die übertrieben rastlose Thätigkeit, das hastige Streben nach Gewinn, die vielfältigen Bemühungen um einen mühelosen Erwerb, aber auch die Sucht nach Vergnügungen, diese Auswüchse einer hohen Civilisation, die in anderen Industrieländern in so auffallender Weise sich zeigen, sind in unserem Lande weniger bemerkbar; aber die Verhältnisse zwingen auch bei uns sehr viele, alle Zeit und alle Kräfte dem Erwerbe der nöthigen Existenzmittel, der Sorge für die Gegenwart und die Zukunft zu widmen, und daher gebricht es vielen an der nöthigen Muße, sich um die Vergangenheit zu kümmern. Es ist sicher, dass trotz der Fortschritte der historischen Wissenschaft, trotz der vielen Einzelforschungen und populären Darstellungen und trotz des historischen Unterrichts in den vielen Schulen der historische Sinn im Volke schwächer geworden ist, als er ehedem war.

Daher betrachtet es der Historische Verein für Steiermark auch als seine Aufgabe, von Zeit zu Zeit an die großen geschichtlichen Momente der Vergangenheit zu erinnern, und er hatte

die Freude, seine zu diesen Zwecken veranstalteten Versammlungen stets von einer großen Zahl von Geschichtsfreunden besucht zu sehen.

So veranstaltete er am 29. April 1880 in der Landstube eine feierliche Versammlung zur Erinnerung an die vor 700 Jahren erfolgte Erhebung der Steiermark zu einem Herzogthum. Der Statthalter Baron Kübeck, Feldzeugmeister Freiherr Franz Kuhn, der Bürgermeister Dr. Kienzl, der Präsident des k. k. Oberlandesgerichtes Ritter von Waser, der Finanz-Landesdirector Karl Korab R. von Mühlström, die Rectoren der beiden Hochschulen Dr. Karl Blodig und W. Heyne wohnten der Versammlung bei. Der Ehrenpräsident des Vereines, Landeshauptmann Moriz von Kaiserfeld, eröffnete die Versammlung, worauf Landesarchivar Dr. Josef von Zahn einen Vortrag über die Ausbildung und Erhebung der Steiermark zum Herzogthum hielt. An diesen Vortrag anknüpfend sprach der Prof. Dr. Franz Krones Ritter von Marchland über die Vereinigung der Steiermark mit dem Lande Österreich und seine späteren Geschicke.

Der Historische Verein wollte im Jahre 1882 eine Versammlung zur Erinnerung an die vor 600 Jahren erfolgte Belehnung der Habsburger mit Steiermark abhalten, betheiligte sich aber an der im Sommer 1883 vom steiermärkischen Landesausschusse veranstalteten Feier. Anläslich dieser Säcularfeier wurde auch eine Ausstellung veranstaltet, welche von der Culturentwicklung des Landes ein anschauliches Bild gab. Am 30. Juni fand in der Landstube eine Festversammlung statt, zu der sich ein sehr zahlreiches Publicum versammelte. Den Vortrag hielt Prof. Franz Krones von Marchland.

Am 1. Juli kam auch der Kaiser nach Graz. Im Landestheater fand am 3. Juli eine Festvorstellung statt, bei welcher nach einem Prologe Robert Hamerlings sechs lebende Bilder aus der Geschichte des Landes dargestellt wurden. Das erste Bild vergegenwärtigte die Versammlung der steirischen Landherren im Kloster Rein im Jahre 1276; das zweite stellte den Abschied des

Herzogs Ernst des Eisernen von seiner Gemahlin Cimburgis vor seiner Pilgerfahrt in das heilige Land dar; das dritte Bild führte den Empfang des Erzherzogs Karl II. und seiner Gemahlin Maria an der Weinzettelbrücke im Jahre 1571, das vierte eine Scene aus der Schlacht bei Sissek im Jahre 1593 vor. Im fünften Bilde zeigte sich die Kaiserin Maria Theresia, wie sie bei ihrer Anwesenheit in Graz im Jahre 1765 den steirischen Herzogshut mit acht kostbaren Perlen schmückte. Das sechste Bild führte die Zuschauer in das Jahr 1814; es zeigte aus dem Kriege heimkehrende Krieger, begrüßt von ihren Landsleuten.

Von Graz begab sich der Kaiser am 9. Juli nach Marburg, wo das Tegetthoff-Denkmal enthüllt wurde, das die Bürger ihrem großen Landsmanne errichtet hatten. Nachdem der Kaiser Laibach und die Adelsberger Grotte besucht hatte, kehrte er über Tarvis nach Ischl zurück.

Auch im Jahre 1892 veranstaltete der Historische Verein eine Festversammlung. Es handelte sich um die Feier der 700jährigen Vereinigung der Steiermark mit Österreich, die 1192 stattgefunden hatte. Die Feier fand am 20. November 1892 in der Landstube statt; den Vortrag hielt Herr Regierungsrath Dr. Franz Ilwof, der in klarer Weise die Verhältnisse auseinandersetzte, unter denen diese Vereinigung stattgefunden hat.

Die nächste historische Erinnerungsfeier wird im Jahre 1898 stattfinden. Die ganze Bevölkerung der Steiermark wird des vor fünfzig Jahren erfolgten Regierungsantrittes unseres Kaisers Franz Josef I. gedenken und sich mit den Bewohnern der übrigen Kronländer in dem Wunsche vereinen, dass die Regierung unseres erhabenen Monarchen noch viele Jahre dauern möge.

Herzogs Ernst des Eisernen von seiner Gemahlin Cimburgis bei seiner Pilgerfahrt in das heilige Land war; das dritte Bild führte den Empfang des Erzherzogs Karl II. und seiner Gemahlin Maria an der Landesgrenze, im Jahre 1571, das vierte eine Scene aus der Schlacht bei Sissek im Jahre 1593 vor. Das fünfte Bild zeigte uns die Kaiserin Maria Theresia, wie sie bei ihrer Anwesenheit in Graz im Jahre 1765 den steirischen Herzogshut aus dem feierlichen Werke schaute. Das sechste Bild führte die Zuschauer in das Jahr 1814; es zeigte uns den Krieger heimkehrende Steirer, begrüßt von ihren Angehörigen.

Der Zug begab sich der Reihe am 9. Juni nach Marburg, wo das Erzherzog-Denkmal enthüllt wurde, das die Bürger ihrem großen Landsmanne errichtet hatten. Nachdem der Kaiser Leibnitz und die Radkersburger Gegend besucht hatte, kehrte er über Marburg nach Wien zurück.

Auch im Jahre 1892 veranstaltete der Historische Verein eine Festversammlung; es handelte sich um die Feier der 700jährigen Vereinigung der Steiermark mit Österreich, die 1192 stattgefunden hatte. Die Feier fand am 20. November 1892 in der Landstube statt; den Vortrag hielt Herr Regierungsrat Dr. Franz Ilwof, der in klarer Weise die Verhältnisse auseinandersetzte, unter denen diese Vereinigung stattgefunden hat.

Die nächste historische Erinnerungsfeier wird im Jahre 1898 stattfinden: Die ganze Bevölkerung der Steiermark wird des vor fünfzig Jahren erfolgten Regierungsantrittes unseres Kaisers Franz Josef I. gedenken und sich mit den Bewohnern der übrigen Kronländer in dem Wunsche vereinen, daß die Regierung unseres erhabenen Monarchen noch viele Jahre dauern möge.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorgeschichte.

Erster Zeitraum.

Steiermark von der Völkerwanderung bis zum Beginn der Herrschaft der Habsburger.

Zweiter Zeitraum.

Die Habsburger bis zum Tode Friedrichs III. 1493.

Dritter Zeitraum.

Vierter Zeitraum.

Reformation und Gegenreformation.

Fünfter Zeitraum.

Politisches Stillleben.

Sechster Zeitraum.

Maria Theresia und Josef II.

Siebenter Zeitraum.

Von den Franzosenkriegen bis zur Gegenwart.

Ilwof, Franz Dr., **Franz Freiherr von Kalchberg.** (1807 bis 1890.) Sein Leben und Wirken im Ständewesen der Steiermark und im Dienste des Staates . . . . fl. 1.—.

Eine interessante historische Skizze, die bemerkenswerte Daten über Kalchberg, der sich um Steiermark so bedeutende Verdienste erworben, bringt. Die Schrift ist sachlich gehalten und zeugt von gründlichem Forscherfleiß in der Behandlung des umfassenden Actenmaterials.

Joherl, Ign. Heinr., Wildon. Einst und Jetzt. Chronik der Burg, des landesfürstlichen Marktes und der Pfarre St. Magdalena in Wildon . . . . fl. —.90.

Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte unseres Heimatlandes. Die Sippe derer von Wildon spielt in der Landesgeschichte eine gar bedeutende Rolle. Das Bändchen zeugt von emsigem Sammelfleiße und tüchtiger Darstellungsgabe.

Lange, Hans, Eine steirische Stadt im XVII. Jahrh. fl. —.80.

Entrollt vor den Blicken des Lesers Bilder aus vergessenen Zeiten, zeigt uns unsere Vorfahren in Freud und Leid, ihre Sitten und Gebräuche, den Handel und Wandel, ihre Tracht, wie sie zu Gericht saßen, wie sie wohnten, wie sie wählten und sich wehrten.

Schuster, Dr. **Leop., Johann Kepler** und die großen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit . . . . fl. 2.—.

Dieses für Theologen und Historiker gleich interessante Werk bespricht in objectiver Form die großen Streitfragen, welche um die Wende des XVI. Jahrhunderts Deutschland aufregten und zeigt dann das fast tragische Schicksal des großen Astronomen, seine Stellungnahme zu den Fragen, sein Verhältnis zu den Katholiken und zum „Hause Oesterreich“.

Schuster, Dr. **Leop., St. Anna am Aigen.** Gedenkschrift zum ersten hundertjährigen Jubiläum . . . . fl. —.10.

Ein Stück Localgeschichte. Wird für jeden Geschichtsforscher und auch für die Ortsbewohner von Interesse sein. Bei der Ausarbeitung wurden fast nur örtliche Originalacten benützt.

Zahn, Dr. **J. v., Styriaca.** Gedrucktes und Ungedrucktes zur steiermärkischen Geschichte und Culturgeschichte, 2 Bde. à fl. 2·—.

Das schön ausgestattete Buch... bringt Vieles... und steht hoch über der Dutzendware, die nur zu oft unter dem gleißenden Aushängeschilde „culturgeschichtliche“ Studie von unberufener Hand für den Büchermarkt des Tages „zusammengeklittert“ erscheint. Der Verfasser darf sich getrösten, durch dieses sein Werk, was Form der Sprache und Wahl der Stoffe anbelangt, zwischen einem reinen Geschichts- und einem echten Volksbuche glücklich vermittelt zu haben.

Druckerei „Leykam", Graz

Kruis